RUDOLF PRESBER

DAS HORN VON THURN UND TAXIS

Meinem lieben Philipp

Zum Kriegsweihnachten 1940.

Sein Hans.

P.F.
D.

Das Horn von Thurn und Taxis

Rudolf Presber

Das Horn von Thurn und Taxis

Roman

Paul Franke Verlag
Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Paul Franke Verlag
Inh.: Paul Franke & Rudolph Henßel G. m. b. H.
Berlin

Druck von Fischer & Wittig, Leipzig

„Prost, Eugenie!"

„Prost, Onkel Niki!"

Der von der Sonne gebräunte Oberkellner — er war im Winter in Kairo tätig —, der sich's nicht nehmen ließ, die Bedienung der Neuankömmlinge selbst zu überwachen, gab dem eifrigen, blutjungen Kellner ein Zeichen, erst die vollendete Zeremonie des feierlichen Zutrunkes abzuwarten, ehe er — korrekt die Linke auf dem Rücken und auf der gespreizten Rechten die Silberplatte mit dem appetitlich zugerichteten Risotto à la Milanese — zum zweitenmal anbot.

„Ein gutes Weinchen", lobte die junge Dame, indem sie genüßlich nachschmeckend das Glas auf den Tisch setzte.

„1921er Eschendorfer Fürstenberg Auslese."

„Donnerwetter!" Das burschikose Wort kam nicht kennerhaft, sondern naiv vergnügt von den weinfeuchten hübschen Lippen.

„Ein Frankenwein, wie sich's für einen alten fränkischen Ausreißer ziemt, wenn er sich der langentbehrten Heimat so sachte wieder nähert."

Lächelnd hielt der alte Herr, sich am Goldton freuend, sein Glas gegen das Licht des gepflegten Gartens, der der Glasveranda vorgebaut war.

„Übrigens", er nickte dem sich geschmeichelt verbeugenden Ober zu, „ihr behandelt den Wein hier ganz richtig.

Keller-kühl — aber kein übertriebenes Eis, das den Genuß der zarten Blume verdirbt, wie das leider in so vielen Gasthöfen Mode ist. Von der unsinnigen Behandlung, die sich die armen Weine bei uns da d r ü b e n gefallen lassen müssen, gar nicht zu reden."

„Darf ich d u m m fragen?" Das hübsche Mädchen bediente sich mit Hühnerleber und wartet die erbetene Erlaubnis nicht ab. „Was s i n d eigentlich ‚Frankenweine'?"

Ein gutmütiges Lächeln flog über den sauber rasierten Mund des alten Kavaliers. „Daß ich, ein alter, freilich nicht ganz echter Amerikaner, dem bekanntlich noch — nicht mehr lange, hoff' ich — der Wein gesetzlich verboten ist, so was einem deutschen Mädel erklären muß, das ist ulkig. Also das Weinbaugebiet der Frankenweine, liebe Eugenie, reicht etwa — immer den Main entlang, der sich hier in einer wunderlichen Schlinge gefällt — von Marktbreit bis Fahr, von Ochsenfurt über Würzburg bis Retzbach.

„Seien Sie mir, bitte ..." Sie stockte. Der Löffel glitt ihr in die Soße zurück, als sie sich rasch verbesserte: „S e i mir, bitte, nicht böse, Onkel Niki, Retzbach und Fahr habe ich noch nie in meinem Leben gehört. Unsere Geographiestunde führte uns mehr nach Afrika an den Kongo und nach Asien und an den Himalaja als den fränkischen Main. Und unsere „Heimatkunde" die wimmelte bloß so im engen Kreis herum: Rathenow, Oranienburg, Bernau, Straußberg, Woltersdorf, Zossen ... So immer um das große Zentrum und das gemütliche Potsdam herum. Das Kühnste war schon Rheinsberg im Norden und Jüterbog im Süden. Freilich von Ochsenfurt und Würzburg hab' ich natürlich auch gehört."

„Würzburg, das glaube ich! Da fahren wir gelegentlich mal hin — das ist hier von Homburg oder von Frankfurt aus gar keine übertriebene Strapaze. Aus Würzburg kommen die herrlichen Steinweine ins Land — Gutedel, Riesling, Traminer —, die alle von Hanau bis zum heil'gen Veit von Staffelstein gebaut werden. Mein großer Landsmann Goethe — der war übrigens, wenn man meiner guten, längst toten Mutter, die's oft erzählte, glauben will oder gar meinem noch recht lebendigen Vetter Adam" — ein listiges Lächeln begleitete den Satz, als er vollendete —, „den du wohl ‚Großonkel' wirst nennen müssen — und der wohl auch noch immer den Familienfimmel hat —, war durch die Textors noch mit uns verwandt. Ich wollte sagen, Goethe hat am liebsten Frankenweine getrunken. Ungesüßte Frankenweine. Sein letztes wirklich verbürgtes Wort an seinem Sterbetag war nicht das viel zitierte „Mehr Licht", sondern die mit noch kräftiger Stimme geäußerte Frage: „Ihr habt mir doch keinen Zucker in den Wein getan?" ... So hat's wenigstens ein Freund meines Vaters, Coudry, dessen Großvater, Oberbaurat in Weimar, dabei war, immer erzählt. Und solch verbürgtes letztes Wort scheint mir für einen Franken und einen Dichter bezeichnend."

So weit hörte der die Bedienung diskret mit Blick und Fingerwinken lenkende Ober das Gespräch mit an. Dann zog er sich zu dem Anrichtetisch zurück. An dem war gerade der Manager, der aussah wie ein Diplomat und bei dem man an der blütenweißen Hemdbrust eigentlich nur den Halsorden vermißte, damit beschäftigt, die Suppe für eine Wiesbadener Touristengesellschaft auszuschöpfen. Und während der Ober, ernst, korrekt und ohne eine Miene

zu verziehen die Tische in der großen Glasveranda überblickte, von denen nur noch sechs besetzt waren, und scheinbar ganz aufging in Wachsamkeit und Fürsorge, sagte er halblaut: „Der Amerikaner ist nicht ganz echt, der da vorhin mit dem neuen Adler-Trumpf, vier Zylinder, ankam."

„Wieso?" fragte der Manager, ohne den Blick, um die richtige Zuteilung der Eierschwämmchen besorgt, von der Tomatensuppe zu heben, „wieso?"

„Er hat wohl lange da drüben gelebt. Spricht fehlerfrei Deutsch, aber amerikanisch getönt und mit leichtem Akzent unserer Gegend hier."

„Nanu?" Der Manager war erstaunt.

„Er scheint so was wie Weinhändler —"

„So was wie — Jetzt — da drüben? Das ist ein oberfaules Geschäft."

„— und er ist mit Goethe verwandt."

„W a s denn — mit Goethe verwandt?! Der Manager verzählte sich in den Klößchen.

Der Ober ließ sich nicht irre machen. „Das hübsche Fräulein —"

„S e h r hübsch!" schaltete der Manager ein und gab den letzten Teller an den ungeduldig wartenden rotbäckigen Kellner.

„Das hübsche Fräulein kommt n i c h t aus Amerika."

„Als seine Nichte schrieb er sie ins Gästebuch."

Der Ober zuckte leicht die Achseln. Er schaute nach einem kleinen Tisch hin, wo ein forscher älterer Herr, dem man sofort den ehemaligen Offizier ansah, die Beine behaglich ausgestreckt, mit einem kleinen gelben Japaner bei der zweiten Flasche saß, von der freilich der Japaner

wohl kaum Wesentliches getrunken hatte, und sagte: „Vielleicht — vielleicht. Der „Onkel" ist ihr jedenfalls ziemlich neu. Sie verspricht sich noch beim Duzen. Schwankt auffällig zwischen Respekt und Vertraulichkeit. Sie muß aus Berlin oder Potsdam sein."

„Auch mit Goethe verwandt?"

„Das glaub' ich weniger. Die Verwandtschaft schien ihr noch neuer als die mit dem Amerikaner."

„Übrigens eine distinguierte Erscheinung, der alte Herr!"

Der Ober nickte. „Er paßt jedenfalls nicht schlecht in die Zimmer des Königs von England, die ihm der Chef in der ersten Etage gegeben hat."

„So? Die englischen Zimmer! ... Und das Fräulein —?"

„Wohnt im Zimmer der Hofdame."

„Hm — also — nicht neben ihm?"

„Nein."

„Also — doch vielleicht die Nichte."

Der Ober wollte wieder mit den leicht wattierten Achseln zucken, aber da sah er, daß der Oberstleutnant von Lindebomm, der nach dem Mosel einen etwas schwereren Rheinwein zu trinken wünschte, ihn heftig herbeiwinkte. So ließ er die halb erhobenen Achseln wieder fallen und eilte mit verbindlichem Lächeln auf den hier wohlbekannten jovialen Gast zu.

Kurt Korn, der Manager, aber stand, die beiden gepflegten Hände leicht auf den Tisch gestützt, und versank in Gedanken. Er hatte eigentlich einmal studieren wollen. Dazu hatte es nach des Vaters Tode nicht mehr gereicht. Dann war er eine Weile in Mainz Journalist gewesen. Hatte

sich diese Berufsübung aber anders gedacht. Man hatte ihn, statt Gefühlvolles oder Kritisches von ihm zu drucken, zu den Gerichtsverhandlungen geschickt. Aber seine Berichterstattung war dem Schriftleiter zu unsachlich, zu romantisch. Er referierte nicht, er nahm Partei. Manchmal sogar gegen die Richter. So baute man ihn an der Zeitung ab. Da besann sich der Enttäuschte auf seine beträchtlichen Sprachtalente — er sprach Deutsch, Französisch, Englisch und Italienisch — und auf seine guten Manieren. Seine Figur und sein anständiges Aussehen, das eben nur den Halsorden vermissen ließ, empfahl ihn für erstklassiges Hotel. Und so schöpfte er jetzt hier in „Ritters Park-Hotel" seit Beginn der Saison die Suppe aus, ging bei Lunch und Dinner höflich grüßend die Reihen der blitzsauber gedeckten Tische entlang, zeichnete schlichtere Gäste durch ein kurzes Gespräch über das Wetter und das Kurprogramm aus, erfreute die Hypochonder durch Aufzählung von Wunderkuren durch die Homburger Wasser und erwies sich vornehmeren und anspruchsvolleren Reisenden gegenüber — immer nur auf Wunsch und Frage — als genauer Kenner der „Saalburg" und ihrer Geschichte sowie der nahen Städte Frankfurt und Wiesbaden, ihrer Sehenswürdigkeiten und Kaufgelegenheiten. In eine junge Dame unter den Gästen war er stets verliebt. Das war ihm eine Lebensnotwendigkeit, um es in diesem Berufe auszuhalten. Er vergab sich aber nichts. Zeigte die Herzenserregung nur dadurch, daß er auf „ihren" Tisch jeden Morgen die schönsten Blumen stellen ließ. Gestern gerade war die von ihm verehrte kleine österreichische Baronesse wieder nach Graz abgereist, die hier vier Wochen lang, ziemlich laut aber mit dem goldenen Wiener Herzen,

ihren etwas vertrottelten Großvater betreut hatte, der am Isonzo das Gehör verloren hatte. Morgen würden die schönsten Blumen auf dem Tischchen der Nichte des Amerikaners stehen. Gleichviel, ob sie... oder ob sie nicht...

Nikolaus Sennelaub, der noch sehr gute Augen hatte und ohne Brille las und in die Ferne sah, beugte sich, leicht die Hand der Nichte berührend, über den Tisch. „Die beiden dort — der Ober und Manager — haben eben über uns gesprochen."

„Glaubst du?"

„— und das Achselzucken des Obers galt dir, Eugenie. Du mußt dich ein bißchen besser in der Gewalt haben, liebes Kind. Dein Mund sagt manchmal noch nicht „du" — und deine Augen sagen's noch nie."

„Es tut mir wirklich leid, wenn ich..."

„Es macht nichts. Hier wenigstens macht es noch nichts. Für Frankfurt wird's wichtiger. Das Personal ist durchaus unwichtig. Sie hätten doch aus deinem Gepäck — dem Handkoffer — ohne jeden Hotelvermerk bald geschlossen —"

„Das Richtige —?"

„Nein, das — das leider Unrichtige. Aber wenn morgen beim Frühstück und Lunch die Tische neben uns besetzt sind, mit Leuten von Welt, dann mußt du mit Mund und Augen wirklich etwas besser und vorsichtiger —"

„— Komödie spielen?"

„Ist's denn eine Komödie?" Nikolaus trank mit einem gutmütigen Lächeln der Nichte seinen Rest zu. Wenn es dir recht ist, gehen wir nach dem Essen noch ein Stückchen

in den berühmten Homburger Park hinein. Den größten und — nächst Pyrmont — vielleicht schönsten aller deutschen Bäderparks. Und wenn wir uns da ein bißchen ausgesprochen haben, dann fällt es dir vielleicht leichter ..."

„Es wird schon, Onkel Niki." Die Anrede kam etwas überlaut und forciert heraus.

Der Manager, der gerade mit einer Verbeugung, „Wünsche wohl gespeist zu haben", am Tisch vorüberging, hatte die Tonstärke bemerkt. Er dachte: sie ist nicht die Nichte. Aber bildhübsch. Und ich liebe sie. Hoffentlich machen sie vier Wochen Kur ... Und zu Otto, dem jüngsten Kellner, sprach er am Ende des Saals die eindringlichen Worte: „Otto, Sie schneiden morgen, vor dem Frühstück, drei gelbe Teerosen — von denen vor dem Eckfenster bei den Rhododendren — die schneiden Sie vorsichtig ab — langstielig — und legen Sie dort der blonden jungen Dame neben das Kuvert."

„Die Teerosen —? Und dann kommen keine anderen Blumen mehr auf den Tisch?"

„Doch — natürlich die üblichen Blumen in der Vase auch. Bedienen Sie den Tisch besonders aufmerksam. Das ist ein reicher Amerikaner, der sich nicht daran kehrt, daß die Trinkgelder ‚inbegriffen' sind."

„Und die junge Dame —?" Otto hatte auch sozusagen Augen im Kopfe und war nicht gefühllos.

Der Manager sah ihn verweisend an und äußerte abschließend: „Die junge Dame — ist eine junge Dame."

Dieses aber war auch Otto nicht entgangen. Seit er vor drei Jahren mit dem fuchsblond bezopften Käthchen Klicker in der Kirche von Kronberg eingesegnet worden war, hatte er seines Wissens kein so schönes Mädchen gesehen.

Eugenie hatte währenddessen den Ober an den Tisch herangewinkt. Nicht ganz mit der lässigen Sicherheit hatte sie das getan, mit der sonst weitgereiste Damen oder Nichten reicher Amerikaner so was machen. „Bitte, Herr Ober — hat der Hund draußen a u c h etwas bekommen?"

„Gewiß. Wie das gnädige Fräulein den Portier bei der Ankunft instruierten. Aber er frißt leider nicht recht — der Hund. Er ist noch ein wenig mißtrauisch. Knurrt und schnappt auch."

„Oh, das macht die schlimme Pfote — der arme Kerl hat gewiß Schmerzen. Sollte man ihm" — sie wendete ihren hübschen blonden Pagenkopf fragend zu Nikolaus — „sollte man ihm nicht für die Nacht ein Schlafpulver —"

„Das dürfte ihm — und dem Teppich nicht bekommen."

„Vielleicht", gestattete sich der Ober einzuwerfen, „wenn man dem Tier gut zuredete? Man müßte ihn mit seinem Namen anrufen. Darf ich ergebenst fragen, wie er heißt?"

„Das — das dürfen Sie natürlich." Eugenie wurde purpurrot. „Er heißt nämlich —" Sie sah hilfesuchend den Onkel an. Dieser aber hörte gar nicht zu. Er sah aufmerksam hinüber zu dem Tisch, an dem sich unter vielen tiefen Verbeugungen, die für den Abschied von der Leiche des Mikado genügt hätten, der gelbe kleine Japaner von dem hochgewachsenen schlanken Herrn trennte, dessen Gastfreundschaft er genossen und durch ausgiebige Bücklinge in der Kniebeuge belohnte.

„Er heißt — heißt Kaspar Hauser", stieß Eugenie jetzt rasch hervor.

„Wer bitte — der Hund —?" Der Ober schien verblüfft ob dieses Doppelnamens, dem er mal in einem Lieferungroman „Die bleiche Gräfin" in Verbindung mit einer mystischen Prinzenaussetzung begegnet war.

In diesem Augenblick kam der schlanke Oberstleutnant mit dem kleinen Ostasiaten an dem Tisch vorbei. Nikolaus hörte ihn sagen: „Also noch mal zu wiederholen — ein halbwegs verständiges Angebot Ihrer Firma — und die Sache mit der chinesischen Madonna ist gemacht. Sagen Sie bitte Ihrem Chef: meine Forderung bleibt, das weiß ich, weit unter dem Wert des Gemäldes. Aber ich leide ein wenig unter Zwangsvorstellungen. Und seit mich ein guter Freund — der Himmel erschlag ihn dafür! — darauf aufmerksam gemacht hat, daß die echt chinesischen langen, spitzen Fingernägel der Mutter dieses Kind beim Baden und Wickeln und Tränken und überhaupt, was mit so einem Kind passiert, schwer verletzen müßten — da kann ich das ekelhafte Bild nicht mehr sehen."

„So werde ich sacken — genau so." Mit einer letzten tiefen Verbeugung, die kurzen gelben Hände über die eingedrückte Brust kreuzend, verlor sich der Japaner rückwärts gehend zur Saaltür. Von wo er mit strahlendem Lächeln in den Saal zurückrief: „Herr Obbrist, heißer Dank! Sie hören baldig vor mich!"

Als sich jetzt der Oberstleutnant, kehrt machend, wieder seinem Tisch zubewegen wollte, auf dem noch eine halbe Flasche der Erledigung harrte, stand er dem sitzenden Nikolaus, der forschend zu ihm aufsah, gerade gegenüber. Die beiden Herren schauten sich scharf ins Auge. Dann klappte der Oberstleutnant die Hacken zusammen und sagte mit einer leichten Verbeugung: „Von Lindebomm. Pardon,

wenn ich mich irre — aber ich habe den ganz bestimmten Eindruck ... Herr Sennelaub aus Frankfurt?"

Schon schüttelten sich die beiden herzlich die Hände.

„Und Ihr Bruder Karl?"

Der Oberstleutnant räusperte sich, ehe er antwortete: „Liegt — als anständiger Kerl mit zwei Brustschüssen — vor Verdun. Da kannst du ein Drittel unserer Kompenäler suchen, wenn du willst. Das zweite Drittel ist übrigens auch schon weg. Friedlicher, aber ebenso gründlich erledigt. Und wenn sich heute zwei vom dritten Drittel begegnen, — ach, du lieber Gott, so sind sie auch nicht schöner und nicht jünger geworden, was?"

„Na —" Nikolaus übernahm die vertrauliche Anrede als ersten Gruß der Heimat und Jugend nicht ungern. „Du hast dich recht gut gehalten, lieber Lindebomm."

„Darum hast du mich auch — als ich da drüben mit dem zähnefletschenden Ostasiaten saß, überhaupt nicht erkannt. Während ich... na, daß ich gleich gewußt hätte: das ist der Nikolaus Sennelaub, das will ich ja nicht sagen — schließlich du warst ja, als wir die Zwingburg der Frankfurter Junghofstraße besuchten — ‚non scholae sed vitae!' —, erst in der Tertia — Banknachbar meines Bruders Karl — als ich schon, langbeinig und alle Tage rasiert, in Oberprima von unserm ‚Igel' genannten Omnipotenz geschurigelt wurde."

„Ich hör' dich heute noch bei der Abschiedsrede für die Prima im Kaisersaal des ‚Römer' am Schluß des üblichen lateinischen Sermons dein: ‚Valete — Valete — Valete!' in den gefüllten Saal schmettern."

„Tja — und wofür das viele eklige Latein?" ‚Non scholae sed vitae.' In China — ich war dort 'ne Zeit-

lang Instrukteur — hatte ich mal 'ne Darmgeschichte mit üblem Fieber. Da soll ich dem englischen Arzt, der sich persönlich meiner Kehrseite mit der Spritze näherte, weil er einen Einlauf für nötig hielt, dem soll ich zugerufen haben: ‚Tu etiam, mi fili Brute!' Und als ich viel später als Major mit einem Lungenschuß — es rasselt manchmal noch ein bißchen zur freudlichen Erinnerung — im Lazarett von Lille lag, soll ich mit vierzigzwei Temperatur plötzlich mich im Bett aufgesetzt und wie verrückt deklamiert haben: ‚Odi profanum volgus et arceo — favete linguis...!' Das waren die einzigen Gelegenheiten, bei denen ich, seit ich erleichtert die Tür der Prima zuschlug, noch die neun Jahre lang gepaukte lingua latina bemühte... Übrigens —" Er hatte das Einglas mit leichtem Druck eingeklemmt und dämpfte die Stimme, der er sonst, auch bei der Erzählung von dem lateinischen Einlauf, durchaus keinen Zwang angetan und immer ein bißchen den Kommandoton gewahrt hatte: „Übrigens, wer ist das reizende Kathrinchen da?"

„Was für ein Kathrinchen?"

„Na, da an deinem Tisch — Fräulein Tochter? — Enkelin gar schon —?"

„Bloß — Nichte."

„Bloß? So — hm." Der Oberstleutnant nickte und steckte schmunzelnd das randlose Einglas wieder in die Westentasche. „Der liebe Gott schenke uns allen im Alter so 'ne nette Nichte!"

„Darf ich bekannt machen", Nikolaus überhörte den Stoßseufzer und stellte korrekt vor, „— Herr Oberstleutnant von Lindebomm — vor vielen Jahren ging ich mit seinem Bruder in dieselbe Klasse ins Frankfurter Gym-

nasium ... er selbst, ein paar Jährchen älter, war schon stolzer Primaner — und unser bewundertes Vorbild ... der beste Turner, Fußballspieler, Schlittschuhläufer ..."

„Wir schenken ihm die welken Lorbeerkränze, die er meiner Jugend aufs sinkende Grab legt. Was, meine liebe Gnädige?"

„Meine Nichte Eugenie."

Lindebomm, der einen Augenblick lang auf den Nachnamen gewartet hatte, verbeugte sich galant: „Auch vom Mississippi? ... Verzeihen Sie, bei mir ist alles, was von da drüben kommt, vom Mississippi ... Wie alles, was hier in Homburg am Sonntag rumläuft und den Kurgästen die besten Bänke im Park und bei der Musik wegnimmt, aus Frankfurt ist."

„Ihr Tischgast vorhin — Herr Oberstleutnant" — Eugenie lächelte ihn schalkhaft an, wobei sich ein hübsches Grübchen in der linken Wange zeigte — „sah nicht so aus, als ob er aus Frankfurt käme."

„Mein Tischgast —?" Ein ganz klein wenig schien der Oberstleutnant durch den reichlichst genossenen edlen Wein im raschen Denken behindert. Aber er fand sich zurecht. „Ach so — Sie meinen den gelben Kleinen da vorhin — so ein Mittelding zwischen Asmodeus und Robert der Teufel, was? — reinblütiger Japs aus — aus der Stadt ... lieber Himmel, lehr mich das konsonantenreiche Nest auf Nippon aussprechen." Ungeduldig brach er ab und änderte das Thema. „Ja, also, lieber Sennelaub, ist das nicht ein wunderlicher Zufall — die Erkenntnis, die ich nicht mehr hatte, das Bild der Tatsache, das mir so oft auf dem ‚Unterbewußtsein', von dem sie jetzt soviel Wesens machen, bloß so rumschwamm, das

hat mich doch, seit ihr beide hier Platz nahmt, in der geschäftlichen Unterhaltung mit dieser gelben Rübe gestört. Ich fragte mich immer: wer *ist* denn bloß der vornehme alte — verzeih: ‚ältere', dachte ich, ältere! Hier ist mal der Komperativ *weniger* als der Positiv ... Wer ist der ältere Yankee da drüben — mit dem blonden Kathrinchen, Pardon — ja, so dacht' ich und hatte ganz deutlich das Gefühl: Der Mann hängt irgendwie mit dem ostasiatischen Inselchen zusammen, auf dem die gelbe Rübe da ..."

„Ich ... mit ...? Nanu?!"

„Ja, *du*. Und es *war* auch so. Weißt du, wer der Japaner ist — oder als *was* er hierher zu mir kam? Der Mann, übrigens ein fabelhaft intelligenter Bursche, so was wie ‚Baron' da drüben, Sohn eines schrecklich vornehmen Hofbeamten in Japan und wahrscheinlich nur zur Tarnung ‚Kaufmann' — aber wie alles, was die Kerle da drüben machen, ein ‚gerissener' Kaufmann — ja also, der lernt oder hilft oder betätigt sich — na, was denkst du wohl?"

„Wie soll ich das ahnen?"

„Ja, wie sollst du ..." Der Oberstleutnant lachte ein kräftiges Lachen, das ein wenig an das Gebrüll des Kriegsgottes Ares in der Ilias erinnerte. „Er ist nämlich tätig — nun halt' dich mal fest — tätig in der Firma ‚Ulrich Sennelaub Nachfolger, Orientwaren' — der dein Neffe, — oder was ist er? — dein Neffe Bernhard Sennelaub ..."

„Mein Vetter."

„— oder Vetter — das ist doch Jacke wie Hose — also der steht der Firma vor. Ich glaube, dein Vater hat sie mit seinem Bruder Theodor begründet — die beiden hatten zu-

sammen mit meinem Vater einen Stammtisch, den sie ‚die Heitereitei' nannten. — Na, die beiden Herren haben ja längst in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt — du warst weg und einer muß ja wohl ... Ich hab' mir den gelben Vertreter herkommen lassen, weil ich unter meinem vielen chinesischen Kram — sogar kleine Geschenke von Li-Hung-Tschang und eine Vase vom ‚Sühneprinzen' darunter — du mußt dir das Zeug mal ansehen, drei Zimmer voll, damals aus China mitgebracht — ja, weil ich die schlitzäugige Madonna — sehr wertvoll als Gemälde — einfach nicht mehr sehen kann. Und dem gelben Kathrinchen auf dem Bilde die scheußlich langen Nägel schneiden, kann ich auch nicht ... Mein Gott, wenn der Japaner, als er mich da drüben zwei Stunden angrinste, gewußt hätte ..."

„Gut, daß nicht!" Nikolaus kam sich vor wie der Reiter, der über den Bodensee geritten ist. Sein ganzes schönes Inkognito, das ihn noch vor der ahnungslosen Verwandtschaft schützte, wäre sofort in die Binsen gegangen.

„Das Geschäft blüht also noch?" fragte er rasch.

„Na: blühen — ‚blühen', das ist so 'ne Tätigkeit oder ein Zustand, lieber alter Kompenäler, mit dem sich eigentlich heutzutage in Deutschland kein Aas — Pardon: kein Mensch und keine Firma mehr beschäftigt. Ausgenommen" — er schaute mit lächelndem Wohlgefallen zu Eugenie hinüber — „ausgenommen gewisse zugereiste, höchst scharmante europäische Nichten amerikanischer Großkaufleute ... Ich nehme an, du bist Großkaufmann? Um was anderes zu werden, geht doch keiner hinüber über den großen Teich; und ehe er es mit Gottes und seiner Ellenbogen Hilfe geworden ist und hier ein bißchen

den dicken Wilhelm spielen kann, kommt doch von da drüben keiner wieder zurück."

„Na — dicker Wilhelm — Großkaufmann —? Ich bin allerdings in der Industrie."

„Aha! Verfertigst so ein bißchen Panzerzüge, Flugzeuge, Stratosphärenkähne ..."

„Nicht ganz. Nur winzige Apparate — die du nicht brauchst."

„Wieso —? Was weißt du von mir — ich kann viel brauchen — zum Exempel bei der schmalen Pension, wie der Marschall Trivulzio: Danari — danari — e poi danari —"

„Für meine Artikel kaum. Es sind Tonverstärkungsapparate nach immerzu wechselnden Systemen. In erster Linie für Schwerhörige. Das bist du nicht."

„Noch nicht, Gott sei Dank!"

„— Und die, zu denen du sprichst, die brauchen auch keine Tonverstärkung."

Gutmütig lachend stieß der Oberstleutnant den Sprecher in die Seite und zwinkerte dabei mit den Augen zu Eugenie: „Hören Sie's, schönes Fräulein Nichte: wie er mir so ganz nebenbei eine kostenlose Anstandslektion gibt? Das war schon früher so seine Art. Maliziös, aber man kann ihm nicht böse sein. Dazu macht er's denn doch zu nett. Und alles kommt, denk' ich, im Leben darauf an, wie nett man's macht — und ein wenig auch, wie nett man aussieht... Donnerwetter!" Der Blick des Oberstleutnants war auf die Uhr über der Kredenz gefallen. „Neun vorbei! Mein Kathrinchen wird ungeduldig sein und bös. Ich wollte um acht zu Tisch zu Hause sein — da finde ich unterwegs den Japaner — sollte eigentlich erst mor-

gen ... Zufall, Kismet. Kadzumara Kadzimura — heißt das Radieschen übrigens. Fabelhafter Name, was? Ich habe drei Stunden daran gelernt ... Ich wohne — aber hier hast du meine Karte, Telephonanruf steht auch drauf. Famos wohn' ich — Zufall, Kismet — abgebautes Hotel, lauter Vorderzimmer, was man so mit dem sonst für uns alte Militärs unsympathischen Wort ‚Flucht' bezeichnet. Eine Zimmerflucht. Du bist, das hört' ich vorhin zufällig, heut erst angekommen — übrigens länger als zwei Tage ist niemand hier, ohne daß ich ihn gesehen habe — und du bleibst hoffentlich eine Weile?"

„Ich will hier mit meiner Nichte die Kur gebrauchen."

„Ach — mit dem Fräulein Nichte? Das wird dir gut bekommen. Schon o h n e so reizende Begleitung ist mancher hier gesund geworden. Kohlensäure, Sprudelbäder — Moorbäder — Tonschlammgebirge — Glühlichtbäder — Höhensonne — Herz u n d Magen, was begehrste?! Was fehlt d i r übrigens? Nach deinem Aussehen würde ich konstatieren: nichts."

„Mich haben da drüben die Eisgetränke ein wenig auf dem Gewissen. Mein Magen ist der beste nicht mehr. Und mein sehr guter Arzt in Philadelphia, der übrigens — wie die meisten, die drüben was können — hier in Deutschland studiert hat —"

„Na, w o soll ein sehr guter Arzt sonst studiert haben", nickte der Oberstleutnant.

„— der hat mir vier bis fünf Wochen Homburg verordnet."

„Hübsch, alter Junge, wenn man in der Lage ist, sich ausgerechnet in Philadelphia am Delaware vier bis fünf Wochen Homburg vor der Höhe verordnen zu lassen!

Wenn mir mein — übrigens auch sehr guter — Homburger Arzt ‚vier bis fünf Wochen Philadelphia' verordnete, ich käme etwas in Ungelegenheit und mit meiner durch reichliche Abzüge ausgezeichneten Pension bestimmt in einige Unordnung. Und wenn ich dazu eine Nichte — ich habe leider keine — mitnähme, die hätte vermutlich trotz guter Behandlung schon in Neuyork nichts zu lachen... Aber die Hauptsache, du erfindest neue Trommelfelle — das nährt seinen Mann auch während er spazieren reist — schwelgst in Valuta und Reminiszenzen, bleibst eine Weile hier, läßt deinen Magen in Homburg gesunden und das Herz nicht zu kurz kommen, umarmst die Familie im alten Frankfurt — es ist ja noch eine ganze Menge zu umarmen da — und schaust bald mal herein bei deinem getreulichen Freund, Landsmann und Kompenäler Lindebomm. Er wohnt hier gerade um die Ecke — ich verweise deinen Spürsinn auf die Visitenkarte — und freut sich wie ein Stieglitz, den königlichen Kaufmann aus Philadelphia in seinem bescheidenen Wigwam wiederzusehen. Und das gleich in einer Gesellschaft, von der" — der Oberstleutnant hatte Eugeniens hübsche Hand erfaßt, über die er sich in flüchtigem Kuß beugte — „schon übermorgen, nach dem Fest auf der Kurterrasse, ganz Homburg mit respektvoller Begeisterung reden wird."

Ein Händedruck für Nikolaus, eine respektvolle Verbeugung für Eugenie, und der Oberstleutnant verschwand über die Terrasse durch die Palmen des Vorgartens.

„Nun geht er — zum Kathrinchen", lachte Eugenie vergnügt. „Wer ist das übrigens, das Kathrinchen?"

„Das ist wohl schwer zu sagen, wer das Kathrinchen ist. Erst hat er — kam mir vor — dich so genannt, dann

eine chinesische Madonna, die zu lange Nägel hat, und zuletzt — tja, wen? Eine Dame, die ihm scheint's den Haushalt führt. Aber — seine Sorge, nicht wahr? Wie wär's nun, meine liebe Ottilie —"

„Um bei der Wahrheit zu bleiben: Eugenie", verbesserte sie leise und sah sich vorsichtig dabei um. Aber die Tische in der Umgegend waren schon leer. Rechts in der Ecke las ein Engländer, noch im Golfdreß, die ‚Times'. Und links, ganz dicht an der offenen Glastür zur Veranda, saß ein blutjunges Hochzeitspärchen, hielt sich bei den über den Tisch gestreckten Händen und ließ achtlos das künstlich geformte Ananaseis zu einer unansehnlichen Soße zerschmelzen.

„Natürlich — Eugenie! Wie komme ich bloß auf Ottilie?"

„Vielleicht durch deinen Landsmann Goethe und die Gerbermühle, der du dich näherst."

„Sieh mal an! Literarisch gebildet ist das Nichtchen auch — das heißt, die Frau von Willemer hieß eigentlich Marianne, und Ottilie war die Schwiegertochter des alten Herrn."

„Ose — Pardon."

„Aber sonst im nicht ärmlichen Leben meines großen Landsmannes wohl bewandert."

„Um bei ihm zu bleiben, Herr Onkel, können Sie — kannst du dir vielleicht den schwierigen Namen Eugenie an der ‚natürlichen Tochter' merken ... So als Knopf für die unnatürliche Nichte."

„Komm, Eugenie, du unnatürlich respektlose Nichte — gehen wir noch ein wenig hinaus in den Kurpark. Du wirst, der Birken und Fichten gewöhnt, die da oben aus

euerm Sandboden wachsen, hier ein Taunuswunder erleben — und eine klare Sternennacht haben wir scheint's auch ..."

„Kein Wölkchen am Himmel!" erlaubte sich der Ober zu bestätigen und schob die Stühle zurück.

„Erst — erst" — Eugenie hielt den Onkel am Arm zurück — „muß ich noch nach unserem kleinen Patienten sehen."

„Nach Kaspar Hauser", nickte der Oberkellner mit ernster Zustimmung.

„Nach wem?" fragte Nikolaus und blieb erstaunt stehen.

„Er hatte gerade, als ich vorhin nach ihm sah, einen Hammelknochen in Behandlung, der Patient. Es scheint ihm schon besser zu gehen." Der Ober winkte Otto heran. „Führen Sie die Herrschaften auf den Hof, Otto, wo der kranke Hund auf der Strohmatte —"

„Wieso — Kaspar Hauser?" fragte Nikolaus, die Stimme dämpfend, indem er sich leicht in Eugeniens Arm einhakte.

„Ach, der Name fiel mir grad so ein — er ist doch auch ein armer Findling — und kann sein Leid nicht klagen, nicht wahr?"

„Ach so, auf die Art!"

Sie standen in dem kleinen Hof hinter dem Quergebäude. Da lag — den erwähnten Hammelknochen noch immer im triefenden Maul — ein weiß verbundenes Vorderpfötchen kokett von sich streckend, ein in der Rasse schwer zu bestimmender, wohl auch keiner bestimmten Rasse zugehöriger Köter, etwa von Pudelgröße. Allerlei Halme und Grünes klebte im zottigen, staubigen, braunen

Fell. Aus gutmütigen, etwas verängstigten Augen blinzelte er zu den beiden auf, die er wohl wiedererkannte. Das nicht beträchtliche, buschige Schwänzchen wedelte heftig dazu.

„Man müßte den Bruder Straubinger erst mal ordentlich baden, wenn Sie ihn behalten wollen."

Nikolaus wendete sich zu dem Sprechenden um. „Ach, Sie sind's, Dribbderbach. Haben Sie das Auto gut untergebracht?"

„Famose Garage, gehört zum Hotel", meldete der Chauffeur und nahm, nicht allzu stramm, Stellung, indem er leicht an den Mützenschirm griff. Es war ein ganz hübscher, von der Sonne gebräunter junger Mensch, so zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahre, der in seiner olivengrünen Livree mit den hohen gelben Stiefeln gut, fast militärisch, aussah.

„Abgespritzt und blitzsauber steht der Wagen bereit. Wollen die Herrschaften heute abend noch ein bißchen . . .?"

„Aber nein", wehrte Nikolaus ab. Und zu Eugenie lachend sich wendend: „Er überschätzt wohl auch deine Vergnügungssucht, was? Wir haben wohl beide für heute genug von den sieben Stunden Chaussee."

„Aber er läuft gut und glatt", lobte der Chauffeur, „besser als der Amerikaner, den wir von drüben mitgebracht, und den Sie in Berlin — viel zu billig übrigens, Herr Sennelaub" — man hörte etwas wie Groll und Kummer aus seinen Worten —, „viel zu billig verkauft haben."

„Oh — du hattest einen amerikanischen Wagen mitgebracht über den Ozean?" Eugenie, die sich zu dem auf der Strohmatte liegenden Hund gekauert hatte und ihm

behutsam, sichtlich zu seinem Behagen, das struppige Köpfchen strich, sah interessevoll auf.

„Und hast ihn verkauft? Warum denn?"

„Warum —? Weil es mir — als ich durchs Brandenburger Tor einfuhr, plötzlich einfiel: das ist nicht anständig!"

„Nicht anständig —? Was?"

„In Bremen, sag' ich ehrlich, hatt' ich noch nicht daran gedacht. Aber als ich die Linden herunterrollte — als Deutscher — der ich trotz meiner bald vierzig Jahre Amerika doch, weiß Gott, noch bin — in einem amerikanischen Tourenwagen durch die alte Heimat zu fahren — das ist nicht anständig! Ganz nebenbei bemerkt, sind die Wagen da drüben für die amerikanischen Chausseen gebaut. Und so hab' ich, noch ehe ich mir die Nationalgalerie ansah, die Siegesallee und das historische Eckfenster, habe ich mir erst mal einen deutschen Wagen gekauft. Daß ich in meinem verkauften amerikanischen Wagen geistreicherweise in der Seitentasche meine Brieftasche habe stecken lassen, das war allerdings —"

„O Gott — mit deinem Geld?"

„Nee — nur mit meinem Scheckbuch, mit dem keiner was anfangen kann, mit ein paar Adressen — das ist das einzige Ärgerliche. Aber bist du jetzt fertig mit deiner gemütvollen Hundevisite, Eugenie? Ich möchte dir denn doch noch den Park im Mondenschein zeigen, ehe wir uns der redlich verdienten Nachtruhe widmen."

„Gleich, Onkel, gleich." Und sich aufrichtend faßte sie den Chauffeur an einem der blanken Knöpfe seiner Lederweste und sagte:

„Würden Sie mir — lieber Herr — Herr — ich kann mir immer den verzwickten Namen nicht merken ..."

Da half der Onkel aus: „Dribbderbach."

„— ja also, Herr Dribbderbach, würden Sie wohl die große Freundlichkeit haben — sonst will ich's ja gerne selbst machen, aber heute abend, der Onkel wartet, nicht wahr — würden Sie, es war ja Ihr eigener, sehr famoser Vorschlag, Herr Dribbderbach, würden Sie mir vielleicht den armen Hund — er ist so schrecklich verwahrlost — noch mal rasch ein bißchen —"

„Baden? Machen wir, Fräulein", lachte der Chauffeur und griff an die Mütze.

„Aber geben Sie gut acht, gelt, auf das wunde Pfötchen. Wir müssen gleich mal morgen einen Tierarzt fragen, ob es gebrochen ist oder ..."

„Na na, das ist noch mal glimpflich abgegangen. Er schont's noch beim Gehen, aber gebrochen ist es sicher nicht. Denn wenn er's mal aufsetzt, hinkt er zwar, aber er heult nicht zum Himmel, wie er das wohl sonst täte ..."

„Danke, Herr Dribbderbach. Ich verlasse mich also auf Ihr Sanitätertum und Ihre Fürsorge. Aber", sie zögerte bestürzt, „was machen wir bloß die Nacht mit ihm? ... Ich hole ihn in mein Zimmer."

„Aber das *geht* doch nicht, Eugenie. — Das hat, glaub' ich, nicht mal der König von England in den bildschönen Zimmern riskiert."

„Woher weißt du —? Der gute Onkel Eduard soll als Prinz von Wales hier in Homburg mancherlei riskiert haben."

„Schon, schon. Aber nicht gerade mit überfahrenen Kötern."

„Lassen Sie das *meine* Sorge sein. Ich nehm' ihn zu mir mit herauf", meinte Dribbderbach gutmütig. Da

oben in meinem fünften Stock hört die Rücksicht auf den König von England auf. Und die paar Flöhe, die da vielleicht herumhopsen — —"

„Das ist lieb von Ihnen, Herr Chauffeur." Eugeniens Augen leuchteten. „Aber gelt, Sie *tragen* ihn die Treppe hinauf?"

Mit sanfter Gewalt hatte der Amerikaner seine Nichte von dem Krankenlager des Hundes weggezogen.

„Nun aber genug Hundesorgen, liebe Eugenie! Ich und die Sterne, der Park und die Juninacht, wir sind *auch* noch da!"

Und sie gingen Arm in Arm auf den weichen Teppichen durch das Hotel. Durch den vorderen Eingang traten sie auf die Straße. Rechts von ihnen breitete sich im dunklen Schatten leicht bewegter Gipfel der Park. Und ganz von fern trug ein lauer Abendwind den Duft aus den Gärten und die Musik der Kurkapelle. Tannhäuser, Pilgerchor.

Der Manager war ihnen gefolgt.

„Wollen die Herrschaften vielleicht Karten für die morgige Nachtvorstellung des ‚Götz von Berlichingen' auf dem Römerberg in Frankfurt? Oh — sehr beachtenswert — eine grandiose Sache!"

„Danke sehr, morgen noch nicht. Wir wollen uns erst ein bißchen einleben hier."

„Sehr wohl. Wünsche angenehmen Spaziergang."

Noch ehe die beiden, die Chaussee überquerend an der noch freundlich beleuchteten „Villa Wieland" vorbei, in den Park eingetreten, blieb Nikolaus plötzlich stehen und sagte mit beträchtlichem Erstaunen: „Eugenie — du *hinkst* ja gar nicht mehr?"

Da wandte das hübsche Mädchen sein Gesicht, das im

Sternenlicht glänzte, mit einem glücklichen, schalkhaften Lächeln dem alten Herrn zu und strahlte ihn an: „Was soll ich denn jetzt noch hinken? Alles Unrhythmische ist häßlich; und der Zweck meines Hinkens ist ja nun erfüllt."

Nikolaus lachte und drohte mit dem Finger. „Hat mich doch schon, als du einstiegst auf der Landstraße, einen Augenblick der Verdacht gezwickt: ist das nun wirklich so ganz richtig, was sie da erzählt?"

„Nein, Onkel Nikolaus, es war *nicht* richtig. Und so ganz echt und rein, weißt du, war dein Mitleid vielleicht *auch* nicht, als du halten ließest und fragtest: Haben Sie sich den Fuß verletzt, liebes Fräulein? — — Aber sieh mal dort die wundervollen Baumgruppen! So was habe ich wirklich noch nicht gesehen. Da wird doch wohl auch irgendwo eine Bank stehen?"

„Zuverlässig! Viele Bänke, Eugenie — und wie ich die Welt und den Frühling und Homburg und so eine deutsche Sternennacht kenne, sind *einige* von den vielen Bänken auch schon besetzt."

„Mögen sie! So werden wir — *ohne* zu hinken — auf gesunden Füßen wandern, bis wir eine finden, eine besonders schöne, die *leer* ist. Und darauf setzen wir uns wie zwei — zwei Freunde, die sich schon lange kennen —"

„Seit vollen sieben Stunden!"

„— aber die eben", fuhr sie unbekümmert fort, „in dieser langen Zeit sich doch noch nicht so ganz richtig aussprechen konnten ... besonders da Herr — Herr ... wie heißt er?"

„Wer?"

„Nun der vor uns saß und chauffierte."

„Dribbderbach. Es wäre nett und ehrenvoll für ihn, wenn du dir den schwierigen Namen endlich merktest."

„Richtig, der Herr Dribbderbach ... Übrigens ein famoser netter Kerl! Und spricht so gut Deutsch."

„Das glaub' ich. Er ist *auch* kein Yankee, ist *auch* ein Frankfurter oder doch ein Sachsenhäuser. Und Sachsenhausen ist heute als linksmainisch Frankfurt eingegliedert. Als ich ging, war's noch selbständig."

„Also dein Landsmann, der *auch*! ... Nu ja, aber er saß doch immer dicht vor uns, und da kann man — und nun gar bei *dem* Frühlingswetter durch die Gegend fahrend, die immer herrlicher wird — kann man sich nicht alles so restlos erzählen. Übrigens, ist er diskret, dein Herr Dribbderbach?"

„Ich fahre mit ihm seit sechs Jahren in Philadelphia und kann mich, das weiß ich, dort und hier auf ihn verlassen. Und innerlich ist der brave Bursch überglücklich, daß er mit mir auch *seine* Heimat wiedersehen kann."

Eugenie hatte sich umgewendet. In dem vierstöckigen palastartigen Bau des Parkhotels war eine Reihe von Fenstern erleuchtet. Die Glasveranda, auf der sie zur Nacht gegessen, strahlte im hellsten Licht.

„Fabelhaft!" sagte sie, und ein fröhlicher Stolz klang in reiner Freude durch ihre Worte: „*So* hübsch hab' ich noch *nie* gewohnt. Da oben in der ersten Etage mit dem langen Balkon davor, das sind die pompösen Zimmer des englischen Königs, die jetzt Seine Majestät mein Herr Onkel aus Philadelphia bewohnt. Ich hause bescheidener hinten heraus, wie mir das zukommt. Aber *auch* sehr schön, auf gepflegtes Gärtchen sehend — *auch* mit eng-

lischen Erinerungen, wenn auch nicht gar so stolzen wie in den Gemächern Seiner Majestät des Onkels ..." Sie lachte plötzlich ausgelassen.

„Was lachst du, Eugenie?" Er war neben ihr stehengeblieben und schob seinen Arm in den ihren. „Denkst du, der Amerikaner aus Frankfurt paßt nicht recht in diese üppigen, fürstlichen Räume?"

„Ganz im Gegenteil! Von allen, die da vorhin an den Tischen herumsaßen und tafelten — und es waren gewiß bedeutende, vielleicht gar prominente Leute darunter — schien mir — und ich war ein bißchen stolz, als ich das konstatierte — schien mir keiner so gut in die eleganten Räume zu passen, die viele Sommer lang der Prinz of Wales, später aus Dankbarkeit noch der König von England bewohnt hat, wie du. Bloß — ich habe dann denken müssen — wie ich so flüchtig hereinschaute, als der Manager uns führte — ich muß mir's noch mal bei Tag ansehen, wenn du's erlaubst."

„Zu jeder Stunde, Eugenie, bist du willkommen."

Sie hörte etwas heraus, was ihr nicht recht gefiel. Sie wurde einen Augenblick ernst und sagte: „Schön, ich werde mir selbst die schickliche Stunde der Besuchszeit wählen — aber —", schon war sie wieder vergnügt, „daß du sogar auf — nun auf dem Nachtschränkchen das englische Königswappen in leuchtenden Farben hast, das hat mein stolzes Herz für dich gefreut. Mehr kannst du an königlichen Reminiszenzen wirklich nicht verlangen! Aber kommen Sie, Herr Onkel, das Hotel sehen wir schließlich noch oft genug. Sie haben mir aber noch den Park in der Nachtstimmung versprochen."

„Wenn du nicht lieber — hörst du die ferne Kur-

musik? — nicht lieber noch in den Kurgarten gehst und — —"

„Nein, nein." Sie wehrte rasch ab und zog ihn hinüber in den tiefen Schatten ragender alter Bäume. „Nicht wo so viele Menschen sind. Ich bin ja auch gar nicht für so was angezogen."

„Also morgen machst du dich fein, Eugenie, nicht wahr? Irgendeine besondere Veranstaltung — ich las doch da so ein Plakat im Vestibül, was war's doch gleich — eine Veranstaltung, die mit einer ‚Dame' zusammenhängt, findet morgen statt."

„Dame — oje! Ich fürchte, Onkel Niki, du überschätzest Fülle und Modernität des Inhalts meines bescheidenen Handköfferchens — du überschätzest vielleicht auch ..."

„Gar nichts überschätz' ich — und Bad Homburg hat schon in meiner Jugendzeit sehr hübsche Läden mit geschmackvollen Sachen gehabt. Und außerdem liegt ja für ganz anspruchsvolle Leute schließlich Frankfurt so nahe."

Sie verstand. Aber es klang ganz schlicht und bescheiden, als sie jetzt sagte: „Wenn ich ein bißchen nett hier aussehen möchte, so geschieht es wirklich mehr für dich als für mich. So, wie ich bin und loszog, passe ich besser — nun sagen wir: zum Kaspar Hauser, der jetzt gerade gebadet wird, als zu einem amerikanischen Großindustriellen, der sich gleich in Berlin ein neues Auto kauft und alsbald auf der Landstraße sich eine funkelnagelneue Nichte einlädt ins schönste Hotel von Homburg vor der Höhe."

„Von all dem später, Kind! Aber jetzt nimm dir mal das Näschen und die Lunge voll von dieser herrlich abge-

kühlten Abendluft, die dort von den bewaldeten Höhen, vom Herzberg — hinter dem die berühmte Saalburg liegt —, vom Gickelsberg und Steinkopf her in das südliche Tälchen den reinen Duft der Wälder und Höhen trägt. Ich habe die Schwarzfichten und Tulpenbäume von Kanada bestaunt und bin zwischen Platanen und Sumpfzypressen am Mississippi entlang gefahren und unter Orangen und Bananen in Florida. Aber wie es einem — wenigstens einem Deutschen — um die Weihnachtszeit mit dem Klang der Kirchenglocken geht — die Glocke, die in unsere Kindheit und ihre Träume klang, scheint uns in der Erinnerung die schönste, frömmste und heiligste, die wir je gehört —, so geht es einem auch mit dem Atem der Natur. Größeres, Bedeutenderes hab' ich gewiß erlebt — auch Unberührtes von Menschenkunst und Menschenlist — aber *hier* haucht mich der warme, liebe Odem der *Heimat* an."

„Ich kann's verstehen. Es ist ja mit Wohnungen ähnlich, nicht wahr? Wir hausen zum Beispiel seit meiner Geburt an derselben Stelle in Potsdam — in einem Haus, das noch Friedrich der Große einem seiner treuen Diener bauen ließ. Eine Etage natürlich nur bewohnen wir. Ein bißchen altmodisch ist alles, winklig und verbaut — das Nebengelaß traurig und der berühmte Komfort der Neuzeit glänzt durch Abwesenheit. Aber das Haus hat für *mich* in seinen Treppen und Korridoren und Zimmern und Winkeln eine so wundervolle Mischung — ja, wie soll ich sagen? — von Historie und Althergebrachtem, von Ehrfurchteinflößendem und deutscher Gemütlichkeit — ich glaube, es fiele mir recht schwer, eine Villa in Wannsee, ein Seestück mit Liegewiese — eigentlich mein Ideal

— dafür einzutauschen. Freilich" — sie lachte — „da führt mich ja niemand in Versuchung, mir's schenken zu lassen."

Die guten, nicht üppig erleuchteten Wege unter den wundervollen alten Kastanien und Buchen hin, die großen Rasenflächen entlang waren ziemlich leer. Aber auf allen Bänken, an denen die beiden vorbeikamen, saßen noch leise flüsternde oder kichernde Pärchen, die sich des schönen Abends freuten und ihre kleinen sportlichen Erlebnisse, ihre Kurerfahrungen oder auch persönliche, innigere Gefühle austauschten; und deren Gespräche meist plötzlich verstummten, bis das ungleiche Paar, das mit aller Herzensfreude neuer Ankömmlinge langsam schlendernd genoß, außer Hörweite war.

Endlich fand sich da, wo der Weg schon abbiegt zum tieferliegenden Elisabethen-Brunnen, eine leere Bank. Die beiden setzten sich dankbar auf das kühle Holz. Den Blick die Allee entlang gerichtet bis hin, wo die gereckten, weißen Karyatiden das flache Brunnendach über der berühmten Heilquelle auf den ungebeugten Häuptern tragen, gaben sie dem längst gefühlten Bedürfnis nach, sich auszusprechen. Auf der Fahrt, die endlose Chaussee entlang, durch Städte, Dörfer und Wälder, hatte sie der dicht vor ihnen sitzende Chauffeur an dieser freieren Aussprache gehindert; und im Hotel fühlten sie sich — der vornehme alte Herr und das bildhübsche frische Mädel — als Neuerscheinungen beim Abendtisch viel bemerkt und kommentiert — denn doch zu sehr im Mittelpunkt des Interesses kleiner Gesellschaften und in Hörweite einzelner im Abenddreß scheinbar uninteressiert soupierender, aber sicherlich hellhöriger Kavaliere.

„Als ich ging", sagte Nikolaus jetzt und zeichnete mit seinem Spazierstock nicht sehr talentvoll Männerchen in den Sand, „und nicht ahnte, für wie lange ich gehen sollte, las man in Deutschland noch romantische Geschichten. Paul Heyses Stern war noch nicht untergegangen. Conrad Ferdinand Meyer schrieb noch seine prächtigen Erzählungen in Rodenbergs ‚Deutscher Rundschau'. Wilhelm Raabe, dessen ‚Sperlingsgasse' — obschon dem Frankfurter der Berliner Schauplatz nicht geläufig war — in meiner Reisetasche mit hinüberging, spendete noch jedes Jahr ein Buch. Ein Freund meines Vaters, ein Bankbeamter, der auch im Nebenamt Theaterkritiken von den Frankfurter Bühnen für eine Zeitung in Berlin schrieb und sich rührend wichtig vorkam, hatte immer einen Brief von Paul Heyse oder Georg Ebers in der Tasche. Den las er in den Premierenpausen einem literarischen Grüppchen — Stoltze, der Adolf, der jüngere, gehörte noch dazu — mit guter Betonung vor. Damals hatte ich, entzückt, in meiner Mutter Bibliothek die freilich schon eine gute Weile zurückliegende Novelle von Eichendorff: ‚Aus dem Leben eines Taugenichts' entdeckt. Genoß ihre etwas verworrene Wanderschaftsromantik um so lieber, als das Leben und Wachsen meiner eigenen Familie mit der Landstraße, der deutschen Landstraße der romantischen Zeit, eng verbunden war... Aber das gehört nicht hierher! Jedenfalls, der auf rollendem Wagen keck und unbewußt ins Zufallsglück fahrende Taugenichts hat mir damals viel Spaß gemacht. Bald vierzig Jahre ist das her. Eine Generation lang hat sich mein Vaterland — während ich drüben langsam und mühsam — ein manchmal Gepritschter, aber nie Hoffnungsloser, das darf

ich wohl sagen — mit zäher Energie emporstieg — des Friedens und des starken Aufstiegs gefreut. Die Landstraßen sind zahlreicher und anders geworden, und neue Dörfer und Städte sind an ihnen entstanden, alte haben sich verschönt und ausgedehnt. Der böse, törichte Krieg aber, der uns neben großem Ansehen so viel Elend brachte, hat nichts daran zu ändern vermocht. Und jetzt komme ich zurück — aller Romantik, so denk' ich, durch die Schule Amerikas entwöhnt — und siehe da: die Landstraße schenkt mir — ganz zufällig — bei meiner ersten Fahrt in die alte Heimat, schenkt mir ..." Er sah sie an und lächelte.

„Sagen Sie nur: einen weiblichen Taugenichts, der vielleicht mit dem fiedelnden Geisteskind des Freiherrn von Eichendorff näher verwandt ist als Sie glauben."

Das Dusagen, das ihr vorhin in dem lichtüberfluteten Saal so wunderlich leicht gefallen war, machte ihr mit einem Male hier, in der lauschigen Dunkelheit, seltsame Schwierigkeiten.

Sein Humor half ihr darüber hinweg: „Wir sind komische Menschen, was? Umgekehrt wie die andern, die in der Gesellschaft sich respektvoll mit ‚Sie' anreden, aber abends auf verschwiegenen Bänkchen, vom Gebüsch geschützt, sich duzen, verfallen wir in das feierliche ‚Sie', wenn wir im Park nebeneinander sitzen, nachdem wir eine Stunde lang in Licht und Lärm vor Gästen und Kellnern so vertraut und verwandt getan."

„Ich will mich bessern, Onkel Niki", sagte Eugenie leise, „denn siehst du, daß mir mein übermütiger Streich, durch deine Güte und Noblesse, so gut gelingen würde, das habe ich wirklich selbst nicht geahnt. Das schüchtert mich nun ein."

Und während sie so sprach, dachte sie: nicht einmal nach meinem Arm greift er, da wir hier allein und im Dunkeln sitzen! Keine stärkere Nuance einer Vertraulichkeit liegt in seiner Stimme — übrigens einer guten, sympathischen Stimme —, wenn er jetzt allein zu mir redet, ungehört vom Chauffeur oder von den steifleinenen Tischgästen. Entweder der Mann hat sich wundervoll in der Gewalt oder — er ist viel älter als er aussieht — auf fünfzig Jahre hatte sie ihn taxiert... Oder — eine dritte Möglichkeit — ich sehe gar nicht so nett aus, wie ich mir das gedacht und mich zurecht gemacht habe. Oder aber er war eben doch da drüben ein solcher „Amerikaner" geworden, wie sie diese Gentlemen manchmal geschildert gefunden hatte in Romanen: kaltherzig, berechnend und dem mühsamen Umwerben der Frauen abgeneigt, wenn auch bereit, die Eroberte töricht zu verwöhnen.

Und Eugenie, die zwanzigjährige Tochter des Hauptmanns a. D. Veronius, die im Park von Sanssouci schon manchen kleinen Flirt ohne Herzensbruch und Unheil erledigt hatte, bekam hier spät abends, mitten im Kurgarten von Homburg vor der Höhe, eine Wut auf Amerika und die Amerikaner. Denn wenn es ihr auch sehr fatal gewesen wäre, daß ihr wunderliches Abenteuer gleich mit einem Sturm begonnen hätte, so fand sie doch die Ruhe und Besonnenheit eines Mannes, zu dem sie — wie er nun wußte — mit Hilfe einer kleinen Lüge ins Auto geklettert und stundenlang nach *seinem* Reiseziel gefahren war, ein bißchen verletzend für ihre weibliche Würde.

Und plötzlich warf ihr gutes Gedächtnis aus dem Vielen, das sie ziemlich wahllos in den Jahren ihrer Entwicklung gelesen hatte, aus Kleists „Penthesilea"-Drama, das

sie damals freilich nicht recht verstanden hatte, einen Vers an die Oberfläche des Bewußtseins. Fast hätte sie ihn laut gesprochen. „Staub lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt!“

Mister Sennelaub aus Philadelphia aber saß unbewegt neben ihr auf der Bank. Fast wie eine Figur aus dem Panoptikum. Nur seine rechte Hand bewegte sich und zeichnete mit dem Spazierstock, emsig aber talentlos, Männerchen, dicke und dünne, in den von einem flüchtigen Regenschauer am Nachmittag noch ein bißchen feuchten Sand des Parkwegs.

Jetzt erhob er ein wenig den scharfgeschnittenen Kopf, der jugendlicher wirkte als die weißen Schläfenhaare zugeben wollten, sah sie forschend von der Seite an und sagte: „Um mich zunächst ein wenig zu orientieren: woher kommt meine hübsche kleine Nichte eigentlich — und wohin will sie?“

„Das erste ist leicht, das zweite schwerer zu beantworten. Ich komme aus Potsdam, wo der Alte Fritz in der Garnisonkirche begraben liegt.“

„Ich weiß wohl“, nickte er, „Potsdam, die berühmte Hochburg des Preußengeistes — den übrigens der echte Amerikaner so wenig begreift wie vielleicht ein Potsdamer den Sinn und Betrieb unserer Wolkenkratzer — Potsdam steht auf der Liste der Sehenswürdigkeiten, die ich mir für meinen Aufenthalt in Deutschland notiert, sogar, glaube ich, dick unterstrichen habe.“

„Und die interessante Liste steckt jetzt in dem Portefeuille, das der Berliner mit Ihrem amerikanischen Wagen gekauft hat.“

„Ganz recht. Aber ich habe ja in Homburg hübsch Zeit,

auf die Rückkehr dieser Liste zu mir — sie wird schon heranfliegen — zu warten. Aber wie kommst du vom Grab Friedrichs des Großen mit einem Handköfferchen, hinkend, auf die Landstraße hinter Halle?"

„Dahin bin ich natürlich nicht zu Fuß gelaufen. Ich war schon von Potsdam aus ein gutes Stück vornehm im Auto gefahren."

„Mit Verwandten oder Bekannten?"

„Nicht gerade das. So bekannt war mir der Herr, der mich fuhr, wie Sie mir's vor sechs Stunden waren. Und — verwandt, wie wir's jetzt sind, hat er vielleicht mit mir werden wollen."

„Ich verstehe. Du hattest dir bereits den Fuß verknackst — oder wenigstens hast gehinkt, als er dich einlud?"

„Ganz richtig. Ich stand vor einem kleinen Gasthof in — ja, wie hieß das Nest? — bestaunt und getröstet von Bauernkindern — da kam er, selbst chauffierend, ziemlich rasch vorbei. Sah mich, stoppte, fuhr zurück, erkundigte sich teilnehmend, wohin ich wohl mit dem Köfferchen wollte. Stieg aus, stellte sich vor. Sagte, es träfe sich gut, er sei Arzt. Erbot sich, meinen Knöchel zu untersuchen — und ich war schon beim ersten Griff im Bilde, daß er kein Arzt war... Aber so viel verstand er doch wohl von solchen Dingen, um auch zu merken, daß die Sache mit meinem Fuß nicht sehr viel auf sich habe. Dir zugegeben: gar nichts. Aber Lissa war vorausgefahren."

„Wer, bitte, ist diese Lissa?"

„Lissa —? Ach so. Ja, das ist meine Freundin. Meine beste. Schon seit der Schulzeit. Wir arbeiten jetzt zusammen."

„Du bist berufstätig?"

„Ja. Zuerst hab' ich mich als Kindergärtnerin bei einem üblen Balg von Mädel und einem ganz goldigen Bübchen — übrigens waren's Zwillinge — versucht. Die Kinder hatten leider einen Vater, der nicht aus Liebe geheiratet hatte und mich betrüblicherweise schrecklich nett fand. Das sagte er mir am sechsten Tag. Am siebenten g i n g ich. Drei Monate schrieb ich Offerten. Dann war ich ein halbes Jahr ‚Empfangsdame' bei einem Photographen. Der ließ sich bald den verrückten Einfall nicht ausreden: er müsse mich in allen möglichen Verkleidungen und Stellungen photographieren. Was ich, als ich die Dürftigkeit der von ihm gewählten Kostüme sah, dankend ablehnte. Und jetzt bin ich — wo Lissa schon v o r mir war und mich hinempfahl — beim ‚Roten Kreuz'. Fühle mich recht wohl. Habe verständige Vorgesetzte, die mich nicht photographieren wollen. Habe wohl viel zu tun, aber gute Behandlung, bei nicht üppiger, aber auskömmlicher Besoldung und —"

„— und bist jetzt ausgerissen?"

„Ausgerissen? Warum? Wir haben drei Wochen kontraktlich zugesagte Ferien, Lissa und ich. Auf unseren Wunsch haben wir die gleichzeitig bekommen. Da haben wir unsere paar Kröten zusammengelegt und wollten eigentlich irgendwo in ein kleines billiges Bad gehen in die märkische Schweiz oder im Harz Fußtouren machen. Da kam uns plötzlich ein Gedanke. Und zwar in einem Film, den wir sahen, und in dem ein überaus hübsches Mädel — eigentlich bloß so vor einem kläffenden Hund flüchtend in ein vor einem Luxushotel stehendes Auto springt — — ja, und dann kommt ein junger Mann heraus, guckt gar nicht erst in den Wagen, setzt sich rasch auf den Führersitz,

kurbelt an — und los geht's ... Na, wie das so im Film sich begibt. Eine schöne Landschaft nach der anderen, ausgesuchte Paradiese. Ich behaupte Gardasee, Lissa schwur auf den Lago Maggiore. Aber wir waren darin einig: wie so was heißt, ist egal. Schön ist's, das genügt, herrlich ist's, unausdenkbar ist's. Bloß — wir werden's nie zu sehen kriegen, denn wir haben keinen Mammon und kein Talent zum Film. Und woher im rechten Augenblick einen kläffenden Hund nehmen — und dann gleich ein Auto, in das man flüchtet, und einen jungen, eleganten Kavalier, der gar nicht erst in den Wagen guckt, ehe er mit uns losfährt ... Und wie wir noch so reden und lachen — wir hatten uns an unserem ersten freien Ferienabend nach dem Kino — üppig, was? — ein Glas Eis geleistet ... da sagt auf einmal Lissa — oder ich sage — mein Gott, wie eben so was aus Ulk, Sehnsucht, Herzklopfen, Blödsinn und kühner Phantasie eigentlich entsteht, weiß, glaube ich, kein Mensch und wird kein Gelehrter jemals herausfinden. Jedenfalls eine von uns denkt, sagt, lacht: ‚Probieren wir's! Stellen wir uns mal einfach, bieder und brav, anständig angezogen, mit einem Köfferchen an die Landstraße' ... Das haben wir zwei Tage später gemacht. Den Eltern haben wir erzählt, wir fahren in den Harz in eine fabelhaft solide Drei-Mark-Pension und lassen von uns hören. Ein halbes Stündchen hinter Potsdam haben wir uns dann mit dem Köfferchen — so weit ging's ja zu Fuß — malerisch aufgebaut. Wir zogen Hölzchen. Erst: wer von uns beiden — da kam Lissa heraus. Dann: welcher Fuß. Der linke. Schön. Ich goß Milch aus der Thermosflasche — Wasser war keins in der Nähe — die Mark hat bekanntlich keine Niagarafälle — Milch auf ein Ta-

schentuch und umwickelte der guten Lissa den gesunden linken Knöchel. Nun stützte sie sich schwer auf meinen hilfreichen Arm und humpelte längs der Chaussee. Zum Jammern machte sie das. Autos kamen genug vorbei, in der Richtung Potsdam und in der anderen. Autos, in denen Damen saßen, allein oder mit Kavalieren, kümmerten sich überhaupt nicht um uns. Ein Daimler aber, in dem ein griesgrämiger alter Mann, wie ein Erfrierender, hockte, hielt an. Der verhutzelte Samariter erbot sich, die verletzte Lissa aufzunehmen. Aber erstens — er fuhr nach Potsdam zurück. Daher kamen wir. Da war nichts zu hoffen. Und zweitens — na, sie dankte. Der Herr in der Luxuskutsche sah nicht nach Abenteuer aus. Eher nach der Mottenkiste. — Daß wir uns trennen mußten, war uns klar. Zu zweit war kein Erlebnis zu erwarten — und das wollten wir doch. So verabredeten wir alles für den Fall, daß ... Die Briefe, die der einen von der anderen melden sollen, werden den Weg nehmen über Lotte Bück. Eine eingeweihte Kollegin, die eben warten muß, bis sie von uns beiden die neuen Adressen hat. Und dann ..."

„Na, und wo ist die denn jetzt, die Freundin Lissa?"

„Ich kann leider nicht hellsehen. Sie fuhr mit einem leidlich eleganten Herrn — Gott, ich taxiere so: ein Reklamevertreter einer tüchtigen Firma — Seifen-Fritze, Zigarren-Merkur, Malzkaffee-Prophet oder so was — aber er war sehr nett und teilnehmend. Für mich war kein Platz in dem niedlichen Wägelchen. Ich dankte auch. Ich habe mich dann auf einen Meilenstein gesetzt und zunächst gefrühstückt. Zur Vorsicht vorher den linken Knöchel umwickelt. Dorfkinder haben mich als Rarität bestaunt. Und eine Viertelstunde später —"

„— kam ich."

„Nein, du noch nicht. Erst der Doktor, von dem ich schon sprach, der keiner war. Als der dann aber im Wagen hinter Halle die Untersuchung des Knöchels mit großer Herzlichkeit auf die Wade ausdehnte, bestand ich darauf, aus seiner Karosse auszusteigen. Er war wütend, ließ es aber schließlich geschehen. ‚Sie sind ja gar nicht fußkrank', rief er ärgerlich im Wiederankurbeln. — ‚Gott sei Dank', rief ich ihm nach, ‚so wenig wie Sie ein Doktor sind ...' Nun und dann saß ich wieder — mit einem neuen Wickel um den gesunden Fuß — am Graben unter Bauernkindern. Ja — und dann kamst du. Weißt du, erst war deine Teilnahme mir ein bißchen zu knapp und sachlich. Korrekt und unherzlich. Und der Dribbderbach guckte so merkwürdig hin."

„Er war vielleicht mißtrauisch, wie ich eigentlich auch."

„Vielleicht. Aber gutmütig ist er auch. Denn er zwinkerte mir mit den Augen zu und tat noch vor dir den Vorschlag: ‚Wie wär's — wir nehmen das kleine Fräuleinchen mit bis zur nächsten Stadt und bis zum nächsten Arzt.' Und dann —"

Nikolaus nickte lächelnd: „— dann besserten sich erfreulicherweise deine Schmerzen rasch unterwegs ... Die Stimmung hob sich."

„Das halbe Fläschchen Tokayer hat da wohl mitgewirkt."

„Ja, Tokayer soll für Knöchelverletzungen sehr gut sein."

„Und schließlich fuhren wir hierher nach Homburg, wo du schon deine Zimmer bestellt hattest."

„Ja, und unterwegs hab' ich aus den Unterhaltungen

mit meinem hübschen Fahrgast die Überzeugung gewonnen: das ist im Grunde ein ganz nettes, anständiges Mädel."

„Eine Überzeugung, Herr Onkel, die ich — ‚im Grunde' — festzuhalten bitte. Nein, halt, die ich noch wesentlich befestigen muß. Sie haben mich dann gleich — aber überraschend für mich — als Ihre Nichte eingeschrieben —"

„Ja, als was sollt' ich sonst...? Übrigens immer noch ‚Sie?!' Liebe Nichte Eugenie, es könnte sein, daß d o c h noch eine Bank hier irgendwo in der Nähe ist, eine besetzte Bank, die wir übersehen haben und von der aus man uns hört."

„Also gut, du hast mich als deine Nichte... Wenn dir's nicht lästig wird, bleibe ich's ein paar Tage, denn —" Sie sah treuherzig zu ihm auf, und es war nichts Berechnendes, nichts Unechtes in ihrer Stimme, als sie fortfuhr: „Denn — du bist ein gesetzter älterer Herr, kein Springinsfeld mehr, hast gutmütige Augen..."

„Aber w i e, Eugenie, wenn ich einmal s o dächte: „Ich bin zu alt, um nur zu spielen, zu jung, um ohne Wunsch zu sein?"

„Solange du deine Wünsche nicht ä u ß e r s t — bleibe ich gerne deine Nichte. Mir macht die kleine Komödie Spaß. Und das ahn' ich — so hübsch fahren und so fabelhaft wohnen und so gut soupieren, das werd' ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht mehr. Vaters Vermögen — das heißt ehrlich: es kam von Mutters Seite, und sie erzählt's ihm leider jeden Tag — Vaters Vermögen ist flöten. Restlos. Ohne seine Schuld. Zu erben gibt's bei uns nichts. Das ist unerfreuliche Familientradition. Reich heiraten — bitte w e n?... Ich bin ganz nett, das sagt

man mir. Bin auch nicht blöd, das weiß ich. Aber eine Heirat über die kleine Beamtengrenze hinaus — gar aus Liebe von beiden Seiten — so ein Glücksfall wird mir in diesem Leben nicht blühen. Freunde — im Sinne der hübschen Mädels, die erst später oder gar nicht heiraten — amis du cœur — könnte ich genug haben. Von jeder Stadtbahnfahrt — von jedem Sonntagstanz in der Teediele könnte ich sie mitbringen. Vom pfiffigen Schürzenjäger und Sammler von Telephonnummern angefangen bis zum armen Kerl, der nichts ist und nichts hat als seine Sehnsucht. Aber — und nun paß gut auf, Onkel Niki — aber ich will mit vollem Bewußtsein ein bißchen leichtsinnig sein. Vielleicht sogar mal aus Liebe mich verschenken, wo ich nicht heiraten kann. Am Ende bin ich sogar ‚leidenschaftlich', ich weiß es noch nicht. Aber niemals würde ich mit mir selbst ein bißchen Luxus und ein paar gute Tage und all so was bezahlen."

Er sah sie lächelnd an. Sie gefiel ihm immer besser. Die Komödie war zu Ende. Jetzt war sie ehrlich durch und durch, das hörte er. Und er war gespannt darauf: wo sie hinauswollte.

Die Lösung kam rascher, als er dachte.

„Und deshalb", sagte Eugenie, und ihre kleinen hübschen Hände lagen, zu Fäusten geballt, als wollte sie die Energie ihres Vorsatzes bekräftigen, auf ihren Knien — „und deshalb: du mußt mich meinen Anteil an diesem Aufenthalt bezahlen lassen."

„Nanu!" Ehrlich verblüfft schaute er sie an. „Du — du willst mir dein Zimmer und die Mahlzeiten bezahlen?"

„Nein, das nicht. Oder doch nicht ganz. Sieh mal,

ich weiß recht gut, daß meine paar Batzen für so was nur zwei Tage reichten oder drei. Aber ich will vor mir selbst anständig dastehen und nicht mißverstanden werden von dir. Ob der Oberkellner im Hotel oder ein Flaneur im Kurgarten glaubt oder annehmen zu dürfen meint, daß ich deine Freundin bin, nicht deine Verwandte, sieh mal, das ist mir ganz egal. Ich bin nicht von hier — ich komme nicht wieder. Aber ich will, daß du's weißt: sie will nicht nassauern. Sie tut mir nicht schön, weil ich sie ein paar Tage oder zwei Wochen in Verhältnissen leben lasse, die sie nie wieder genießen wird. Sie zahlt mir, was sie hat. Ich will dir's genau sagen: wenn ich die Rückreise abrechnen darf — das Geld muß ich behalten — es werden fünfundzwanzig Mark sein — dann habe ich genau fünfundsechzig Mark übrig. Davon gehören zwei Mark fünfzig Lissa, die — weil ich nicht wechseln konnte — die Reparatur meines Handköfferchens — das gehört übrigens meiner Mutter — bezahlt hat. Also genau zweiundsechzig Mark fünfzig kann ich dir geben. Und die mußt du nehmen. Dafür ist natürlich, das weiß ich, die Pension längst nicht bezahlt. Und das schöne Zimmer und die Autofahrten und all das ganz gewiß nicht. Aber ich habe dann eben so viel bezahlt, wie ich kann und habe. Und für den Rest —" Sie sah ihn mit den hübschen blauen Augen an, und Hoffnung, Güte, Zuversicht lagen in Blick und Wort, als sie ganz schlicht erklärte: „Für den Rest hast du bei deiner Heimkehr nach Europa ein bißchen Jugend um dich und Freude und Dankbarkeit, die dich begleiteten. Ein Mädel, das dich so wenig stört, wie sie irgend kann, und für alles, was du ihr zeigst und gönnst, erkenntlich ist wie jemand, der weiß: ‚Das erlebst du nur einmal. Das

muß ein kleiner Schatz der Erinnerung für dich werden, wenn dann der gütige Mann einmal fort und wieder hinüberfährt über das große Meer; und wenn er an dich zurückdenkt wie an ein winziges kleines Abenteuer in seinem reichen Leben. Aber an ein Abenteuer, das, vielleicht ein bißchen närrisch, aber seltsam, frühlingsmäßig, sauber und deutsch war.'"

Er brach das Schweigen nicht, als sie, immer ganz einfach und ohne Pathos, geendet hatte. In ihm wallte ein Gefühl auf, das er lange, lange nicht gekannt. Er hätte den Arm um den schlanken Leib des Mädchens legen, sie an sich ziehen und ganz sanft ihr Haar küssen mögen und sagen: ‚Lieb' Kind, du kannst durch ganz Philadelphia laufen, von einem Ende zum andern — du wirst hübsche, du wirst kluge, du wirst geschäftstüchtige Mädels treffen — aber das kleine abendliche Waldwunder, das du mir unter den Bäumen meiner Heimat jetzt bedeutest, das fängst du dir nicht ein! Und ich will dir ein Leben lang dankbar sein in der Erinnerung, daß ein Geschöpfchen wie du mir die Tür zu dem unvergessenen Land wieder aufgemacht hat, in dem all meine Erinnerungen wohnen. Und das vier Jahrzehnte fast — in Kampf, Glück und Aufstieg da drüben unter Menschen, mit denen ich nicht Blut noch Weltanschauung teile — meine Sehnsucht gesucht hat' ...

Als er dann das Schweigen brach, sagte er freilich nichts von all dem. Nur dies: „Wir Amerikaner sind praktische Leute, Eugenie. Sechzig Mark — nein, sogar zweiundsechzig Mark fünfzig — und deine liebe Gesellschaft vierzehn Tage lang, das ist ein sehr, sehr gutes Geschäft für mich."

Da griff sie ihre nicht mehr ganz neue Handtasche und zog ein Lederbeutelchen heraus: „Hier. Das heißt, wart — den Uhrschlüssel muß ich erst herausnehmen. Meine Armbanduhr ist in der Reparatur. Da hat mir meine Mutter die alte Ankeruhr mitgegeben — das ‚silberne Käschen' nennen wir sie ein bißchen respektlos zu Haus. Sie hat das ‚Käschen' zur Konfirmation bekommen, aber es geht noch genau wie damals — bloß drei Minuten n a c h in vierundzwanzig Stunden."

Wie lächerlich, dachte er, indem er das Beutelchen nahm, könnte diese wenig amerikanische Transaktion wirken, wenn wir nicht in Deutschland wären. Wenn ich nicht wüßte und fühlte: so wenig i c h ein alter Depp bin, der sich von einer geschickt Komödie spielenden heimlichen Kurtisane hochnehmen läßt, so wenig ist dieses seltsame, mit den Strömungen und Erfahrungen einer neuen Zeit schwimmende und doch mit alten, atavistischen Vorstellungen von Pflicht und Redlichkeit erfüllte Mädel in seiner Mischung von Romantik und Modernität ein Luderchen, das mit meinen Gefühlen wie mit meinen Dollars zu spielen gesonnen ist.

„Ja, e i n s noch, Onkel Niki", hörte er sie jetzt zögernd sagen, „wenn dir der hinkende Hund, der Kaspar Hauser — hier nicht lästig wird, d e n möcht' ich die Zeit hier behalten und dann mitnehmen nach Hause. Dann müßtest du mir allerdings das Hundebillett noch lösen."

„Aber gern, Kind." Er streichelte väterlich ihre Hand. „Und ist es nicht seltsam, daß der Köter, verzeih, daß der edle Kaspar Hauser ein bißchen Gleichnis und Symbol unseres Erlebnisses geworden ist? Du hast ..."

„Oh, ich weiß, was du sagen willst!" Die Fröhlich-

keit brach in ihr durch, und sie klatschte übermütig in die Hände. „Ich habe dir zunächst die Komödie mit der — bleiben wir im Bild — mit der ‚verletzten' Hinterpfote vorgespielt. Nicht gerade genial, aber auch nicht ganz talentlos. Zwei Stunden später überfährt auf der Chaussee ein Wagen vor unserm dem armen Tier die Vorderpfote und saust weiter."

„Darf ich eins anmerken — da wir doch bei Geständnissen sind? Als du — erschreckt und voll Mitleid — aus unserem Wagen sprangst, vergaßest du zu hinken. Da sahen mein Chauffeur und ich uns an und waren im Bilde."

„Ach herrje — da schon! Also das ist die Gerechtigkeit des Schicksals. So war das wirklich verletzte Tierchen daran schuld, daß meine Schlauheit ..."

„Wer weiß, vielleicht ist es ein ganz kluger Köter, der auch ein bißchen Komödie spielen wollte und ..."

„Oh, so ein unvernünftiges Tier —"

„Wer kann wissen. Es gibt bei uns in Amerika ein ganz winziges Insekt, eine vollentwickelte winzige Wespenart, nur fünf Millimeter lang, aber hoch organisiert. Die legt ihre winzigen Larven in die Eier anderer Insekten ..."

Eugenie machte ein Mäulchen. „Kein sehr schmeichelhaftes Gleichnis für eine fußkranke junge Dame, die ins Zimmer einer englischen Hofdame eingeschlüpft."

„Wieso? Sie hat's ja bezahlt. Und übrigens habe ich von dem Köter geredet, nicht von meiner hübschen Verwandten."

„Apropos: Verwandte! Wär's nicht Zeit, Onkel Niki, wenn ich die — ich meine deine wirklichen Verwandten in Frankfurt — kennenlernen soll, du orientiertest mich ein

bißchen über die Früchte und Blüten an deinem Stammbaum? Der ulkige Oberst sprach von einem Onkel und einem Vetter von dir."

„Später davon! Man muß sehen, wie sich all das erhalten — oder ausgewachsen hat."

„Seit vierzig Jahren hast du sie alle nicht gesehen?"

„Nicht ganz vierzig Jahre. Drei Jahre vor der Jahrhundertwende bin ich übers große Wasser gefahren."

„Und warst nie mehr in den fünfunddreißig Jahren zu Besuch in Europa?"

„In Europa — doch. Einmal war ich schon auf dem Weg nach der alten Heimat. Fuhr mit einem Steamer herüber und ins Mittelmeer. Von Neuyork bis Genua. Kurz vor dem Krieg war's. Wollte dann durch die Schweiz hinauf und bekam — kannst du dir das vorstellen? — plötzlich — schon in Lugano eine Angst, all diesen Menschen, von denen ich im Zorn, im Zwiespalt damals gegangen war, plötzlich als ein anderer, ein Amerikaner wieder gegenüberzutreten. Da hab' ich kurz kehrtgemacht, bin wieder nach Italien zurück und von Neapel zum zweitenmal geflüchtet... Ja, man muß erst ganz fertig mit sich selbst sein — ehe man an eine frühe Periode seines Lebens wieder anknüpfen darf."

„O Gott, wann ist man ganz fertig?"

„Ja, wann? Du, Kindchen, bist's gewiß noch nicht!"

„Nein, das wäre auch jammerschade. ‚Fertig' ist doch eigentlich ein schreckliches Wort. Wenn ich denke, was ich schon alles werden wollte!"

„Erzähle! Was denn?"

„Nonne habe ich werden wollen mit dreizehn Jahren."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß du dich für den

Beruf gerade besonders geeignet hättest. Und für die Welt wär's auch schade gewesen."

„Zwei Jahre später schon träumte ich — ich habe damals so ein hübsches Kleid geschenkt bekommen und war so stolz drauf — träumte ich, einen ‚Modesalon' zu errichten. Mit schrecklich viel Spiegeln und echten Teppichen. Natürlich kam dann auch die Sehnsucht nach dem Kino dran. Ich bin sogar als Rautendelein und als Käthchen von Heilbronn photographiert worden. Von einem ‚Regisseur', der mich lancieren wollte, und der jetzt eine kleine Tabaksfiliale in Nowawes hat. Ich sah mich damals schon im eigenen Auto, einen Mohren am Steuer. Und ganz lange weiße Handschuhe zog ich aus, wenn ich — so aus dem Wagenfenster — Autogramme schreiben mußte ... Wenn ich jetzt im Roten-Kreuz-Büro an der Maschine sitze und Verbandswatte bestelle und Gummihandschuhe — dann muß ich manchmal lachen, wenn ich an meine geträumten langen weißen Handschuhe denke."

„Ja, was einer werden soll, Kind, das weiß er mit dreizehn und fünfzehn Jahren und manchmal — wie ich damals — mit fünfundzwanzig Jahren noch nicht. Das steht unlesbar in den Sternen geschrieben."

„Glaubst du an die Sterne, Onkel Niki?"

„Glauben — nein. Es ist nur so eine Redensart. Aber meine Freude an ihnen und ihren Rätseln, die habe ich mir bewahrt. Komm, Kind, steh mal auf. Laß uns mal aus den Bäumen heraus auf die Wiese treten, ich will sehen, ob ich den deutschen Frühsommerhimmel noch zusammenbringe."

Sie waren herausgetreten auf die einsam liegende Wiese.

„Es muß jetzt bald zehn Uhr sein", sagte Nikolaus. „Siehst du dort — uns gegenüber, ganz nahe am Horizont — das seltsame Strahlendreieck? Das ist der ‚Skorpion'. Rechts davon das Sternenbild der ‚Schlange'. Dort links, ganz am Ende des breiten Bandes der Milchstraße, ein heller, funkelnder Stern, das ist der Planet ‚Saturn', der zweitgrößte im Sonnensystem, dessen Ringe Galilei entdeckt hat."

Mit tiefem Staunen hörte Eugenie zu. „Ja, Onkel, wissen a l l e Amerikaner so gut Bescheid in den Sternen?"

„Ich glaube nein. Vielleicht nur d i e, denen die Sterne da oben manchmal Grüße, die einzigen Grüße, aus einer anderen Heimat bringen."

„Weißt du, ich meine, wenn ein Mann sich mit diesen ganz fernen, ewigen Dingen beschäftigt, dann muß ihm gelegentlich alles andere auf dieser winzigen Welt ganz fremd und gleichgültig werden, die kleinen Freuden unseres Alltags, unsere Landschaft, die Liebe und die Frauen —"

Zwei langsam durch die Nacht promenierende Kurgäste kamen ihnen entgegen und gingen vorüber. Man hörte, wie sie stehenblieben, wohl um den beiden nachzuschauen.

Nikolaus zog seinen Arm wieder durch den ihren. Und auf den Weg einbiegend, der auf die Allee und zum Hotel führte, sagte er gütig: „Es ist möglich, Eugenie, daß man in ein Alter kommt, wo einem die Frauen gleichgültig werden. Aber was einmal ein Kavalier gewesen ist, der freut sich doch i m m e r noch, neben einer Frau zu gehen, nach der sich die Begegnenden umsehen."

* *
*

Als Nikolaus Sennelaub, das eben gekaufte Glas mit dem warmen Elisabethen-Brunnen in der Hand, die Stufen des Brunnens hinaufstieg — ein bißchen feierlich, ein bißchen unbeholfen, wie man solche Dinge zum erstenmal erledigt —, sah er Eugenie vom Hotel her auf sich zukommen. Frisch, wie der Morgen, winkte sie von weitem.

„Na, ausgeschlafen —? Hat dir der Portier ausgerichtet, wo du mich triffst?"

„Ich hätte dich auch ohne deine Fürsorge um diese Zeit nicht auf dem Gipfel des Feldbergs gesucht oder in dem alten Römerkastell — wie heißt's doch?"

„Die Saalburg. Aber fleißiger, als du denkst, Eugenie, war dein vorbildlicher Onkel in aller Morgenfrühe schon. In der Sprechstunde beim Arzt bin ich der erste gewesen."

„Meine Hochachtung. Resultat?"

„Man muß halt zufrieden sein. Wie war's doch mit jenem schwäbischen Studenten in Tübingen, der zwölf Semester etwas reichlicher pokuliert als studiert hatte, und dem der konsultierte Arzt kopfschüttelnd als Resultat der Untersuchung mitteilte: ‚Das Herz ist nicht mehr so ganz ... der Magen ist angegriffen ... die Nieren gefallen mir auch nicht ... und die Milz ist geschwollen ...'"

„Und der Student —?"

„Der nickte zuversichtlich und sagte vergnügt: ‚Ha, 's Leberle isch auch no da!' ... Na, ganz so schlimm ist's bei mir noch nicht. Nur der strapazierte Magen verlangt seine Kur und Diät."

„Oje — ich verstehe immer: Diät." Eugenie zog ein schiefes Mäulchen. Was lustig anzusehen war. Manchmal hatte sie überhaupt etwas von einer Pierrette. „Muß ich die etwa mitmachen, die Diätkur?"

„Du ‚mußt' überhaupt hier gar nichts, liebes Kind. Nur ein bißchen *nett* sein, das mußt du mit deinem alten Wahlonkel. Und insonsten ... Wie heißt's doch bei Lessing: ‚Kein Mensch muß müssen — und ein Derwisch müßte?'"

„Weißt du, Onkel" — sie betonte den Verwandtschaftsgrad überlaut und fröhlich. Ein etwas spießiges Ehepaar, das, die wassergefüllten Riesenbecher in zittriger Hand, ältlich und wohlbeleibt, schweigend promenierte, drehte sich verdutzt um und flüsterte.

„Weißt du, Onkel, zum Derwisch hab' ich, glaub ich, verflixt wenig Talent."

„Eher zum Irrwisch, was? Aber das wird uns nicht entzweien. Ich bin ja schließlich auch nicht im Riesenkahn über den Ozean gegondelt, um mit der lieben alten Heimat nie geübte finstere mönchische Tugenden zu entwickeln."

Sie schlenderten lachend die große Allee hinunter nach dem Kaiser-Wilhelm-Bad zu und musterten, während sie so gingen, das Badepublikum. Ein Teil lauschte andächtig und kennerhaft, einige mit etwas übertriebener Begeisterung, dem Frühkonzert des korrekt spielenden Orchesters, das gerade sehr ansprechend den Faustwalzer hören ließ. Andere nahmen die verordnete Kur mit ihren Spaziergängen und der vorgeschriebenen Zahl der Gläser in genau bestimmter Temperatur sehr ernst. Wieder andere schienen sich, unbestimmt, in voller Gesundheit bloß des herrlich schönen jungen Tages zu freuen und diese ganze morgendliche Brunnenangelegenheit mehr als eine nette gesellschaftliche Veranstaltung, als eine Gelegenheit zu Flirt und Männergespräch zu behandeln. Die deutschen Dialekte von Schwaben hinauf bis Mecklenburg mischten sich be-

haglich unter den hohen breitschattenden Bäumen. Auch Englisch hörte man zuweilen. Ein paar östliche Juden in langem Kaftan mauschelten, mit blassen Fingern die Scheitellöckchen streichend, jiddisch. Drei große, schlanke, blonde Schweden, die zum Golfturnier trainierten, rätselten am Aushang des Vergnügungsprogramms herum. Und ein paar dunkelhäutige, schwarzlockige Herren redeten, heftig gestikulierend, eine konsonantenreiche Balkansprache, die eine in ihrer Mitte ganz in Weiß gehüllte steinalte Dame, die nicht sehr glücklich die Königin Carmen Silva zu kopieren versuchte, nur mangelhaft zu verstehen schien.

Mitten in der Promenade kam ihnen ein sehr elegantes Paar entgegen. Ein blonder, schlanker Herr, Ende der Zwanzig, in weißem, diskret gestreiftem Flanellanzug und weißen Glacéschuhen, eine Nelke im Knopfloch, mit einem auffallend hübschen jungen Fräulein im hellblauen Frühlingskleid, an dessen silbergeschmiedetem Gürtel lässig ein paar frische Teerosen herabhingen. Als die beiden vorbeikamen, sagte der Herr gerade zu seiner etwas reichlich gepuderten Begleiterin: „Na ja, da haste ja eigentlich recht. Es lohnt sich schon, wenn mer hier emal vor neun Uhr aufsteht."

„Frankfurter", erklärte Nikolaus lächelnd zu Eugenie, „die unverkennbare Sprache verrät's. Von den verschluckten Endsilben allein kann so ein Landsmann von mir ganz gut eine Weile leben."

„Mir scheint's", meinte Eugenie und sah unauffällig den beiden nach, „der sich vorkommende Jüngling da lebt nicht nur von verschluckten Endsilben."

Der so hoch von ihr in seiner Ernährungsweise Eingeschätzte drehte sich in diesem Augenblick nach den beiden

um. Er hatte ein randloses Einglas rasch ins zwinkernde Auge geklemmt, und sein Blick lief ohne Schüchternheit wohlgefällig über Eugeniens hübsche Figur.

„Sind alle jungen Leute so elegant in Frankfurt?" fragte Eugenie.

„Die alte Kaiserstadt" — eine heimlich bewundernde Liebe wärmte immer Nikolaus' Reden, wenn er von Frankfurt sprach, auch ohne daß er den Namen der Vaterstadt nannte — „die alte Kaiserstadt hat einmal zweifellos zu den elegantesten Städten Deutschlands gehört. Was nicht wundernimmt bei den großen Reichtümern, die sich da durch den blühenden Handel jahrhundertelang in vielen Patrizierfamilien angesammelt haben. Aber jetzt, glaub' ich, wird sich's nicht so arg mehr tun mit Luxus und Eleganz. Gottlob, ich werde keine Enttäuschung erleben. Ich bin durch Zeitungslektüre gut vorbereitet. Ich hab' mir nämlich all die Jahre da drüben — vielleicht bin ich der einzige in ganz Philadelphia gewesen — ein Frankfurter Lokalblatt gehalten. Und wenn auch, bis ich glücklich so eine Nummer bekam, ihre sogenannten ‚Neuigkeiten' gewiß schon acht bis zehn Tage alt waren und ich weder zu einer Beerdigung noch zu einer Kindtaufe, die da angezeigt war, noch zurecht gekommen wäre — ein wenig, wenn man sich da mal auskennt, geht man d o c h noch mit der Zeit und der Bevölkerung und mit der Wirtschaft mit, was?"

„Wann fahren wir nach Frankfurt zu deinen Verwandten?"

Nikolaus zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Erst will ich die Stadt selbst wiedersehen und dir ihre Schönheiten zeigen. Dann erst ihre Menschen, die lieben

Verwandten... Weißt du, am liebsten möchte ich's machen nach dem klassischen Vorbild des alten, aus Krieg und Irrfahrt glücklich heimkehrenden Odysseus. Und wenn auch nicht gerade eine Penelope in angstvoller Sehnsucht auf mich im Zimmerweg wartet oder ein Sohn Telemach mir in der Taunusanlage herangewachsen ist, der mir ein bißchen helfen muß, die ‚Freier' der Mutter zu erschießen... ich möchte behutsam vorfühlen, wie der kluge König von Ithaka. Möchte wie er, ehe ich die Verwandten im eigenen Hause besuche, dem Sauhirten Eumäus begegnen!"

Eugenie sah ihn groß an: „Einen Sauhirt willst du —?"

„Das ist nur so bildlich gesprochen, liebe Eugenie, nur bildlich. Obgleich den Weltruhm der beliebten ‚Frankfurter Würstchen' die Tatsache begründet, daß sie aus reinem Schweinefleisch hergestellt werden, gibt es hier so überwältigend viel Borstenvieh gar nicht, das einen eigenen Hirten Eumäus nötig machte."

Mit einem raschen Entschluß verließ Eugenie die Säue und deren antiken Hirten, um ihrem Erstaunen Luft zu machen.

„Das hätte ich nie gedacht, Onkel Niki, daß ausgerechnet aus Amerika plötzlich ein ‚Verwandter' kommt, der mich, die ich in der Schule immer so gute Noten — bis auf Physik und Mathematik — im Zeugnis hatte, mit seinem Wissen an die Wand quetscht. Jetzt tu nicht, als ob du bescheiden sagen wolltest: wieso? In der kurzen Zeit, in der du mein Onkel bist, hast du schon Goethe zitiert, mehrfach —"

„Er ist mein Landsmann."

„Und Schopenhauer —"

„Er ist durch seinen langen Aufenthalt in Frankfurt, wo er mit seinem Pudel am Schaumainkai gewohnt hat, mein halber Landsmann."

„Schön und gut. Mein Landsmann ist Friedrich der Große, und ich hab', glaub' ich, noch nichts aus seinem Buch ‚De la littérature allemande' oder gar was aus seiner Ode ‚Aux Prussiens' zitiert."

„Du bist entschuldigt, Eugenie, denn du lebst ja dauernd in der Heimat. Wer aber früh hinausgerast ist über den Ozean und seit Jahrzehnten lebt unter Menschen, die ... na, die zwar, wenn sie zu Mittag essen, ein Telephon vor sich auf dem Tisch stehen haben neben der Suppe, damit sie ihre Geschäfte nicht zu unterbrechen brauchen, die aber — außer abends: ‚ta-ra-ra-bum-diä' — wenig Sinn für Dichtung oder gar für deutsche Geistesarbeit haben ... Oft hab' ich so bei mir gedacht: wie der Grieche vor zweitausend Jahren in die neue Kolonie ein wohl gehütetes Flämmchen des heiligen Herdfeuers seiner Heimat mitnahm, daß er dort auf dem fremden Altar das Feuer daran entzünde, so nehmen wir mitteleuropäische Kulturmenschen ein paar gute, deutsche Bücher mit. Die sind uns — nach unserm Geschmack ausgewählt und vielleicht nicht alle immer dem höchsten Richter standhaltend — in schweren Stunden Zuflucht, Hort, Erinnerung. Sie stählen uns, wenn in uns etwas wacklig werden will, das Rückgrat durch das Bewußtsein: wir Deutsche sind schließlich auch wer. Und schlagen uns die Brücken zu einer fernen, schönen, nicht allein von business erfüllten Zeit. Zu einem Lande, in dem die Wasserfälle nicht die Höhe und die Kraft des Niagara, die Prärien nicht die Breite

und Öde und Trostlosigkeit der amerikanischen, die Edelmetalle in den Bergen nicht den Reichtum von Klondyke erreichen, in dem aber der Menschengeist sich unzerstörbare Denkmale gebaut hat, die Welt heller überleuchtend als die berühmte Freiheitsstatue. Ein Land, in dem tatkräftige, poetisch weniger begabte Männer — wie dein Landsmann, der in der Garnisonkirche begraben liegt — Geschichte gemacht statt geschrieben, die großen Taten geliefert haben, die den Boden bereiten durften für die Blütezeit einer Literatur und das Fundament gelegt haben für die stolzen Bauten einer Philosophie der Pflicht und des kategorischen Imperativs.

„Du trinkst nur lauwarmes Wasser, Onkel Niki, und redest so begeistert, als ob du selig zechend zwei Flaschen Rüdesheimer Sonnenseite durch die Gurgel gejagt hättest."

„Ich trinke die Luft, die Morgenluft des Taunus, Kind. Ich atme die Frische der Wälder und Berge meiner Heimat. Ich seh' die Konturen der Höhen, an denen sehnsuchtsvoll das Auge meiner Kindheit hing —" Er hatte vielleicht in der Begeisterung des Augenblicks ein bißchen zu laut, ein bißchen zu ausdrucksvoll geredet. Ein Blick, den er jetzt zufällig in die Runde gehen ließ, zeigte ihm, daß rechts und links kleine Gruppen von Kurgästen ihr Gespräch unterbrochen hatten und nach diesem gut gewachsenen alten Herrn hinblickten, der mit jugendlichem Feuer ein bildhübsches Mädchen zu belehren schien.

Da änderte Nikolaus mit einem feinen Lächeln sofort Thema und Tonstärke und äußerte in erstaunlicher Selbstdisziplin mit einem leichten Anflug von Ironie: „Der sicherlich mit Recht vielgepriesene Elisabethen-Brunnen

schmeckt nicht ganz wie Champagner, aber die Eigenschaften, die man dem doppelt gegorenen Wein des Don Perignon nachrühmt, scheint er zu besitzen."

Auf Eugenie wirkte dieser Morgengang in dem Gold der immer wonniger die Luft durchflutenden Sonne seltsam. Das kleine Abenteuer, in das sie sich — sie gab sich das selbst zu — ein bißchen leichtsinnig gestürzt und das sie mit gutem Humor zu bestehen sich vorgenommen, entfernte sich immer mehr von dem geplanten Faschingsscherz im Frühling, von dem flüchtigen Witz einer kleinen Komödie. Es bekam immer mehr, immer stärker Blut und Atem und echtes Leben; und was eigentlich eine Maske hatte sein sollen und ein Mummenschanz, das war nun eine seltsam starke und beglückende Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit, über die doch wieder, verglichen mit der beruflichen Tätigkeit im Büro, dem ewigen Abklappern der Geschäftsbriefe, den Telephonaten und Diktaten, etwas wie ein Märchenglanz lag. Und der alte Herr, der da vornehm und elastisch, ganz Kavalier der alten Schule, neben ihr durch die herrlich grünen, sanft gewellten Golfwiesen hinging, hatte nichts von dem ein wenig genarrten Unbekannten, der sie bis an ein fernes Ziel bringen sollte, um sie dann auf irgendeinem schönen Stückchen Erde sich selbst zu überlassen. Hatte keine Verwandtschaft mit dem auf sieghafte Männlichkeit geschminkten Filmhelden, der, in seinem Auto die Grande Corniche entlang sausend, eigentlich den Anstoß zu diesem ganzen bizarren Abenteuer gegeben hatte.

„Und wenn man auch die Heimat mitnimmt im Koffer und im Herzen, hinüberfahrend in das fremde Land", hörte sie jetzt Nikolaus neben sich sagen, „so kann man eben nicht gerade das ganze Deutschland mitnehmen.

Man muß sich beschränken auf seine engere Heimat, auf die Geschichte ihrer Straßen, ihrer Bürger, ihrer Familien, ihrer führenden Geister. Ich bin aus einer guten, soliden Kaufmannsfamilie der alten freien Reichsstadt. Am Hause, in dem meine Spielsachen gekauft wurden — ich weiß noch: Einbiegler hießen die guten Leute — und das ich demgemäß besonders liebte, war noch das alte Frankfurter Wappen lange nach 1866 zu sehen. Den Preußen zum Trotz. Und geschrieben stand an der Schenke daneben: ‚Zur freien Stadt Frankfurt.' Und da solche Aufschrift endlich die preußische Polizei verbot, ließ der Hausbesitzer einfach das Wort ‚freien' übertünchen und es hieß nun ‚Zur Stadt Frankfurt'. Und zwischen den Worten ‚zur' und ‚Stadt' blieb eben unter dem alten silbernen Frankfurter Adler im roten Feld eine freie Stelle. Jeder aber, der da vorbeiging, dachte sich schmunzelnd, was da gestanden haben mochte ... Aus solch engem und doch stolzem, trotzigem Stadtgeist heraus oder doch von ihm noch beeinflußt, wurde auch die nächste Generation noch geboren. Und so war ich — bis ich aus Trotz und Torheit der Stadt und Familie, dem Vaterland und Europa den Rücken kehrte — zunächst Frankfurter, dann erst Deutscher und noch lange, lange nicht Europäer oder gar Weltbürger — der ich einmal, losgelöst von meiner ganzen Sippe, da drüben werden sollte ... Aber das wirst du alles verstehen, wenn wir erst dort am Main unsern Besuch machen. Zunächst der Altstadt und dem Genius loci, dann dem Westen und meinen Erinnerungen und zuletzt" — ein kleiner Seufzer leitete das Ende dieses Satzes ein — „zuletzt der hoffentlich erfreulich erblühten oder in Ehren verblühten Verwandtschaft."

„Der du mich wirklich als deine Nichte vorstellen willst?"

„Zunächst ja. Wie's endet, überlassen wir den Göttern."

„Aber — warum eigentlich? Du kannst doch sagen, ich bin deine Sekretärin, die du in Berlin engagiert hast. Ich stenographiere ja auch wirklich und schreibe flott Maschine. Davon leb' ich sogar, wenn ich nicht gerade" — sie lachte ihn vergnügt an — „wenn ich nicht gerade mit einem von Sorgen unbeschwerten Onkel aus Philadelphia — vorübergehend von ihm angesteckt in solch angenehmem Seelenzustand — in dem berühmten Taunusbad — ohne ärztliche Direktiven — so gut ich kann, den Kurgast spiele. O Gott, da kommt übrigens wieder dein eleganter junger Landsmann mit... ja, hältst du das für seine Frau, mit der er da geht?"

„Das ist schwer zu sagen. Mir scheint eher..."

„Sprich das tief Unmoralische schon aus, lieber Onkel! Dir scheint eher: seine Freundin. So was gibt's natürlich auch in Berlin und Umgebung. Und wenn an einem so herrlichen Sonntag im Sommer am Wannsee alle Personen, die nicht ehelich und fürs Leben verbunden oder versprochen sind, fluchtartig das Ufer verlassen müßten — bei Gott, der Schwedische Pavillon könnte zumachen... Übrigens" — Eugenie, die zu dem vorübergehenden Paare hingesehen hatte, wandte ärgerlich, ein wenig errötend, den Kopf mit einem Ruck nach der andern Seite und sagte, die Stimme dämpfend: „Übrigens hat dieser junge Mann eine recht kecke Art, eine Dame zu fixieren. Noch dazu, während er neben seiner Freundin geht, die denn doch schicker und hübscher und mondäner aussieht

als so ein auf Sonntag zurechtgemachtes Tippfräulein wie ich."

Nikolaus war stehengeblieben und drohte mit dem Finger. „Sich nicht selber schlecht machen und herabsetzen, kleine Nichte! Besonders wenn man selber gar nicht daran glaubt."

„Wer sagt Ihnen — entschuldige, wer sagt dir, daß ich's nicht glaube?"

„Erstens siehst du, so gut wie ich, daß dieses Dämchen dort, das der ein bißchen aus der Vorkriegszeit übrig gebliebene Fant hier mit Lebemannallüren spazieren führt, puppenhaft künstlich zurechtgemacht ist. Das blonde Haar ist nicht so echt wie das Gold der Vorderzähne. Die Augenbrauen sind rasiert und mephistopheliſch nach oben verlängert. Die Lippen sind vor einer Stunde frisch gestrichen. Die hohen Stöckelschuhe beeinträchtigen elend die Leichtigkeit des Ganges, und mit dem goldbeknopften Stöckchen — das sie gewiß in Frankfurt nicht über die Bockenheimer Gasse trägt, bloß in Homburg hier für schick und nötig hält — wissen ihre Hände nichts Rechtes anzufangen. Und zweitens, meine liebe Nichte, die du dich o h n e künstliche Nachhilfe auf die Natur verlassen kannst — zweitens hat, wie ich gestern beim flüchtigen Einblick in dein Hofdamenzimmer bemerkte, dieser hübsche Raum zwei Spiegel. Einen kleinen goldumrahmten für das aparte Köpfchen und einen ganz großen, sogar drehbaren, für die scharmante Figur."

„Nun müßte ich pflichtschuldigst rot werden und schamhaft heftige Gesten der Abwehr spendieren. Aber, Onkel Niki, denk' dir, ich habe noch nie in einem eigenen Zimmer einen so schönen und so großen Spiegel gehabt. Und habe

mich eigentlich noch nie von Kopf bis zu den Füßen auf einmal gesehen. Und wie ich heute morgen aufstand, da habe ich doch —" Sie stockte und wurde nun wirklich ein bißchen verlegen.

Aber Nikolaus fuhr ganz trocken fort, ruhig und ohne sie anzusehen: „Da hast du dir, wie du so aus dem Bade nebenan kamst, hast du dir mal vor deinem eignen ungewohnt großen Spiegel mit wohlgefälligem Interesse dich selber betrachtet. Und da ist es dir gegangen wie dem lieben Gott am sechsten Tage: du warst ganz zufrieden."

„Onkel Niki, du bist abscheulich!"

„Von dir läßt sich Gott sei Dank nicht dasselbe sagen — meint der große drehbare Spiegel. Und wie ich vorhin den Frankfurter Jüngling im Vorbeigehen mir in aller Ruhe betrachtete — das konnte ich, denn er nahm von mir keinerlei Notiz, sondern schaute nur, na, du weißt ja — da habe ich so bei mir gedacht: der gäbe jetzt das vielleicht nicht unbeträchtliche Sümmchen, das er sich für die Homburger Tage in seine weiße Hose gesteckt hat, gäbe er darum, wenn er mit mir —" Das Auge ein wenig zukneifend, sah er lächelnd zu Eugenie hinüber.

„Nun wenn er was — mit dir...?"

„Wenn er — mit mir ein bißchen das neckische Spiel spielen dürfte: Verwechselt euer Bäumchen."

Ehe sich noch Eugenie äußern konnte zu diesem Spiel, das ihr aus ihren harmlosen Kindertagen vom Alten Markt in Potsdam nicht unbekannt war, hörte sie zwischen sich und ihrem Begleiter die wohlbekannte, immer noch ein bißchen den geschmetterten Kommandoton verratende Stimme des Oberstleutnant von Lindebomm:

„Also — wie heißt's in der famosen Geschichte? ‚Graf

Ambiani, Sie sind erkannt!'" Mit diesen Worten ließ er die wuchtige Hand, riesig wie alles an ihm, auf Nikolans' Schulter fallen. „Schönen guten Morgen, meine Gnädige. Bin beglückt, Sie schon am frühen Morgen so frisch zu sehen." Und ehe Nikolans ein Wort der Begrüßung sagen konnte, polterte er in seiner gutmütigen, gehetzten Weise schon weiter: „Also denk' dir, wertgeschätzter Amerikaner, heute morgen weckt mich doch mein Kathrinchen: ‚Herr Oberstleutnant, dringendes Gespräch aus Frankfurt!' Nanu, denk' ich, wer soll denn von da drüben so wild auf mich sein? Das Kathrinchen zittert in ehrlicher Bestürzung. Denn vor zehn Uhr telephoniert mich sonst niemand an, und allzu häufig sind die Telephonate überhaupt nicht bei mir. Von auswärts schon gar nicht. ‚Also eine Dame' — bibbert das Kathrinchen. ‚Eine Dame aus Frankfurt?' frage ich zurück. Mein unschuldiges Herz weiß leider nichts von einer Dame, die mich aus Frankfurt so dringend verlangen könnte. ‚Haben Sie den Namen von dem Kathrinchen verstanden?' frage ich. Und sie: ‚Ich habe so schlecht verstanden. Sie hat dreimal wiederholt und doch ... Aber eins ist sicher: der Name fängt mit einer Katz' an. — ‚Mit einer Katz'?' — Ich sinne nach. Und da fällt mir ein: Kadzimura, der Japaner —! Der hat so eine weiche Stimme, die wie über Perserteppiche geht. So daß ihn das Kathrinchen wohl am Telephon für eine Dame halten könnte. Ich also aus dem Bett und an den Apparat ... Erst einige Höflichkeitsgrüße und ellenlange Entschuldigungen — der ostasiatische Knigge schreibt schauderhaft zeitraubende Zeremonien für solche Gelegenheiten vor — und dann ... ‚Oh, Herr Obbrist, die Familie Sennelaub ist viel aufgereckt. Man

hat sie geschickt aus Berlin eine Taschentuch' — so habe ich zunächst verstanden. Desdemona stieg mir auf und der elende Jago. Aber da ich verblüfft wiederhole: ‚Wie denn, ein Taschentuch?' kam's deutlicher: ‚— ein Portefeuille — ein Taschenbuch. Daraus ist sich herausgegangen' — sein Deutsch ist ähnlich, aber nicht korrekt — ‚ist sich herausgegangen, daß ein Mister Sennelaub — ein Verwandtlicher von die Herrschaft hier, wo sonst in Amerika ist behaust — muß jetzt sein in Europa — muß sein in Homburg, ja, wo er sich aufhält, er will kummen in eine Hotel — und die Verwandtschaft in Frankfurt fragen Sie an, Herr Obbrist, und ich frage mit — vielleicht Sie wissen, ob Mister Sennelaub schon in Bad Homburg sein oder bestellt haben einer Logis oder ...'"

„Teufel nochmals!" Nikolaus schien nicht glatt begeistert von der Art, wie ihn die Ereignisse überraschten.

„Da muß der Käufer meines Wagens mein Portefeuille — als ehrlicher Finder — Geld war ja keins drin —"

„Bloß ein Scheckbuch", nickte Eugenie.

Lindebomm sah sie verblüfft an. Ihn nahm die Ruhe, mit der eine „Nichte" ein verlorenes Scheckbuch erwähnte, wunder. Unwillkürlich machte er der jungen Dame eine respektvolle Verbeugung.

„Na, da ist nun nichts zu machen. Aber" — aus Nikolaus sprach einige Unruhe — „was hast du denn da nun am Telephon —"

„Zunächst hab' ich an den Beinen gefroren. Ich war doch bloß im Nachthemd — Pardon! — und die Morgen sind kühl in Homburg. Das ist das Schöne. Ihr müßt mal g a n z früh — schon so um sechs herum, hier in den

Park — und hinauf nach Dornholzhausen — also ich sage euch: das ist einfach ..."

„Ja, das machen wir auch bald mal, aber ... was hast du denn dem Ostasiaten —?"

„Zurückgeflüstert? Ja, siehst du, ich wußte nicht recht, wie du das nun haben willst. Und in solchen Fällen behandle ich eine heikle Sache dilatorisch. Fabius cunctator! Man kann ja nachher immer noch anders."

„Ja, ja gewiß — also was hast du denn ...?"

„Was ich geantwortet habe? Ja, das berühmte Wort vom Götz von Berlichingen, das einem so morgens früh im Hemde locker sitzt — konnt' ich ja nun nicht ... Ich hab' also gesagt: ‚Ja, Herr von Kadzimura' — ich adle ihn zur Vorsicht immer, das freut ihn, und schließlich sein Vater ist in Japan ein ganz hohes Tier beim Mikado — ich glaube er füttert persönlich die heiligen Stiere, die einmal später nach alter Tradition den kaiserlichen Leichenwagen —"

Nikolaus verriet einige Ungeduld. Der Leichenwagen des Mikado interessierte ihn im Augenblick durchaus nicht.

„Alles ganz schön, aber bitte, was hast du dem Mikado, ich wollte sagen, dem Japaner —"

„Also, ich habe mich folgendermaßen geäußert: ‚Herr von Kadzimura'; hab' ich gesagt, ‚wie Sie weg waren gestern abend, hat mir der Herr Kurdirektor, der noch kam und den ich gut kenne, ein paar interessante Leute genannt, die, bereits angemeldet, bestimmt zur Kur zu erwarten sind. Ein paar prominente Deutsche, ein englischer Lord, ein paar Amerikaner — darunter ein Verwandter des mit Recht so verstorbenen Wilson — und zuletzt, was mir auffiel, ein Herr Sennelaub aus Philadelphia.'"

„Viel Ehre! Und du hast das ‚Parkhotel' hoffentlich nicht genannt, in dem ich — in dem wir ..."

„I, wo werd' ich! Auch — von der Nichte hab' ich nichts gesagt. Es schien mir richtig, zunächst dir jede Möglichkeit zu lassen — sowohl was die Verwandtschaft, die du besuchen willst, als was die Verwandtschaft betrifft, die du mitbringst."

„Weiß Gott, du hättest Diplomat werden sollen, Lindebomm!" Nikolaus drückte ihm dankbar die Hand.

„Tja, das habe ich mir manchmal auch schon gedacht. Und ein wenig ungefährlicher als solche Angelegenheiten wie am ‚Chemin des dames' wäre die diplomatische Karriere schon gewesen. Vom Gesundheitsstandpunkt betrachtet — darin sind alle Mediziner von Rang einig — ist nun mal der Platz am grünen Tisch dem längeren Aufenthalt im Unterstand beim Trommelfeuer durchaus vorzuziehen. Aber um Verzeihung", unterbrach er sich, „ich bitte gehorsamst um Urlaub. Da drüben kommt der Prinz Laubenhein, Durchlaucht, dem muß ich rasch ... Wir beide bekleiden nämlich heute nachmittag das Ehrenamt des Preisrichters. Dazu ist er extra herübergekommen von seinem Schlößchen am Rhein. Ihr kommt doch selbstverständlich auch auf die Kurterrasse? Es wird sicherlich sehr interessant und ulkig."

Und schon war er drüben auf der andern Seite der Promenade und sprach lebhaft in einen kurzbeinigen, ziemlich beleibten Herrn hinein. Der reckte einen schrecklich langen Hals aus einem ganz weit, fast nach Matrosenart ausgeschnittenen Kragen, hatte den seltsam schmalen Schädel bedeckt mit einem breitrandigen Panama, der wenig der Mode entsprach, und trug, neben verschiedenen

Ordensbändchen eingeklemmt, eine lilafarbene Orchidee im Knopfloch des weißen Sakkos.

„Was wird denn am heutigen Nachmittag auf der Kurterrasse preisgerichtet?" Während sie noch so sprach, stand Eugenie schon an der Wegkreuzung bei der runden Litfaßsäule still und las ein die halbe Rundung bedeckendes Plakat: „Veranstaltung der Kurverwaltung. Heute nachmittag im Anschluß an den ‚Tanztee' große Preiskonkurrenz auf der Kurterrasse: Dame mit Hund ... Die angemeldeten Rassehunde werden von ihren Herrinnen selbst dem Publikum und dem Preisrichterkollegium vorgeführt. Vor der Beteiligung ist der Name der führenden Dame sowie Rasse und Alter des angemeldeten Hundes anzumelden. Das Publikum stimmt selbst durch Abgabe von Stimmzetteln. Das Preisrichterkollegium nimmt eine davon gesonderte Prämiierung vor. Wo das Urteil der Preisrichter mit dem des Publikums übereinstimmt, kommt zu dem Preis der Kurverwaltung, der jeweils in einem Kunstgegenstand besteht, noch der Ehrenpreis des Bades Homburg in Gestalt einer silbernen Medaille."

„Famos! Da konkurriere ich mit!" Eugenie klatschte begeistert in die Hände.

„Du —?" Nikolaus staunte. „Und wo ist dein Hund?"

„Was für ein Hund —? Ach so! Na — Kaspar Hauser!"

„Um Gottes willen, was willst du denn da für eine Rasse anmelden?"

„Das denke ich mir schon aus. Wart mal, der Kaspar Hauser ist" — sie schloß die Augen und dachte emsig nach — „ist ein echter Schoddelduddel", entschied sie mit Nachdruck.

„Ein — Schoddelduddel? — Ja, was ist denn das?"

„Das weiß ich nicht. Oder doch: ein Schoddelduddel, das ist eben unser Kaspar Hauser — eine Rasse und Klasse für sich. Zwei Jahre alt."

„Aber liebes Kind, der Hund ist doch viel älter!"

„Das täuscht, glaub' mir. Die Schoddelduddel, die machen früh schon einen gesetzten Eindruck."

„Wo kommt aber die Rasse denn her — das mußt du ja auch angeben."

„Glaubst du? Diese ewige Fragerei! Na schön, geben wir dem Burschen eine Heimat, eine stolze Heimat. Also die Schoddelduddel sind eine leider aussterbende Rasse aus Majorka."

„Aus Majorka?"

„Ja, er ist zu Hause dort, wo die verliebte George Sand mit ihrem genialen Freund Chopin gewohnt hat. Bis sie genug hatte von seinem Klavierspiel und er von ihrem vulkanischen Temperament und ihrer Vorliebe für Abenteuer."

„Was du alles weißt!"

„Soviel Goethe und Schopenhauer, wie du, gewiß nicht. Aber Lissa, meine Freundin, hat mir einmal ein dickes Buch zum Geburtstag geschenkt — ich glaube: antiquarisch vom Bücherkarren, vorn schien ein Name ausradiert, ‚Berühmte Liebespaare', heißt es. Da steht all so was drin. Neben recht gewagten Sächelchen eigentlich. Zum Beispiel kennst du die Geschichte von Abälard und Heloise? Übrigens gehen die Geschichten fast alle traurig aus. Die berühmte Liebe oder besser die Leidenschaft für berühmte Männer scheint wirklich nicht besonders empfehlenswert. Wir haben uns damals auch vorgenommen — im ersten Schreck über diese neue Wissenschaft — haben

wir uns geschworen, Lissa und ich, wir lieben einmal nur ganz u n berühmt. Nachher sitzt man sonst da zwischen den welken Lorbeerkränzen, und e r — husch, husch die Waldfee! — er ist fort mit einer andern."

„So wenig also regen dich bedeutende Männer an?"

„Ach, erstens kenn' ich gar keine persönlich. Und zweitens — zweitens glaub' ich nicht, daß sie zu Hause auch immer ‚bedeutend' sind und so wirken. Die Bedeutung ist gewissermaßen ihre Sonntagshose oder — biederer gesagt — ihr säuberlich vorgebundener Festtagsschlips. Mein Gott, ja, so eine Zeitlang die Freundin sein eines sehr geistreichen und schrecklich berühmten Mannes — solange er noch geistig und körperlich gut beieinander ist — das mag ja ganz schön sein. Und man steckt nachher — was niemand ahnt — steckt in so einem großen Galeriebild als Modell — oder in einem Roman als Hauptfigur drin und hat ganz heimlich sein bißchen Unsterblichkeit weg. Das kitzelt die liebe Eitelkeit. Aber" — sprunghaft, wie sie war, unterbrach sie sich — „wie gut, daß der Dribbderbach ihn gestern abend noch gewaschen hat, unsern Schnudderdoddel —"

„Du sagtest doch vorhin Schoddelduddel —?"

„Sagte ich so? Ja, du hast recht — es klingt besser. Bleiben wir bei Schoddelduddel — woher war er doch? Richtig, aus Majorka. Ich habe noch eine blaugestreifte Bluse im Handköfferchen, die bügle ich rasch ein bißchen auf, und die paßt zum Braun seines struppigen Fells ganz gut. Das heißt, denk' dir, nach der großen Wäsche — ich habe lachen müssen, wie ich ihn vorhin besucht habe — da hat sich das gesäuberte Fell doch gelockt — richtig gelockt! Er sieht jetzt ein bißchen verrückt aus, aber nett, und wenn ich ihm eine blaßblaue Schleife ins Haar auf den Kopf

stecke, so zu meiner Bluse passend... Du wirst staunen, Onkel Niki."

„Na, wenn wir denn schon mal partout konkurrieren wollen" — Nikolaus lachte vergnügt —. „Eigentlich ein reichlich verrückter Einfall, mit einem gänzlich rasselosen, gestern auf der Landstraße überfahrenen Köter, der gar nicht zu uns gehört... Aber zunächst mal — nach dem Frühstück — für den Sprößling Majorkas mag das blaue Band als Schmuck genügen... aber du, meine Nichte, als seine Führerin, Besitzerin, Dompteuse, du mußt unbedingt ein bißchen herausstaffiert werden."

„Muß ich?"

... Und so gingen sie nach dem Frühstück und kauften ein. In zwei Geschäften auf der Luisenstraße ließ sich Nikolaus das Beste und Schönste und Neueste „für eine gutgewachsene Blondine" zeigen.

Es erwies sich, daß diesem jungen, schlanken Körper mit den köstlich betonten Rundungen just die hübschesten Modelle wie angegossen saßen. Eugenie, die anfangs — denn sie dachte: es solle sich nur um ein einziges Kleidchen für die Kurterrasse und die „Preisschau" handeln — auch ein Wort bei der Auswahl riskiert hatte, war jetzt ganz still geworden. Das beglückte junge Herz, das zum erstenmal solche Auswahl erlesener Kleider ohne peinliche Rücksicht auf die Kosten erlebte, pubberte heftig, wie sie so von einem Spiegel zum andern ging. Während ordnende Hände der Bedienerinnen an ihr herumzupften, glätteten und steckten, spürte sie ganz gut den bewundernden Blick des behaglich im Stuhl wie im Theaterparkett sitzenden und prüfenden Nikolaus bald auf eine wirkungsvolle Nuance des Kleides gerichtet, bald auf ihren Armen, bald auf ihrem Hals-

ausschnitt ruhend. Dabei empfand sie's wohltuend, daß nichts Lüsternes im Auge dieses guterzogenen Mannes lag, sondern nur die stille, ehrliche Freude daran, einem hübschen Körper die gut angepaßte Hülle zu schaffen, die ihn ohne jede Übertreibung zur vollen Geltung brachte.

Das Resultat oder — wie es Eugenie glücklich lächelnd nannte — die „Beute" aus dem einen Geschäft war ein elegantes Nachmittagskleid mit reich gesticktem Oberteil und ein dunkelblaues Prinzeßkleid aus Crêpe Georgette, aus dem anderen Geschäft ein dreiteiliges Strickkleid, Jumper, Rock und ärmellose Weste, ein sportlicher heller Mantel mit Ledergurt und großen Taschen, ein buntes, blaugemustertes Sommerseidenkleidchen mit hellem Grund und ein praktisches loses Weekendkleid — Rock und leichter Mantel aus dem gleichen Material und ein kleiner eleganter Filzhut dazu. Nach jedem Einkauf bat Eugenie eindringlich mit zitternder Stimme: „Nun ist's aber wirklich genug!" Aber Nikolaus, begeistert von der ungewohnten, unterhaltlichen Beschäftigung, dabei erstaunt über Geschmack und Preiswürdigkeit der angebotenen Kleidungsstücke, hatte schon wieder etwas Neues entdeckt und ließ es probieren. Am Ende zahlte er bar und bat, die Sachen gleich ins Parkhotel zu schicken.

Wie im Traum ging Eugenie neben ihm her, die Luisenstraße hinauf nach dem Markt zu. Sie war still, fast schweigsam geworden:

„Ich weiß gar nicht, wie ich zu all dem komme, Onkel Nikolaus ... und wenn du nicht so echt onkelhaft gut mich immerzu angeschaut hättest — wahrhaftig, ich hätte im Gefühl meiner Unwürdigkeit alles hingeworfen und wäre einfach davongelaufen. Und jetzt — jetzt ist mir's doch

als ... Entschuldige mal einen Augenblick —" Wie ein Husch war die Behende in dem Hausflur eines kleinen Hauses verschwunden, das noch aus alter Zeit unter den moderneren und vornehmeren Gebäuden, wie ein armer gedrückter Verwandter, stehengeblieben war. Aber ehe Nikolaus sich noch von seiner Verblüffung erholte, war sie strahlend wieder neben ihm.

„Was war denn eigentlich los?" fragte er.

„Ich habe mir bloß mal da drin im Dunkel ganz fest in die Wade gekniffen. Ich wollte Gewißheit haben, ob ich wirklich wach bin."

Aber sie war wach und blieb's. Und wurde noch fröhlicher, als er sie bisher gesehen. Und als er ihr gar für die neuen Herrlichkeiten einen praktischen Rohrplattenkoffer kaufte, machte sie Miene, ihm um den Hals zu fallen. Sie besann und beherrschte sich noch rechtzeitig und sagte nur mit unterdrücktem Jubel in der Stimme beim Verlassen des Kofferladens:

„Nun sollst du aber auch Ehre einlegen mit mir bei deinen Verwandten im stolzen Frankfurt! Ich habe ja — nun kann ich's ehrlich gestehen — schon ein bißchen Angst gehabt, dich mit meinem ausgewaschenen, mehrfach umgeänderten Sommerfähnchen als ‚Nichte aus Philadelphia' bei der Verwandtschaft stark zu kompromittieren. Und heute morgen, als ich ziemlich früh aufwachte, erwog ich, auf dem Bett sitzend, mein Köfferchen auf den Knien, den Plan, ob ich nicht rasch ein paar Abschiedszeilen mit Dank und Gruß schreiben und mit meinem armseligen Gepäck einfach verduften sollte."

„Das wäre was gewesen! Was hätte ich denn da für eine blöde Rolle im Hotel gespielt!"

„Ach, wär's bloß um die blöde Rolle gewesen?"

„Nein, Kind, ich habe mich an dich und deine muntere Art schon so gewöhnt, daß mir wirklich und wahrhaftig was fehlte, wenn du mir plötzlich Verwandtschaft und Reisebegleitung kündigtest. Oder gar — ohne Kündigung — die Flucht ergriffest, und dann sieh mal: wenn man so lange in Arbeit und Beruf in einem fremden Land, das uns Lebensmöglichkeiten gibt, aber nie die Heimat ersetzt hat — das gewissermaßen eine Vernunftheirat und nichts anderes gewesen —, einsam herumgelaufen ist und kommt wieder zu Besuch in die alte liebe Heimat, von der man tausendmal geträumt hat, dann möchte man nicht allein sein..."

„Aber du hast doch einen Haufen Verwandte in Frankfurt?"

„Nach bald vierzig Jahren?"

„Gewiß. Aber wenn auch schon welche gegangen sind, es leben doch noch genug. Und es sind neue hinzugekommen."

„Alles richtig oder wahrscheinlich. Aber werden die alten sich meiner gern erinnern, mich freundlich und nicht frostig aufnehmen? Werden sie mich nicht als Störenfried empfinden? Und werden die jungen, die kaum was anderes von mir gehört haben, als daß ich damals in Trotz und Hader davonlief und *wie* ich davonging — werden die mir ohne Mißtrauen entgegenkommen? Mein Ärger hat mich damals die Verbindung ganz abschneiden lassen. Später habe ich mich zunächst ein paar Jahre geschämt. Dann hatte ich — wieder ein paar Jahre — vor, einmal plötzlich selbst wieder aufzutauchen. Wozu ich ja auch, wie ich dir erzählte, schon einmal über Italien bis zur Schweiz auf dem Wege war."

„Na, und jetzt — vierzig Minuten Wagenfahrt vom Ziel — willst du die Sache wieder abbrechen?“

„Aber nein! Ich spüre stärker und stärker das Magnetische, das mich nach der alten Kaiserstadt zieht. Fast körperlich spür' ich's. Ich würde — nachdem ich's fast ganz überwunden hatte — aufs neue krank sein vor Heimweh, wenn ich jetzt abschwenkte. Ich muß nun alles wiedersehen und dir zeigen, was mir einmal so lieb, was meiner Jugend Schauplatz und Seele war. Mein gutbürgerliches Elternhaus — hoffentlich haben sie da keinen Protzenpalast dahin gebaut, keinen Wolkenkratzer und kein Kino —, die alten Straßen des Westens, die wundervollen Anlagen, in denen allerlei Lokalgrößen im Gebüsch versteckt stehen. Die ehrwürdige Altstadt vor allem, die das besterhaltene Stückchen Mittelalter war, als ich ging, und das sicher noch, vom Bürgersinn gepflegt, geblieben ist. Den Zoologischen Garten, dem ich in Dankbarkeit vor Jahren einen kleinen Baribal, einen kalifornischen schwarzen Bären, durch Hagenbeck als Geschenk überwiesen — vielleicht lebt er noch, die Kerle werden alt. Aber in besonders günstiger Stunde muß ich dir den Palmengarten zeigen, den ich, fast fürcht' ich's, in Erinnerung an die Flora in Florida und Kalifornien jetzt ein ganz klein bißchen belächeln könnte in seinem geheizten Glashaus, den ich aber in Erinnerung an Kahnfahrten auf seinem Teich und die flüchtigen ersten Küsse in seinen Grotten —“

„Hallo, Onkel Niki! Alter Don Juan!“

„Was denn —? Irgendwo klingt jedem das leise Echo der zuerst geküßten Küsse ins Ohr, wenn er wiederkommt. Und dort sind dann eben heilige Stätten.“

„Ich werde sie als solche zu würdigen wissen, wenn du

dort unsichtbare Kränze niederlegst, und werde deine pietätvollen Erinnerungen gewiß nicht stören", nickte Eugenie und nahm zum zweitenmal Fisch. Die Taunusluft machte ihr Appetit.

„Aber jetzt erzähl, bitte, endlich von deinen Verwandten! Das heißt zunächst, ehe wir hinüberfahren, eine Gewissensfrage. Bleibt's bei der ‚Nichte'?"

„Selbstverständlich!"

„Schön, dann die zweite Gewissensfrage: wie bin ich denn überhaupt mit dir verwandt?"

„Die Erwägung dieser verwandtschaftlichen Beziehung ist allerdings kein übereilter Schritt, nachdem uns der Japaner verraten hat, daß wir erwartet — vielleicht schon gesucht und ausspioniert werden. Also: meine Frau in Amerika —"

„Was denn? Ich denke, du bist Junggeselle?!" Ein leises Bedauern mischte sich in Eugeniens Erstaunen.

„Ja, Kind, wir müssen — unter uns — unterscheiden zwischen dem, was ich zunächst für die anderen sein möchte, und dem, der ich bin. Also meine Frau ist tot. Ich bin Witwer."

„Das heißt: du warst wirklich einmal verheiratet?"

„Wirklich — nein. Aber wie soll ich denn eine Nichte haben, wenn ich keine Frau drüben hatte? Daß kein Bruder von mir drüben lebt, der dein Vater sein könnte, wissen sie doch in Frankfurt ganz gut... Also meine Frau hieß — sagen wir Alice."

„Alice — und starb früh?"

„Ja. Kinderlos natürlich. Sie hatte eine Schwester in Los Angeles — nein, nicht Los Angeles. Sonst mußt du immerzu vom Film erzählen und von den Filmhelden und Diven da drüben. Die Schwester meiner Frau lebte in

Boston. Dort war sie verheiratet mit einem — na, sagen wir mit einem Advokaten. Der hieß — wie hab' ich gestern deinen Namen ins Fremdenbuch geschrieben —?"

„Veronius. So heiße ich auch wirklich."

„Um so besser. Also die Schwester hieß — na, wie mit Vornamen? — Betty hieß sie — also Betty ... Am besten starb sie schon bei deiner Geburt. Was sollen wir uns mit dem langen Leben gefährlicher Verwandter aufhalten? Wenn du sie nicht gekannt hast, deine Frau Mutter, brauchst du dich auch nicht mit pietätvollen Erzählungen zu befassen. Dein Vater —"

„Was war mit dem?"

„Er — ertrank in der Massachusettsbai."

„Um Gottes willen — weil er Mündelgelder unterschlagen hat?"

„Nein — beim Baden. Wenn du willst, hat ihn auch ein Krokodil gefressen."

„Nein, nein, meine Familie in Boston ist ja schon unglücklich genug! Aber von Boston, von der Stadt, aus der ich stamme, muß ich etwas wissen. Das ist doch wohl eine sehr große Stadt?"

„Über eine Million Einwohner."

„Meine Hochachtung! Alle weiß — oder auch Neger?"

„Etwa zwei Prozent Farbige."

„Aber mein Vater war n i c h t darunter?"

„Mach keine Dummheiten, Eugenie. Ich werde dir doch keinen Kaffer zum Vater geben! Aber hör gut zu. Die Stadt liegt auf lauter Hügeln —"

„Oh — wie Rom!"

„Ja, so ähnlich. Aber sie ist zweitausend Jahre jünger. Das merkt man. I h r habt in der Columbus-Avenue ge-

wohnt. Columbus — das behält sich am besten, nicht? Und sonst: schöne öffentliche Gärten, Wolkenkratzer natürlich, Musikhalle mit einer berühmten Riesenorgel — alles ist ‚riesig' in Amerika — viel kleine Inseln in der Bai — eine Christuskirche — immer die naheliegendsten Namen — darin bist du getauft. Industrie: Möbel, Herrengarderobe, Klaviere —"

„Und geschichtlich — was muß ich da wissen?"

„Vor allem den sogenannten Teesturm in Boston — wüste Keilerei zwischen Bürgern, Mob und englischen Soldaten. Der hat im März 1770 die große Revolution da drüben eingeleitet."

„Teerevolution — was ist das?"

Nikolaus kratzte sich den Kopf, „Lieber Himmel, du hast allerdings verdammt wenig Ahnung von der Geschichte deiner Vaterstadt!"

„Könnte ich nicht woanders geboren sein — vielleicht in Cincinnati?"

„Nein, nein —" wehrte Nikolaus heftig ab, „das macht noch mehr Schwierigkeiten. Bleiben wir schon bei Boston. Also sieh mal, was heute die Vereinigten Staaten sind — das waren doch alles mal große britische Kolonien. Schließlich sehr zum Mißvergnügen der Einwohner. Nun hatte das englische Parlament auf den Tee, der von England, dem Mutterland, hinübergeschafft wurde, eine hohe Taxe gelegt. Da haben die verärgerten Leute in Boston beschlossen: keinen englischen Tee zuzulassen. Die englischen Schiffe mußten alle, beladen, wieder umkehren. Da war aber eine Partei — vom englischen Gouverneur natürlich unterstützt —, die wollte, da sie Vorteile davon hatte, den Tee doch ausladen lassen. Es gab Reibereien,

Kämpfe, Schüsse, Messerstiche — das erste Blut floß. Die erbitterte sogenannte patriotische Partei drang mit Gewalt an Bord der britischen Schiffe, zerschlug Hunderte von Kisten der ‚Ostindischen Compagnie' und schüttete ihren Inhalt — edelsten Tee — einfach ins Meer. Darauf sollte Boston den Engländern den Schaden vergüten, und bis der ganz getilgt war, sollten alle Rechte der Stadt vorläufig ruhen. Der General Gage, als neuer Gouverneur, hat dann kurzerhand den Hafen geschlossen. Da waren Handel und Schiffahrt einfach unterbunden."

„Gemein!"

„Schon bist du eine gute Patriotin, Eugenie! Das geht rasch bei euch Frauen. Aber nun haben die Kolonien — Boston, Carolina, Philadelphia —"

„Oh, Philadelphia — da warst du also auch dabei?"

„Aber, Kind, um Gottes willen — das war doch alles im Jahre 1774!"

„Ach so, ja, natürlich. Verzeih! Also was haben die Kolonien damals —?"

„Die haben nun ihre Häfen gegen England und die anderen britischen Kolonien geschlossen. Dann hat zunächst Neuyork einen Beschluß angenommen, die Angelegenheit der Stadt Boston zur gemeinschaftlichen Sache aller nordamerikanischen Kolonien zu machen. Na, und nun ging die Revolution los. Hungersnot in England — weil der Handel mit Amerika gesperrt war, Reis, Tabak, Indigo, Zucker und all so was. Drüben aber Belagerungszustand, Kolonialkongresse, Zusammenschluß der dreizehn Provinzen. Da krachte die englische Herrschaft in allen Fugen, der Krieg war unvermeidlich. Na, und nun weiß deine gründliche deutsche Bildung sicherlich allein Be-

scheid. Unabhängigkeitskrieg — Washington übernimmt den Oberbefehl — La Fayette führt französische Hilfstruppen zu —"

„Steuben, unser deutscher Steuben, hat das verlotterte Bundesheer neu organisiert", triumphierte Eugenie. „Sein Denkmal in Potsdam steht gar nicht weit von dem Haus, in dem ich geboren bin."

„Pscht!" Nikolaus legte, sich halb vom Sitz hebend, in übertriebener Besorgnis den Finger an den Mund. „Nun bist du schon wieder in Potsdam geboren! Besinn dich doch — du bist doch in Boston zur Welt gekommen. In der Stadt des Teekonfliktes — in der Columbusstraße!"

Gerade kam das merkwürdige Paar wieder vorbei, die stark geschminkte junge Person mit dem eleganten Frankfurter Kavalier.

„Was hab' ich gesagt, Puppchen", triumphierte der seine Dame listig anzwinkernde Dandy, „natürlich Amerikaner! Dem Mädel habe ich's ja gleich angesehen, die hat das typische Girlgesicht. Der alte Herr freilich, den hätte ich eher auf einen Holländer taxiert, der könnte so in der Kalverstraat in Amsterdam oder im Haag zu Hause sein."

Und Puppchen zog ein andächtiges Gesicht und bewunderte ihn sehr. Ihn — und seine überlegenen Kenntnisse der Menschheit und ihrer Rassen und Typen.

Der elegante Jüngling aber zog sein kleines goldenes Zigarettenetui aus der Westentasche und steckte sich mit der wichtigen Umständlichkeit, die alle Nichtstuer bei solchen Gelegenheiten entwickeln, eine neue Zigarette an.

* * *

„Was hast du mit dem Rest des Vormittags angefangen, liebe Eugenie, während ich — übrigens herrlich — gebadet habe und nach kräftiger Massage mein verordnetes Schläfchen getan?" so fragte Nikolaus, als sie an dem kleinen Tisch zum Lunch Platz nahmen, während er mit zustimmendem Schmunzeln das Menü überflog: Hambutte kalt, Gurkensalat — junger Hahn, Strohkartoffeln — Eisbecher Saint Denis."

„Ich habe mich — ganz allein und für mich — vor meinem herrlich großen, drehbaren Spiegel als Verwandlungskünstlerin geübt. Die beiden Geschäfte hatten schon geschickt. Prompt und anständig. Und ich habe anprobiert und mich gefreut und immerzu gedacht: ich möchte Lissa telephonieren — übrigens: wohin? — und möchte meine Mutter anrufen und Fräulein Köster, die beide kein Telephon haben, sie sollen rasch kommen und mich betrachten."

„Wer ist Fräulein Köster?"

„Meine Vorgesetzte — würdevoll aber nett — im Roten Kreuz in Potsdam."

„Pscht!" Nikolaus sah sich ein wenig ärgerlich um, und als er zu seiner Genugtuung gerade die Nebentische noch leer fand, fügte er freundlicher hinzu: „Nun laß doch endlich einmal Potsdam aus dem Spiel!"

Eugenie zog ihr Köpfchen beschämt in die Schultern und sagte mit fast tonloser Stimme: „Ich revoziere und depreziere und erkläre mich für eine Idiotin. Ich stamme aus Boston. Bin nach dem Tode meiner Eltern — die Mutter starb bei meiner Geburt, der Vater wurde von Krokodilen — nein, ertrank beim Baden. — Ich aber wurde von meinem guten Onkel Nikolaus — der Himmel segne seine Guttat — nach Philadelphia berufen. Habe

in seinem vorbildlichen Haushalt durch Miß — wie haben wir sie genannt? — Miß Crowell, richtig! Durch sie habe ich eine — ich muß selbst schon sagen — vorbildliche Erziehung bekommen. Es wurde nur Deutsch gesprochen in des Onkels fabelhaftem Haus und ... Aber weißt du, Onkel Nikolaus, immer, während ich probierte und so vor dem Spiegel hin und her ging und an Frankfurt dachte und an deine — an unsere Verwandtschaft — da fiel mir ein: ich werde nie mehr eine Tasse Tee trinken können, ohne daran zu denken, wie sie in Boston die ostindischen Kisten alle in den Ozean ausgeleert haben. Es ist übrigens gut, daß ich's nun weiß. Denn es ist — wenn ich gezwungen werden soll, Amerikanisches zum besten zu geben — ein großartiges Thema. Da kann man immer wieder 'ne Kiste ausleeren lassen — und noch 'ne Kiste. Mein Großvater war natürlich dabei — in Boston?"

„Mindestens der Urgroßvater — es war doch, vergiß nicht! — es war doch schon 1774."

„Natürlich der Urgroßvater! Der hat, wie besessen, mitgeschüttet. Und ist — wenn schon, denn schon! — mit Washington über den Delaware gefahren, und ich —"

„Und du — solltest, weiß Gott, die Fortsetzung der ‚Märchen der Königin von Navarra' schreiben."

„Sollte ich wirklich? Ich habe mir schon ausgedacht, wenn sie — ich meine unsere Verwandten — mich zu sehr piesacken, daß ich Details von da drüben erzählen soll — dann vertraue ich ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß diese Miß Crowell, die mich betreut hat, eine klassische Schönheit war. Und daß sie dich geliebt hat."

„Mich geliebt —? Nanu?!"

„Ja. Mit hingebender Seele. Und du wahrscheinlich — sie auch. Aber aus edler Rücksicht auf das Gedächtnis deiner ersten Frau und dann auf mich, den unschuldsvoll heranwachsenden Backfisch, hast du sie nicht geheiratet, sondern bist in hohen Ehren Witwer geblieben ... Ich muß dich doch schließlich auch ein bißchen herausstreichen — zum Dank für die Fahrt und die schönen Kostüme und den Rohrplattenkoffer und — nicht zu vergessen — den Schoddelduddel ... Die blaue Schleife auf dem gelockten Hinterhaupt steht ihm übrigens großartig, dem edlen Gewächs der Balearen."

„Erzähle wenig, Eugenie — ich beschwöre dich, höchst wenig von drüben. Du begleitest mich als Nichte und Sekretärin zugleich. Kannst natürlich gut von mir sprechen — aber keine Räubergeschichten, bitte! Du bist ja fremd in Europa — diese Rolle des Neulings zu spielen, wird dir leicht fallen, da du ja gottlob in Frankfurt wirklich fremd bist. Du kannst also ruhig mehr fragen als erzählen."

Das köstliche Eis war erledigt. Die wissensdurstige Eugenie wünschte zu erfahren, was „Saint Denis" heißt. Das wußte weder Nikolaus, noch der Oberkellner, noch der Manager. Der letztere wußte hingegen sehr wohl, woher die schöne Teerose stammt, die Eugenie seit dem Frühstück an der Brust trug. Aber von der Rose war leider nicht die Rede.

Für Nikolaus war im Programm der Kur ein Mittagsschläfchen von einer Stunde vorgeschrieben. Er meinte, die Sache werde ausgehen wie die Geschichte von dem Rekonvaleszenten, dem der Arzt sagte: „Nach Tisch eine

Zigarre, aber nicht mehr", und der dem Doktor nach acht Tagen gestand: „Alles, was Sie verordnet haben, schlägt mir an — bloß die Zigarre ist mir gräßlich. Ich bin immer Nichtraucher gewesen." . . . So werde es *ihm* gehen, meinte er. Er habe *nie* mittags geschlafen. Immerhin, er wolle es versuchen. Und um vier Uhr solle Eugenie — die nunmehr Ferien habe bis dahin — bei ihm anklopfen. Noch besser: sie solle hereinkommen und ihn abholen für den Tee und die Preisschau auf der Kurterrasse.

So ging Eugenie allein in den großen Konversationssaal, zog sich einen Stuhl an den Bücherschrank und beschloß, über Boston, ihre Vaterstadt, nachzulesen. Aber da sie suchte in Band zwei: „Begas bis Confisere" und mit den Fingern auf den Seiten herumfuhr, fand sie „Bossierwachs" für Wachsdruckereien — „Bossuet", Jacques Bénigne, katholischer Kanzelredner — „Boston", dem Whist und L'hombre ähnliches Kartenspiel. Und da ihr beim Öffnen des Bücherschrankes zufällig schon ein Buch „Fünfzig Kartenspiele" entgegengefallen war, so griff sie zunächst nach diesem belehrenden Werk, um sich unterweisen zu lassen, wie man dies ihr unbekannte Spiel mit Whistkarten zu vieren spielt. Boston, die Geburtsstadt, war vergessen.

Währenddessen versuchte im Halbdunkel des sorglich verhangenen Schlafzimmers des Königs von England, dessen Wappen ihn von Schrank und Spiegel grüßte, Nikolaus das verordnete Schläfchen zu erzwingen. Nach den verschiedenen Methoden, die ihm der Arzt genannt. Er schloß die Augen und summte leise immer dieselbe Melodie aus der „Dollarprinzessin" vor sich hin. Nicht ganz richtig, aber andauernd. Es half nichts. Er zählte, an

nichts denkend, bis siebenhundertundfünfzig — und war so wach wie vorher. Er stellte sich, von der Sonne beschienen, ein wogendes Ährenfeld vor, in dessen goldenen Wellen der Wind lag, und zählte diese Wellen. Aber in dem von unsagbarer Langeweile erzeugten Halbschlummer kamen ihm plötzlich durch dieses wogende Ährenfeld Gestalten entgegen, die er durch die geschlossenen Augenlider sah und erkannte. Obschon sie alle älter waren, viel älter als er sie damals gekannt hatte, als er ihnen zuletzt begegnet.

Auch daran war wohl sein Dämmerzustand schuld, daß diese Wandernden alle ganz unmodern und etwas sonderbar hergerichtet waren. Da kam zunächst, ein bißchen einknickend in den Knien, ein schlanker, dürrer Mann daher in einem feierlichen langen Bratenrock. Das Gesicht sah dem Onkel Theodor ähnlich, der doch aber, das wußte Nikolaus, Anfang des Jahrhunderts schon gestorben war. So mußte es wohl dessen ältester Sohn sein, der Adam. Auch jetzt schon ein Sechziger. Er hatte aber eine ganz unmoderne weiße Perücke auf mit einem Zopf hinten — ach so, ja, jetzt wußte er's, das war wohl die äußere Betonung seiner Mozart-Verehrung. Der musikalische Adam hatte ja auch — diese Mitteilung war seinem Vetter, Nikolaus, durch einen Frankfurter Freund Hessenberg geworden, der vor zehn Jahren in Philadelphia als Briefmarkenhändler aufgetaucht war — hatte einen spätgeborenen Sohn dem großen Tondichter zu Ehren „Amadeus" genannt. Der zwei Jahre ältere Sohn hieß Cornelius und die Tochter, die älteste — die hatte Nikolaus ja noch als kleines Mädchen gekannt und auf dem Schoß gehabt...

Richtig, jetzt sah er's, die trug ja der Vater Adam

behutsam auf dem Arm. Und hinter ihm kamen zwei Damen, beide in den Sechzigern, die hatten schottische Schals umgeschlagen, wie sie seine Mutter so gern um die Schultern genommen, bis sie zu unmodern waren und sie die Tücher zu Sofakissen verarbeitete. Und schreckliche Kapotthüte hatten die beiden Damen auf; die eine hatte sehr kühne grelle Kolibrifedern darangesteckt und die andere einen gewaltigen Veilchentuff daran. Das konnten doch seine Schwestern sein. Dorothea, die älteste, unvermählte, mit der die Eltern hoch hinaus wollten damals — weil sie ein hübsches Gesichtchen hatte und eine gute Figur — und die andere, Isolde, die schmächtig und ein bißchen pockennarbig war, aber doch noch den Doktor Peter Schöffer zum Gatten gewonnen hatte.

Und die wohl zwanzig Jahre jüngere, die da hinten durch das wogende Saatfeld kam — in dem gerade der zweihundertsiebenunddreißigste Windstoß lag, denn er zählte beim Schauen und Dösen die Windstöße bieder weiter —, das war ja wohl wieder Adams Älteste, die Justine, denn sie zeigte die ein wenig hohe Schulter und schien überhaupt ein bißchen schief, wie sie schon als Kind gewesen war. Aber *wie* denn —? War die denn zweimal da? Der Adam hatte sie doch auf dem Arm als kleines Kind? ...

Aber dort das lebhafte alte Dämchen mit dem altmodischen Scheitel, das war doch sicher Tante Settchen, geborene Fett. Richtig, sie *sang* ja auch. Laut und nicht übel. Er hörte es ganz deutlich: „Da wollen wir niedersinken — unter dem Palmenbaum —" Sie hatte schon damals immer gesungen im Schlaf. Und das war *mit* ein Scheidungsgrund, daß sie im Schlaf so viel und laut sang und der Onkel nicht einschlafen konnte ... Aber die Schei-

dung, die lag wohl auch schon lange zurück. Er wußte auch nur durch Hessenberg davon. Auf der üppig gerichteten Hochzeit aber, als der ihm um drei Jahre überlegene Vetter Bernhard damals, die Myrte im Knopfloch, neben der bräutlich verschämten Settchen, geborenen Fett, inmitten der reich mit dem Familiensilber geschmückten Tafel saß — das war wohl 1892 gewesen —, hatte er, Nikolaus, noch die Damenrede gehalten. „Settchen", hatte er gesagt, „ist eine liebenswerte Abkürzung von Susette. Ist in anderen deutschen Landesteilen vielleicht ein seltener, nicht einmal übertrieben geschätzter Frauenname. Wir aber hier in Frankfurt verehren in dem Namen ‚Settchen' und in der Person, die wir uns beim Klange dieses Namens vergnügt vorstellen, die verehrungswürdige Hausfrau Settchen, die wenigstens am Main unsterbliche Figur, die unser Lokaldichter, unser Lokaldramatiker Karl Malß zur Freude unserer Mütter und Großmütter auf die Bretter gestellt hat als Gattin des ‚wollenen und baumwollenen Warenhändlers' Hampelmann, als Mutter des Jean Noé, die die berühmte Landpartie nach Königstein mitgemacht hat. Eine für Frankfurt klassische Vergnügungsfahrt, die ich ähnlich reich an Abenteuern und Genuß unserem verehrten jungen Paare als Hochzeitsreise wünsche und empfehle!" ... So hatte er gesagt. Er wußte es noch gut. Und alles hatte in Erinnerung an die „Landpartie nach Königstein" herzlich gelacht. Sein Vater Ulrich — der lebte damals noch und betrieb sein gutgehendes Geschäft für Tee und Chinawaren mit seinem Bruder und Kompagnon Theodor zusammen — hatte sich, begeistert vom Spaß seines Sohnes, den Bauch gehalten vor Lachen ...

Aber wie kam die längst geschiedene Tante Settchen nun wieder in die Familie, die da langsam und feierlich durch die windbewegten Ähren auf sein Sofa zuschritt?

So war er noch beim Schauen und Überlegen, als der besonders heftige dreihundertsiebzehnte Windstoß ins gelbe Korn und die blauen Blumen fuhr. Und dieser Windstoß machte Lärm. Es war auch gar kein Windstoß, und er lag auch nicht im hochgewachsenen wehenden Korn, sondern kam von der Zimmertür her, auf der das Wappen des Königs von England thronte.

Und in der Tür stand jetzt — in ihrem neuen Teekleid — Eugenie, seine ... Ja was war sie denn gleich von ihm? Tochter? Nein. Enkelkind —? Ach was! Nichte? Nichte! Seine Nichte Eugenie stand da und sagte bescheiden mit ihrer wohlklingenden Stimme: „Darf man ...?"

Und was sollte man dürfen, dachte Nikolaus und kam langsam zu sich. Weit hinten verdämmerte das wogende Kornfeld.

Und schon hörte er die Nichte Eugenie weitersprechen: „Du scheinst gut geschlafen zu haben, Onkel Niki?"

„Ach was, ich habe gezählt. Einmal bloß so, da kam ich bis siebenhundertundfünfzig — und das andere Mal hab' ich Windstöße im Korn gezählt. Und da hab' ich gezählt bis zur Tante Settchen — wollt' ich sagen: bis dreihundertundsiebzehn."

Spinnt er jetzt oder schläft er noch, dachte Eugenie. Sie äußerte etwas unsicher:

„Aber du siehst frisch und gesund aus. Geradezu unternehmend."

Nikolaus sprang auf die Beine und dehnte die Arme.

„Aber jetzt weiß ich, du willst mich abholen zur großen Schau: ‚Die Dame und ihr Pferd'?"

„Nicht ganz so stolz — bloß ihr Hund. Aber es wird Zeit, der gute Dribbderbach ist voraus zum Kurhaus. Er will aufpassen, wo wir uns hinsetzen, und wird mir den vierbeinigen Kandidaten im rechten Augenblick zuführen. Denn die ganze Zeit während des Tanztees den unruhigen Kaspar Hauser am Tisch, das wäre ..."

„Schauerlich. Nein, nein, ich danke. Flöhe hat er sicher auch."

„Mein Schoddelduddel Kaspar Hauser — Flöhe?!" Eugenie zeigte sich entrüstet. „Da muß ich doch sehr bitten. Solltest du etwa heute abend welche erjagen — so sind die bestimmt von der Konkurrenz."

Und so gingen die beiden die Straße am Park und dem Denkmal des Kaisers Friedrich und der Kaiserin Friedrich vorbei zum Kurgarten. Je weiter sie kamen, je deutlicher hörten sie den Tango.

* *
*

Die breite blumengeschmückte Terrasse des Kurhauses, auf ganz leichten Säulchen von schützendem Glasdach überspannt und den wunderbaren Blick über die weite englische Wiese hinüber nach der von herrlichen alten Bäumen gerahmten, hoch aufspringenden Wassersäule des Springbrunnens gewährend, war schon dicht gefüllt.

Die beiden waren beim Emporsteigen der Stufen schon etwas kleinlaut. Aber als sie oben, unschlüssig in dem bunten Gewühl sich umsehend und im Gefühl, von vielen

bereits Seßhaften mit Neugier und einiger Schadenfreude beobachtet zu werden, daſtanden, erblickten ſie am Mitteltiſch, all die Sitzenden überragend, einen bolzengrad gereckten Herrn im lichtblauen Sakko, einige Ordensbändchen im Knopfloch, der ſtehend mit emporgehobenem Arm ein Taſchentuch ſchwenkte, als ob er einem nach Oſtaſien ausfahrenden Ozeandampfer das gefühlvolle Geleit gäbe.

„Gilt das uns?“ fragte Nikolaus unſicher die Nichte.

„Aber ja, das iſt doch dein Freund, der Oberſtleutnant.“ Und ſie nickte herzlich dankend zu dem Tiſch hinüber.

„Richtig, das iſt jedenfalls der Preisrichtertiſch, von dem aus er uns durch Grüße auszeichnet.“

„Links von ihm, die hübſche blonde Dame in Weiß, das iſt wohl die Frau Kurdirektor, und rechts, der Herr mit der Orchidee im Knopfloch, dem ſie eben Tee eingießt, das iſt doch der Prinz, zu dem dein Schulfreund heute morgen hinüberlief ...“

Aber ſchon war, offenbar von den ſtürmiſchen Signalen Lindebomms dirigiert, der Ober an die beiden höflich herangetreten: „Herr Sommerlaub, wenn ich fragen darf —?“

„Sennelaub, ja.“

„Darf ich bitten, mir zu folgen. Ein kleines Tiſchchen iſt dort auf Wunſch des Herrn Oberſtleutnant von Lindebomm für die Herrſchaften reſerviert.“ Und indem er voranging oder eigentlich indem er ſich ſchlangenartig durch die ſehr dicht beieinanderſtehenden Tiſche wand, ſprach er nach hinten:

„Der Tiſch iſt dicht bei dem Tanzparkett, wie Sie ſehen, und gleichzeitig vor dem erhöhten Bretterweg, auf dem nachher die Hundeſchau und Prämiierung vor ſich geht.“ So redend nahm er von einem für zwei Perſonen gedeckten,

blumengeschmückten Tischchen in der geschilderten günstigen Lage einen Zettel weg, auf dem in Bleistift groß zu lesen stand: „Reserviert für Mister Sommerlaub und Miß Sommerlaub."

Die beiden nahmen Platz. Die Gespräche um den Tisch herum wurden leiser und stockten. Man taxierte die Ankömmlinge, die man hier noch nicht gesehen hatte, nach Herkunft, Stand, Verwandtschaftsgrad — kurz, man tat alles, womit sich in solchen Fällen stets die Gesellschaft eines eleganten Bades vergnügt. Man sah in den Neuerscheinungen eine Art Preisrätsel, das zu lösen Vergnügen machte und Scharfsinn erforderte.

Nikolaus beachtete die Menschen weniger, genoß nur den Blick in die gepflegte Natur und freute sich des Bewußtseins, vor Jahr und Jahren schon unter diesen selben Bäumen gegangen zu sein. Dort auf dem grünen Platz hatte er mehrfach mit den staunenden Augen seiner Jugend farbenreiche Feuerwerke erlebt, wie sie damals noch teure Sehenswürdigkeiten von großer Seltenheit waren und wie sie heute mehr oder weniger jeder von Reklamen beleuchtete Platz einer Weltstadt, ohne Eintrittsgeld zu verlangen, am Abend präsentiert.

Eugenie aber genoß neben der köstlichen Luft, dem Blick in die Weite und neben der Erkenntnis, bei leichter Tanzmusik eines guten Orchesters unter distinguierten, von Amtern, Berufen oder auch nur von Erschöpfungen der Saison ausruhenden Menschen zu sitzen, noch das den Lebenswert jeder Frau steigernde Bewußtsein, daß sie in ihrem neuen Kleid schick und gut aussah. Sie bemerkte wohl, daß an den Nachbartischen die alten Herren die allzu behagliche Pose aufgaben und die jüngeren Interesse und

Lebenslust in den Augen aufblitzen ließen. Es entging ihr auch nicht, daß hier und dort zusammengesteckte Köpfe der Damen kritische Bemerkungen austauschten, die aber vom Übelwollen frei schienen.

Froh, selbstsicher und gehoben bemerkte sie, wie jetzt nach Erledigung des Tanzes der höflich die Gunst seiner Blicke verteilende Vortänzer vor ihnen auf dem Podium sein Auge, das freundlich in die Runde ging, etwas länger gerade auf ihr verweilen ließ, als er sagte:

„Wir zeigen jetzt nach einer kleinen Pause einen Boston."

Bei dem Worte „Boston" kam's wie ein Glück und ein Schreck über Eugenie. Eine wunderliche Gefühlsmischung, die ihr noch deutlicher wurde, als Onkel Niki mit lächelnder Zustimmung zu ihr herübernickte, als wollte er sagen: Siehst du, die Wahl gerade dieses Tanzes ist eine kleine, aber scharmante Huldigung für dich.

„— zeigen jetzt einen Boston", wiederholte der Vortänzer. „Nachher aber wird die bereits angezeigte Konkurrenz ‚Dame und Hund' stattfinden, zu der erfreulicherweise eine ganze Reihe von Anmeldungen eingegangen ist. Wenn sich weitere Damen daran noch zu beteiligen wünschen, so bitte ich, sich in der Pause an meinem Tisch, links vom Orchester, noch bei mir in die Liste eintragen zu lassen."

„O Gott, Onkel Niki, wir sind ja noch nicht angemeldet!"

„Ja, da mußt du nun wohl selbst ... Ich kann es in dem Fall leider nicht für dich —"

„Nein, nein, ich mach's schon." Eifrig war Eugenie aufgestanden, strich ihr Kleid am Körper glatt und eilte, schlank und geschmeidig, durch die Tische.

Die Herren schoben, bereitwilligst Platz machend, ihre

Stühle zurück, die Damen lorgnettierten das hübsche Mädchen, nicht alle mit dem gleichen Wohlwollen im Blick.

Jetzt stand die an dem Tischchen, an dem der Vortänzer — „Pietro" war er einfach und kordial auf dem Programm, das auf dem Tisch lag, genannt — den Namen einer älteren Dame aus Pforzheim eintrug. Die meldete, etwas echauffiert, in einem zu engen Rohseidekleid, älteren Familienschmuck an Hals, Gürtel und Armen befestigt, sich und ihre englische Bulldogge, „Lord" geheißen, für die Konkurrenz an.

Eugenie hatte Muße, während dieser umständlichen Zeremonie, die durch die Schwerhörigkeit der Dame aus Pforzheim etwas kompliziert wurde, den Vortänzer näher zu betrachten. Es war ein schmaler, schlanker junger Mann mit straff zurückgekämmtem, rötlich blondem Haar. Sein diskret kariertes Jackett war scharf auf Taille gearbeitet. Die Intelligenz seines gut geschnittenen blassen Gesichtes wurde betont durch eine große, breitrandige Mandarinenbrille. Im geschickt geschlungenen Schlips saß eine japanische Perle. Im Knopfloch trug er das schwer zu deutende Abzeichen irgendeiner Organisation, der eine Erscheinung wie er sicherlich zum Stolz gereichte. Seine Stimme hatte — ohne Affektation — etwas von der zu leiser Ironie geneigten Deutlichkeit eines Conférenciers, der er im Winter auch war. Sein ganzes Wesen betonte leicht die Lebensbestimmung: le chéri des dames zu sein. Obschon jeder Mann hier auf der Terrasse wußte, daß er mit der hübschen blonden, echt blonden jungen Dame, seiner Tanzpartnerin, deren biegsamen Körper ein mit kleinen Kornblumen gemustertes, gut sitzendes Foulardkleid an-

mutig zur Geltung brachte, richtiggehend verheiratet und fürs Leben gut eingetanzt war.

Diese anmutige junge Dame — auf dem Programm hieß sie einfach „Maggie" — saß, die hübschen gepflegten Hände so ineinandergelegt, daß der silbergefaßte Aquamarin an der Linken, der das Blau der Kornblumen des Kleides fortsetzte, nach oben lag, vor ihrem halb getrunkenen Eiskaffee. Sie lächelte jede sich zum Einschreiben bei ihrem Gatten meldende Dame so freundlich und so voll Zuversicht an, daß Fernerstehende den Eindruck gewinnen mußten, die Dame, die in Wirklichkeit nur ihren Hund mit Namen, Rasse und Adresse, ihrer eigenen Adresse, anmeldete, spende in anregendem Dialog eine geistreiche Wendung nach der andern.

Endlich war die schwerhörige Sportfreundin aus Pforzheim erledigt. Nach ihrer Verabschiedung durch eine respektvolle Verbeugung des höflichen karierten Herrn und einem unsagbar scharmanten Lächeln der Kornblumendame, wandte sich Pietro, seine Freude an dieser neuen Bekanntschaft sichtlich betonend, Eugenie zu.

„Ich heiße Eugenie Veronius."

„Sehr erfreut, gnädige Frau", sagte der Vortänzer und schrieb.

„Nicht doch: Frau. Ich bin Fräulein — Miß", verbesserte sie.

Nann: Miß, dachte der Vortänzer, stutzte einen Augenblick über die Brille und schrieb.

„Ich bin mit meinem Onkel hier", gab Eugenie zu Protokoll.

Maggie lächelte erfreut.

„Sehr scharmant, mit Ihrem Herrn Onkel", äußerte

Pietro verbindlich, „sehr scharmant. Aber in unserm Fall ist der Hund wichtiger".

„Ach so, natürlich, ja. Er ist drei Jahre alt — ein sehr liebes Tier."

„Ich zweifle nicht, Miß Veronius, aber die Rasse bitte?"

„Die Rasse — ach so, ja. Ein Schoddelduddel."

„Ein — wie bitte?" Pietro sah hilfesuchend nach Maggie, als ob er von dieser erfahren sollte, was das ist und wie man's schreibt.

„Ein Schoddelduddel", wiederholte Eugenie Kühner. Und es lag etwas wie Staunen oder Tadel in ihrer Stimme, daß jemand — und sogar der Arrangeur einer Preiskonkurrenz — diese edle Rasse nicht kennen könnte.

„Eine seltene Rasse?" forschte Pietro.

„Sehr selten! Man könnte fast sagen: aussterbend", bestätigte Eugenie betrübt. „Eine Rasse aus Majorka."

„Ah, richtig — aus Majorka", nickte Pietro, der sich erinnerte, daß das eine Insel im Mittelmeer sei, die man auch fehlerlos schreiben konnte. Er war sichtlich froh, daß der Schoddelduddel gerade aus Majorka war.

Auch Maggie schien von der Herkunft des Schoddelduddel entzückt und lächelte entsprechend.

„Und der Name?"

„Kaspar Hauser."

„Pardon — wieso Kaspar Hauser?"

„Er ist uns zugelaufen."

„In Majorka?"

„Ja, auf Majorka." Auf eine Lüge mehr kommt's nun nicht mehr an, dachte Eugenie und sah errötend in die Luft.

„Sehr interessant." Und Pietro nickte wie erklärend Maggie zu: „Auf Majorka."

Mit einer tiefen Verbeugung schloß dann Pietro die kurze, aber interessante Verhandlung. Eugenie sah gerade noch, daß hinter dem durch die Höflichkeit seines Benehmens ausgezeichneten Paar eine Anzahl hübscher, bunter Keramiken aufgebaut war. In der Mitte ein überschlanker Windhund aus der Königlichen Porzellanmanufaktur, vielleicht die Biche Friedrichs des Großen. Offenbar Preise für die Sieger.

Als Eugenie zu ihrem Platz zurückging, ohne die Sitzenden links und rechts besonders zu beachten, fiel es ihr auf, daß ein Herr, an dem sie eigentlich ohne Schwierigkeit vorbeigekommen wäre, emporschnellte, seinen Stuhl zurückriß und sie wie eine Person von höchster Distinktion an sich vorbei ließ. Wobei er ihr, den Hut in der Hand, eine kleine huldigende Reverenz machte. Aufsehend erkannte sie ihn. Es war der junge Frankfurter, der schon mehrfach ihren Weg gekreuzt hatte. Und als er jetzt noch einen Schritt zurücktrat, heulte ein kleiner Köter, den er auf den Schwanz getreten hatte, gottsjämmerlich auf. Eugenie sah gerade noch, wie das wimmernde Tier auf den Schoß seiner sitzenden Herrin sprang, die diese kurze Szene mit der Amerikanerin, die eigentlich die Tochter eines Holländers hätte sein sollen, ohne Begeisterung miterlebte.

Als Eugenie zu ihrem Tisch zurückgefunden, stand bereits Dribbderbach neben dem Stuhl des Onkels Nikolaus und hielt den ängstlich den Schwanz einziehenden Schoddeldudel an einem knappen Lederriemchen fest. Dem Kaspar Hauser war sicherlich selbst auf der Chaussee, da er beinahe zu Tode gefahren worden wäre, wohler gewesen als hier

in dem Gewühl. Und als ihm jetzt vom Nachbartisch ein behäbiger Herr ein glitschiges Stückchen Kirschkuchen so unglücklich zuwarf, daß es ihm ins Auge traf, heulte er kurz auf und zeigte die Zähne.

„Pardon", sagte der Herr und lüftete seinen Hut. Es war ihm wohl mehr darum zu tun gewesen, mit der hübschen Besitzerin dieses Tieres in einen Kontakt zu kommen, als gerade dem Schoddelduddel eine Herzensfreude zu machen.

„O bitte", sagte Eugenie kühl, „er frißt keinen Obstkuchen."

In diesem Augenblick spielte die Musik einen Tango. Das Vortänzerpaar erhob sich sofort von seinem Platz vor den Keramiken und schritt durch die Tische dem Tanzparkett zu. Ein kahlköpfiger Herr, dem man auch sonst das gute Leben ansah, applaudierte diskret den Vorbeikommenden. Maggie dankte mit einem Kopfnicken, und auch der hinter ihr schreitende Pietro lächelte leicht dankend über die Mandarinenbrille.

Und jetzt legte er, während sein Auge, wie der Blick des Polykrates über das von ihm beherrschte Samos, über die gespannt schauende Menge der Gäste hinlief, legte er leicht und unpersönlich die Hand auf Maggies Rücken. Langsam vorwärts, rückwärts und sanft im Kreise begannen sich die Karos um die Kornblumen zu bewegen.

Sie tanzten famos die beiden, sicher und leicht. Freilich, Eugenie kam es ein bißchen vor, als ob da zwei ausgezeichnet modellierte Modepuppen aus dem Erker eines erstklassigen Modegeschäftes in Berlin, aufgezogen durch eine sehr sinnreich konstruierte Mechanik, zum Tanzen gebracht worden wären. Ihr war der Korrektheit zu viel und das Vorbildliche zu betont. Sie hätte einen kleinen Fehler des

sympathischen Paares ohne Frohlocken aber gar nicht ungern gesehen.

Onkel Niki aber las die Kurse in der „Frankfurter Zeitung", die er sich gekauft hatte. Ihn interessierte Maggie wenig und Pietro gar nicht. Auch für den Schoddelduddel hatte er im Moment nichts übrig. Ihn interessierten in diesem Augenblick die auswärtigen Anleihen und die Industrieaktien mehr als der Tango dort vorn.

Als er jetzt, nicht gerade entzückt von dem Gelesenen, sein Auge erhob, fiel sein Blick zufällig auf einen Tisch, zwei Reihen von dem seinen entfernt. Da saß mit zwei jungen, etwas billig und auffällig gekleideten Mädchen eine ältere Dame. Ein blasser Jüngling, der eine merkwürdige Art hatte, mit großen Gesten die Unterhaltung zu begleiten, gehörte auch zu der Gesellschaft. Die das Präsidium führende ältere, aber gut konservierte Dame von etwas fülliger, aber geschickt von Schneiderkunst gebändigter Figur, mit dem weichen gütigen Gesicht und den beherrschten Bewegungen erinnerte Nikolaus an jemanden. An irgendwen erinnerte ihn auch ihr angenehmes Lachen.

Jetzt trat Pietro an den Tisch heran, machte der alten Dame wie einer verehrten Bekannten seine höfliche Verbeugung, redete ein paar Worte mit ihr und führte dann mit ihrer Erlaubnis die eine der jungen Damen, die ihm mit hochbeglücktem Lächeln folgte, zum Tanzplatz. Dort übten jetzt mehrere Paare, nicht alle mit gleichem Erfolg und zum gleichen Ergötzen der Zuschauer, schiebend, sich drehend und wirbelnd ihre qualitativ recht verschiedenen Künste. Die Damen, die sich den Herren meist überlegen erwiesen, zeigten zum Teil einen Leidenszug im Gesicht. Das Schrecklichste dabei litt wohl Maggie. Sie war von

dem kahlköpfigen Herrn engagiert worden. Vergebens versuchte sie nun mit dem Lächeln einer wohlerzogenen Märtyrerin durch geschickte Variationen ihrer Schritte so etwas wie einen Rhythmus und einen Stil in das regellose Getrampel ihres sie begeistert an sich pressenden und redlich schwitzenden Partners zu bringen. Es war ein ziemlich aussichtsloses Unternehmen.

Pietro aber und die junge Dame schritten, hüpften, knickften und drehten sich vorbildlich durch die jetzt ziemlich zahlreich zum Tanz angetretenen Paare, die durch heftiges Klatschen eine Wiederholung des Tangos erzwungen hatten und mutiger geworden waren.

Aber weder diese interessanten Vorführungen noch der Umstand, daß der Schoddelduddel Kaspar Hauser, meuchlings auf den Schoß seiner Herrin springend, den Rest der Eisschokolade umgeworfen und das Glas zerbrochen hatte, konnte den Blick Nikolaus' dauernd ablenken von dem Tisch, an dem die vornehme alte Dame saß. An ihren schmalen Händen funkelten schöne platingefaßte Ringe. Mit den Allüren einer Marquise unterhielt sie sich mit dem blassen Jüngling, der — unverständlich für Nikolaus und die Fernersitzenden — durchaus, das sah man, keine leichte Konversation mit einer einzelnen Dame führte. Eher schien er, nach seinen großen Gesten zu urteilen und dem Mienenspiel, eine ausführliche Ansprache an die Allgemeinheit zu bezwecken im Stile des Marc Anton: „Mitbürger! Freunde! Römer! Hört mich an! — Begraben will ich Cäsarn, nicht ihn preisen!" ...

In die Musik aber und das Gesumme der Gespräche an den Teetischen mischte sich jetzt immer häufiger, immer unmelodischer das aus den verschiedensten Ecken der Ter-

rassen dringende Gebell der Hunde, die ungeduldig zu warten schienen auf den Beginn der festlichen Schau, deren Mittelpunkt sie werden sollten. Besonders eine stattliche Tigerdogge, die sich im Raum beschränkt fühlte und mit dem wedelnden Schwanz eigentlich immer die Umsitzenden bedrängte, und eine klimperkleine Dackelhündin in der Nähe, die das Fell oder die Größe oder das Benehmen des großen Nachbarn durchaus mißbilligte, vereinigten sich zu einem üblen Duett, das weder durch Drohungen noch durch Biskuits zu beruhigen war.

Endlich war der Tanz dort vorn beendet. Pietro führte seine sich kokett Luft zufächelnde Dame kavaliermäßig an den Tisch der „Marquise", so nannte Nikolaus jetzt im Gespräch mit Eugenie die distinguierte Dame, die etwas gönnerhaft lächelnd den schwungvollen Reden des Marc Anton lauschte.

„So, jetzt scheint's endlich loszugehen", meldete Nikolaus erleichtert an. „Der Herr Oberarrangeur begibt sich, eine Liste in der Hand, auf den Blumenweg."

„Was ist Blumenweg?" fragte Eugenie.

Und er erklärte ihr, was der Blumenweg im japanischen Theater bedeute und welche Ähnlichkeit solche Einrichtung mit dem dort mit Nelken, Winden und Geranien hübsch bunt geschmückten, für die Hundeschau aus Brettern gefertigten erhöhten Holzpfad am Rande der Terrasse habe.

„Meine sehr verehrten Damen und Herren", begann jetzt von seinem erhöhten Standpunkt Pietro mit lauter, Ruhe erzwingender Stimme, indem er sich verneigte und mit der gerollten Liste in der Hand wie mit einem Degen grüßte. „Ich habe die Ehre, Ihnen den Beginn des von der Kurverwaltung arrangierten Wettbewerbs ‚Dame

und Hund' ergebenst anzusagen. Die einzelnen Damen, die gütigst mit ihren Lieblingen konkurrieren wollen, werden nun in der Reihenfolge ihrer Meldungen hier oben mit ihrem Hund zweimal vorübergehen. Einmal hin und einmal zurück. Elf Meldungen sind eingegangen. Die verehrten Herrschaften an den Tischen haben durch die Kellner bereits kleine Zettel erhalten, auf denen sie freundlichst — natürlich nur auf einem Zettel — die betreffenden beiden Nummern angeben wollen, die sie gern mit dem ersten und mit dem zweiten Preis gekrönt sähen. Das Preisrichterkollegium, dem sich neben unserer verehrten Frau Kurdirektor in dankenswerter Weise die Herren Durchlaucht Prinz Laubenhein, selber ein Hundezüchter von Ruf, und Herr Oberstleutnant von Lindebomm, ein Jäger, in mehreren Weltteilen erprobt, zur Verfügung gestellt haben, wird unabhängig davon sein wohlerwogenes Urteil fällen und die Ehrenmedaillen der Kurdirektion dem ihm am würdigsten erscheinenden Teilnehmer zuerkennen."

Von den Tischen dankte lebhafter Applaus dieser korrekt gehaltenen Rede, in deren Wortbetonung sich leicht und sympathisch — besonders in den nasal gefärbten Buchstaben „a" — der Hannoveraner verriet. Dieser Beifall erhöhte sich, als dem Arrangeur, da er die Liste feierlich entfalten wollte, ein kleiner Windstoß dieses Papier aus der Hand nahm und an einem Tisch zur Linken auf ein reich mit Schlagsahne versehenes Stück Torte entführte. Von wo sie ein niedliches Mädelchen mit zwei Hängezöpfen, durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Sendung, wieder auf den Blumenweg brachte.

Unter allgemeinem Schweigen las jetzt Pietro von seiner Liste ab: „Ich melde an die Nummer eins..."

„Nummer wieviel?" rief eine aufgeregte Stimme von unten.

„Aber bitte —" Pietro schien ein wenig geärgert, so früh und so töricht unterbrochen zu werden — „ich rufe programmäßig der Liste nach auf: also zunächst natürlich Nummer eins: Frau Konsul Häckel aus Trarbach mit ihrem dreijährigen Spitz ‚Nero'".

Frau Häckel, eine ältere beleibte Dame, erstieg den Blumenweg. Nicht ohne Schwierigkeiten, da Nero, der Spitz, durchaus dafür war, unten zu bleiben. Seine Besitzerin zog ihn also, viele liebevolle Reden an den Widerspenstigen verschwendend, aber ohne Anmut in den Bewegungen, die Treppe hinauf.

„Warum ein weißer Spitz gerade ‚Nero' heißt, ist mir unverständlich", meinte Eugenie, als das mittelgroße, lebhafte Tier mit der spitzen Schnauze und dem etwas seitlich gerollten Schwanz endlich auf dem Blumenweg erschien und von seiner Herrin von Geraniumtopf zu Geraniumtopf geführt wurde. Dabei bellte der Spitz immerzu wie verrückt.

„Ein Spitz muß bellen, sonst ist er keiner!" sagte ein in Erscheinung, Wort und Gebärde etwas derber Herr, der ein knappes grünes Schützenhütchen mit Gamsbart auf dem Kopfe trug und auch sonst den rauhen Weidmann betonte. Er saß mit einer, für Nikolaus' Ohr unverkennbar, Offenbacher Gesellschaft am Nebentisch. Die Automäntel der Herrschaften verrieten die Art ihrer Beförderung.

Tusch. Händeklatschen. Die Frau Konsul von der Mosel verließ mit ihrem heftig bellenden Spitz — der jetzt so wenig die Treppe hinunter wollte wie vorher hinauf — den Blumenweg.

„Ich bitte um Aufmerksamkeit für Nummer zwei, Frau Gerusiew aus Sofia und ihren persischen Steppenhund!" rief Pietro vorn durch die hohle Hand in den Applaus.

Von der andern Seite des Blumenwegs hinauf stieg jetzt eine sehr dunkelhäutige Dame mit geöltem schwarzem Haar, ein mit Schwanenpelz reich besetztes rotes Cape von befremdlichem Schnitt um die runden Schultern. Heißt das, sie stieg weniger als sie gezogen wurde von einem gelben, überschlanken Windhund.

„Er denkt, es geht zur Jagd auf Wüstenhühner und Antilopen", sagte der Herr mit dem grünen Schützenhut.

Dieser Gedanke, der wirklich das ehrgeizige Tier beseelen mochte, war wohl daran schuld, daß es seine Herrin in dem königlichen Umhang zwang, im Laufschritt, der ihre zu dicken Waden peinlich enthüllte, über die Szene zu eilen — einmal hin und einmal zurück.

„Diese Kerle kommen schon auf ägyptischen Denkmälern vor", nickte der Schützenhut.

Eugenie war es eine Weile nicht unangenehm, so nahe einem Kenner und Fachmann zu sitzen. Da durchzuckte sie mit einemmal der Gedanke: was wird dieser gelehrte Kynologe zu unserm Schoddelduddel sagen, wenn ich erst da vorn...? Aber vorerst würdigte der Weidmann den Schoddelduddel, der jetzt wie tot unter dem Tisch lag, keines Blickes und schaute bloß angestrengt, die Hand am Ohr, zu dem Blumenweg auf.

Dort verkündete jetzt Pietro: „Nummer drei: Frau Nägeli aus Zürich mit ihrem Pudel Karo."

Die Schweizerin war hübsch und blond, ein bißchen groß und stark in den Knochen, besonders in den Hüften.

„Man könnte sie sich gut als Saaltochter in Berner-Oberland-Tracht mit sehr viel Silberkettchen über dem Mieder denken, wie sie im ‚Hotel National' in Luzern die Bouillon serviert", sagte Nikolaus zu Eugenie.

Aber diese interessierte mehr der Pudel, der ohne Führleine neben der Herrin lief. Das Tier war zwar kaum mehr jung, auch wohl schon ein bißchen zu gut gefüttert, aber es verübte, das lockige Fell sehr geschickt geschoren, alle fünf Schritte, scheinbar ohne daß seine Führerin ihn dazu ermunterte, von selbst seine Kunststücke. Der Pudel machte schön, er ging auf zwei Beinen, er schonte ein Pfötchen und lief auf dreien und sah bei all dem wie ein kleiner eitler Komödiant immer ins Publikum. Und als plötzlich — war's Zufall, war's ein Trick — seiner Dame das Spitzentaschentuch entfiel, apportierte er's und trug's mit stolz erhobenem Kopf heftig wedelnd ihr zu. Großer Beifall, besonders von Kinderhändchen, belohnte das artige Tier, als er das Treppchen, diesmal höflich hinter seiner Dame, herunterschwänzelte.

Eugenie sah etwas betrübt um sich. Viele Gäste, besonders Damen und Kinder, machten sich kurze Notizen auf ihren Zettel. Es war ersichtlich, der Pudel Karo der Frau Nägeli aus Zürich hatte beträchtliche Chancen.

„Fräulein Tobak aus Elberfeld mit ihrem Affenpinscher Bob", rief Pietro in die immer noch applaudierende Menge. Und da sich der Applaus nicht gleich legte, wiederholte er lauter: „Fräulein To-bak..."

„Tu-bak, nicht To-bak!" rief eine ärgerliche Altstimme von den Stufen her. Dort stand mit verwehtem Bubikopf ein ältliches Fräulein auf halber Treppe und rang die Hände.

„Pardon, Fräulein Tu-bak", verbesserte sich der Arrangeur, und näherte sich der schier Verzweifelnden. Er tauschte einige Worte mit ihr, trat dann vor und verkündete: „Fräulein Tu-bak aus Elberfeld —"

„Aus Barmen!" korrigierte die empörte Altstimme an der Treppe.

„Pardon — aus Barmen — kann leider im Augenblick ihren Affenpinscher ‚Bob' — der, wie sie mir mitteilt, schon viermal prämiiert worden ist — nicht vorführen. Der viermalige Preisträger muß — mit den ausgezeichneten Augen, die er hat — unten auf der Wiese eine Maus oder eine Katze entdeckt haben. Jedenfalls — er hat sich losgerissen und jagt jetzt dort im Tulpenbeet. Vielleicht haben wir später noch das Vergnügen, das interessante Tierchen . . ."

Auch dem Fräulein Tubak aus Barmen folgte, allerdings leicht ironischer, Applaus, als sie, sichtlich zerknirscht, sich das Treppchen herunter und in den Park begab, um des wildernden Bob im Tulpenbeet habhaft zu werden.

Auf eine Frau Müller-Mainz aus Mainz, die einen dicken schwarzen Schäferhund vorführte, der wegen seines Umfanges und eines Hängeohrs von dem Herrn im grünen Hütchen entrüstet abgelehnt wurde, folgte ein Fräulein Bartel, Stettin, mit jener Tigerdogge, über die sich vorhin der temperamentvolle Zwergdackel aufgeregt hatte. Jetzt ging das riesige, schön gezeichnete Tier ruhig und brav neben seiner Herrin, die, raffiniert das Bildmäßige des Auftritts erklügelnd, ihre schlanke Figur ganz in Weiß präsentierte und nur eine riesige schwarze Boa zu einem modischen schwarzen Hütchen spendiert hatte, so daß ihre Erscheinung in Farbe und Schlankheit wirklich

hübsch zu der schneeweiß und schwarz getigerten Dogge stimmte. Der Beifall folgte ihr. Viele Herren kritzelten etwas auf ihren Zettel. Eugenie sah die Chancen Schoddelduddels ernstlich bedroht.

„Nummer sieben", kündigte Pietro an: „Fräulein Petronella Perugia aus Frankfurt am Main mit ihrem einjährigen Malteserhündchen Gogo." Und nun erschien im sommerlichen Spitzenkleid, unter kurzem Rock sehr hübsch modellierte Beine sehen lassend, das Frankfurter Puppchen, das ein kleines Malteserhündchen, das eigentlich mehr wie ein krankes Eichhorn aussah, auf den wohlgeformten Armen an die Brust drückte.

„Nanu", sagte Eugenie leise, „Petronella Perugia aus Frankfurt? — Habt ihr viel solcher Italiener bei euch?"

„Italiener schon, die Bolongaro-Crevennas, die Siolis, die Martignonis — von Perugias hat zu meiner Zeit keiner was gehört. Aber es scheint, man kennt sie dort und —"

Er sah bei diesen Worten etwas erstaunt hinüber zu dem Tisch der Marquise. Die Ringe an der hübschen Hand funkelten, und ein Tüchlein wehte einen Gruß hinauf. Die beiden jungen Damen klatschten heftig, der Marc Anton aber grüßte mit erhobenen Händen, wie die Griechen ihren Göttern huldigten.

Vorn auf dem Blumenwege hatte Petronella jetzt das Tierchen niedergesetzt. Das zitterte und bibberte, als ob es meuchlings auf eine treibende Eisscholle in Grönland gestoßen werde. Wie ein Häuflein schwarzes Unglück mit rostgelben Flecken hockte es da, und die breite rote Atlasschleife am Hals vermehrte den wundersamen Eindruck,

als ob es bereits hingerichtet sei und eigentlich nur noch Reflexbewegungen sehen ließe.

Petronella zog, blaß vor Ärger, Koseworte flüsternd, an dem Seidenband. Plötzlich stand auch der elegante Frankfurter Jüngling unten neben dem Blumenweg und versuchte, mit dem goldbeknopften Spazierstock stoßend, das Hündchen namens Gogo zur Fortbewegung zu ermuntern. Das Resultat war kläglich. Halb gezogen, halb gestoßen rutschte das zitternde Tierchen bis ans erste Drittel des Blumenwegs, verkroch sich hinter einen der Geranientöpfe und legte sich breit auf den Boden. Petronella, rot vor Ärger, zog etwas ungeschickt an dem Seidenband, brachte nun wohl das Tierchen einen Schritt vorwärts, riß aber gleichzeitig den Gartenschmuck um. Der Geranientopf fiel, schwarze Erde streuend, vom Blumenweg herab und dem das Schaustück begleitenden Frankfurter Kavalier auf den weißen Glacéschuh. Mittelbar wohl auch auf ein besonders empfindliches Hühnerauge. Denn das nervöse Gesichtszucken des Kavaliers, das schon immer heftiger geworden war, löste sich jetzt in einer einzigen Grimasse des Schmerzes und der Wut auf. Einen Augenblick später langte er, wie von einem wütenden Einfall gepackt, hinauf auf den Blumenweg, erfaßte mit festem Griff das klägliche Hündchen im Nacken, riß es, auf weitere Schau und jeden Preis verzichtend, an sich und verschwand damit rasch im Hintergrund.

Die blanken Zähne in die hübsche Unterlippe beißend, Tränen der Wut und der Enttäuschung im Auge, folgte ihm, das rotseidene Führerband nachziehend, das blamierte Puppchen.

Eugenie, die nicht allzuviel übrig hatte für das Paar,

war doch voll ehrlichen Mitleids. Sie hätte am liebsten der jungen Dame etwas Freundliches gesagt. Aber sie mußte ja warten, ob sie und der Schoddelduddel nun nicht bald aufgerufen würden.

Nikolaus aber, der in Amerika viele Boxer im Ring, in England die kämpfenden Hähne und in Spanien als schauerlichste aller Vergnügungen: die Stierkämpfe erlebt, war von diesem tragischen Intermezzo weniger ergriffen. Immerhin sah er mit beträchtlichem Erstaunen, wie man am Tisch der Marquise diese Sache wie eine eigene schwere Niederlage zu nehmen schien. Die Marquise hatte ein wenig ihre königliche Haltung verloren. Die jungen Damen saßen mit langen Gesichtern, wie gebrochen, vor ihrem zerfließenden Eis. Der Marc Anton hatte schweigend und wie in Verzweiflung seine tragisch gefurchte Stirn in die beiden Fäuste vergraben.

So kam es, daß Frau Strunz aus Weimar, eine Dame, die in Aussehen, Gehaben und Toilette gut erhalten aus dem vorigen Jahrhundert zu kommen schien, keine rechte Beachtung fand. Obschon Pietro bei ihrer Einführung darauf hingewiesen, daß der von ihr geschickt und behutsam geführte rauhhaarige Pinscher „Pitt" nachweislich seinen Ahnherrn im Hause des Dichters Schiller gehabt habe und wahrscheinlich von dem Klassiker selbst in Jena gekauft worden sei.

Auch die ihren Ski-Terrier vorführende Frau Miesecke aus Berlin — und zwar nach ihrer ganzen Aufmachung aus der Gegend des Kurfürstendamms — litt noch, obschon in der Toilette vorbildlich für die Badesaison, unter dem die Gemüter heftig erschütternden Fiasko der Petronella Perugia, ihres Hundes und Galans.

Auch Frau Echelsbach aus Pforzheim, die schwerhörige Dame, die vor Eugenie vorhin ihre Bulldogge angezeigt hatte, interessierte wenig, obgleich sie, die Zurufe Pietros nicht vernehmend, nicht zweimal, sondern viermal majestätisch den Blumenweg abschritt.

Das einzige Bemerkenswerte an dieser Promenade erwähnte der Herr im grünen Hut, als er, ein rauhes Gelächter ausstoßend, rief: „Was denn — die Bulldogge heißt ‚Lord' und ist eine Hündin!"

Endlich war die Dame aus Pforzheim abgetreten. Nachdem sie auch ihren Beifall eingeheimst, der allerdings mehr als Ulk gemeint war und der Tatsache galt, daß die Hündin „Lord" noch am Ende der Terrasse beim letzten Geraniumtopf sich zur gründlichen Erledigung der Verdauung niedergesetzt hatte und erst nach längerem Aufenthalt zum Abstieg zu bewegen war.

Pietro hob nun die Liste hoch und meldete an: „Als letzte bitte ich zu prüfen: Miß Eugenie Veronius aus Boston mit ihrem" — er stockte und zog das Programm zu Rate — „mit ihrem" — und er buchstabierte mehr als er las — „mit ihrem Schoddeldduddel". Dann setzte er triumphierend, daß das heraus war, hinzu: „Aus Majorka. Eine aussterbende Rasse."

Eine Amerikanerin — eine Dame aus Boston — mit einem Hund aus Majorka, das war dann eine neue Sensation.

Der Herr mit dem Schützenhütchen äußerte skeptisch: „Schoddeldduddel, was ist denn das nun wieder für eine verrückte Rasse?! Die Amerikaner müssen doch immer was Neues..."

Aber nur Nikolaus hörte das. Eugenie vernahm es

schon nicht mehr. Sie betrat, zwar herzklopfend aber feste Zuversicht heuchelnd, kurzen Schrittes den Blumenweg. In ihrer linken Hand, die den Schoddelduddel freundlich führte, hielt sie ein bröckelndes Stückchen Biskuitkuchen versteckt. Von diesem angenehmen Gebäck hatte sie dem Hund an ihrem Tisch schon mehrfach Pröbchen zugesteckt, so daß er nun von dem lieblichen Geruch geleitet und ohne die Umwelt zu beachten, hoffnungsvoll und erfreut, mit dem buschigen Schwanz wedelnd, den intelligenten Kopf mit den schwarzen Jettaugen seiner Führerin zugekehrt, neben Eugenie herpilgerte. Er tat dies mit gänzlicher Mißachtung der schauenden Menge. Auch sein überfahrenes Pfötchen schien ihn nicht mehr zu genieren. Und ohne in seinem zottigen und auch wieder leicht gewellten Fell die Schauenden irgendwie durch Schönheit zu frappieren, machte seine ulkige Erscheinung doch einen forschen, nicht unerfreulichen Eindruck. Zu dem die Gewißheit, daß er einer in Majorka aussterbenden Rasse angehöre, noch einen Schuß Romantik hinzufügte.

Eugenie aber hatte ihren guten Tag. Sie sah bildhübsch aus in dem neuen Teekleid. Zwei Teerosen des Managers betonten am leicht ausgeschnittenen Kleid den Einschnitt zwischen den straffen jungen Brüsten. Der gefällig fallende Rock ließ ein paar Beine frei, wie sie in ihrem edlen Schwung auf diesem Blumenweg heute noch nicht gesehen worden waren. Und das sichtlich vertrauliche Verhältnis, in dem die schöne Miß aus Boston und das seltsame Tier aus Majorka standen, erhöhte die Liebenswürdigkeit und den Humor der Parade dieser letzten Preisbewerber.

Als Eugenie lächelnd den Blumenweg herunterschritt

und dabei das zerbröckelte Stück Biskuit heimlich in die Schnauze des erfreuten Schoddelduddel gleiten ließ, hatte sie besonders starken Beifall. Sogar der eben noch trauernde Tisch der Marquise hatte sein Leid vergessen und klatschte.

Auch der Herr im grünen Hut schlug in die Hände, indem er, vom Groll zur Bewunderung übergehend, bemerkte: „Dieser Schoddelduddel sieht weiß Gott aus wie ein verrückt gewordenes Sofakissen — aber die Miß ist einfach eins a."

Vom Preisrichtertisch her aber kam das nachhaltigste Geräusch, das der Oberstleutnant mit seinen gräumigen Händen der Nichte des Freundes spendete. Nur die Nähersitzenden vernahmen seinen dabei getanen rätselhaften Ausspruch: „Ach, ich hab' viel nette Kathrinchen mit Hunden gesehen, aber das —"

Die Spannung hatte sich gelöst. Es kam Munterkeit in das Reden und Treiben der großen bunten Teegesellschaft. An einigen Tischen entwickelte sich lebhafter Disput über Wert und Chancen der Konkurrentinnen. Die Toiletten wurden nicht vergessen. Eugeniens neues Teekleid schnitt dabei gut ab.

Eugenie hatte sich zu Nikolaus zurückgefunden, der ihr die Hand entgegenstreckte und zunickte: „Ihr habt eure Sache brav gemacht, ihr zwei!" Dann gab er dem Schoddelduddel sein Haselnußtörtchen und streichelte sein merkwürdig struppig-lockiges Fell. In einiger Entfernung stand Dribbderbach und verbeugte sich mehrfach respektvoll vor Eugenie, die durch ihren Sieg sichtlich in seiner Hochachtung gestiegen war, und die ihm jetzt freundlich zunickte. Die Nebentische zeigten diskrete Teilnahme. Der

Jägersmann am Offenbacher Tisch hielt ihr aus der Entfernung seinen Zettel hin, auf den er mit riesigen Buchstaben geschrieben hatte: „Erster Preis: Nummer elf, die Dame aus Amerika mit ihrem Schoddeltroddel. Zweiter Preis: Nummer sechs, Fräulein Bartel, Stettin, mit Tigerdogge."

Eugenie dankte mit strahlendem Lächeln. Da lüftete der Jägersmann den Hut und sagte etwas verwirrt: „Gern geschehen."

Am Preisrichtertisch, wo man diskret seine Meinungen ausgetauscht hatte, schien man rasch einig geworden zu sein.

Zwei blonde hübsche Mädelchen in den gleichen hellblauen Kleidchen gingen, halb geniert, halb wichtig, durch die Reihen mit bändergeschmückten Körbchen, die Stimmzettel des Publikums einzusammeln. Sie dankten jedem mit einem Knicks, und als sie mit ihrem Geschäft zu Ende waren, überreichten sie Pietro, der statuenhaft in der Mitte des Blumenarrangements das Resultat erwartete, ihre papiergefüllten Körbchen.

Ein Tisch war von den Kursaaldienern neben Pietro gestellt worden. Hinter diesen trat jetzt die schöne Maggie und ordnete mit graziösen Händen die Preise. Zwei Herren, die Pietro heraufgebeten, halfen ihm, die Stimmzettel rasch zu sortieren. Die Arbeit ging den dreien gut von der Hand. Im Publikum wurden Wetten abgeschlossen. Einige Herrschaften von auswärts zahlten schon, zum Aufbruch rüstend. Man wollte vorher nur noch das Resultat hören.

Ein Tusch der Musik warb geräuschvoll um Aufmerksamkeit.

„Meine verehrten Damen und Herren", begann Pietro, der die Bedeutsamkeit des Moments durch eine heroische Haltung, wie man sie auf italienischen Denkmälern sieht, zweckmäßig betonte: „— der Sinn unseres fröhlichen Wettbewerbs ist richtig verstanden worden. Wir wollten durchaus nicht eine sogenannte ‚Schönheitskonkurrenz' arrangieren, die auch der Vornehmheit unseres Bades nicht entsprochen hätte. Wir wollten auch kein kynologisch einwandfreies Urteil erzielen oder über den Wert der Hunderassen oder einzelner Exemplare hier streiten. Wir hatten uns vielmehr vorgesetzt, gewissermaßen das Zusammenklingen der Erscheinung von Herrin und Hund, das herzliche Verhältnis zwischen vornehmer Menschlichkeit und dem edelsten Haustier zu zeigen und zu krönen. Mit herzlichstem Dank für all die liebenswürdigen Damen, die sich hieran beteiligt haben und uns ihre Lieblinge sehen ließen, haben wir nun das Resultat, das Urteil des Publikums gewissenhaft festgestellt. Wobei ich bemerken darf, daß für jede der Damen, die sich hier gezeigt, mindestens eine Stimme votiert hat."

Das freundliche Lachen, das diese Worte begleitete, übertönte jetzt eine kräftige Männerstimme, die rief: „Auch Fräulein Tobak aus Elberfeld, der ihr Affenpinscher noch im Tulpenbeet jagt?"

Das Lachen ging stärker anschwellend über die Tische. Aber eine wütende Frauenstimme überschrie alle: „Fräulein Tubak, bitte, T — wie Tobias, U — wie Uhu — aus Barmen!"

Pietro überhörte sowohl den Einwurf wie die Richtigstellung und fuhr unbeirrt fort: „Das Resultat aber, das ich zu melden habe — dankbar für die Bemühungen des

verehrten Preisrichterkollegiums" — Verbeugung nach dem Tisch, an dem eben der Oberstleutnant der Frau Kurdirektor von einem Kathrinchen erzählte, das er in Tientsin gekannt und das einen Wurf von zwölf Pekinghündchen mit der Flasche aufgezogen — „und dankbar für die gütigen Bemühungen der verehrten Gäste" — eine vorbildliche Verbeugung in die Runde — „das Resultat ist dieses..."

Lautlose Stille, die Pietro geschickt, die Spannung steigernd, ausnützte, seine Mandarinenbrille umständlich mit dem Seidentüchlein zu putzen, als ob es jetzt ein schwieriges Dokumet zu verlesen gälte. Dann ließ er sich von der lieb lächelnden Maggie, die dem Gatten sogar einen neckischen Knicks spendierte, den Bogen Papier reichen. Feierlich las er das ihn kaum Überraschende ab.

„Die Abstimmung des verehrlichen Publikums auf der Terrasse hat ergeben: Erster Preis: Fräulein Bartel, Stettin, und ihre Tigerdogge."

Lebhafter Applaus, ganz leiser Widerspruch.

Fräulein Bartel stand an ihrem Tisch auf, wo sie mit einer beglückten Mutter und zwei Kavalieren saß. Sie neigte leicht, huldvoll, doch ohne Überraschung, den hübschen Kopf, streichelte die neben ihr sitzende Dogge und blieb dann eine Weile in der Pose aufgebaut, als ob sie erwarte, von dem verstorbenen Meister Lenbach gemalt zu werden.

„Den zweiten Preis" — Pietro erhob kräftig seine Stimme — „hat das Publikum zuerkannt Miß Veronius aus Boston und ihrem Schoddeltroddel —"

„Duddel", rief eine Stimme von unten.

„Danke ja, mit ihrem Schoddelduddel", nickte Pietro

und rückte, zum erstenmal ein wenig verlegen, die Mandarinenbrille.

Der Beifall war noch stärker als vorhin und wollte nicht enden.

Eugenie dankte sichtlich beglückt, mit blanken Augen grüßend, den Umsitzenden, die sich klatschend zu ihr hinwandten.

Nikolaus nahm den Hut ab und wischte sich die Stirn. Er hatte sich sein Debut in der Heimat nicht gerade als Hunde-Konkurrenz gedacht.

Pietro sah sich hilfesuchend nach Maggie um, die ihn ermunternd anlächelte. Da erhob er beschwörend die Hand. Und als sich endlich der Sturm gelegt hatte, steigerte er seine sympathische Stimme aufs äußerste und rief:

„Das hohe Preisrichterkollegium, unter dem Vorsitz der Frau Kurdirektor, hat genau so entschieden. Nur in umgekehrter Reihenfolge: Erster Preis Miß Majorka ..."

Lebhaftes Gelächter und Händeklatschen.

„Ich wollte sagen Miß Veronius und ihr — na, ja und ihr interessanter Hund aus Majorka. Zweiter Preis: Fräulein Bartel aus Stettin mit ihrer Tigerdogge."

Daß er noch drei Trostpreise anmeldete: Frau Nägeli, Zürich, mit ihrem Pudel Karo, Frau Geryssiew mit ihrem persischen Steppenhund und Frau Konsul Heckel mit ihrem weißen Spitz, erfuhren nur noch die scharf Hinhörenden und die an diesem Trost interessierten Tische. An allen andern aber war schon der Meinungsaustausch — vielfach vom Triumph gehoben, das Richtige prophezeit und gewettet zu haben — in vollem Gange.

„Ich bitte", Pietro rief nicht mehr, er schrie, und seine

Halsadern schwollen — „ich bitte die beiden preisgekrönten Damen — mit ihren Hunden — noch einmal auf das Podium!“

Und sie kamen. Beide auf ihrem Weg durch die Tische von lebhaftem Beifall begleitet.

Direkt an der Treppe stießen sie zusammen. Die Hunde knurrten, die Damen lächelten sich an.

Eine wollte der andern den Vortritt lassen.

„Bitte, Sie sind vom Preisrichterkollegium gewählt“, lächelte das Fräulein aus Stettin.

„Bitte, Sie hat das Publikum ausgezeichnet“, lud Eugenie höflich ein.

Das dauerte so eine Weile, ohne daß sich eine entschloß. Da sagte Fräulein Bartel mit leiser Malice: „Aber bitte, Sie sind wohl die Ältere.“

„Das glaub' ich zwar nicht“, sagte Eugenie und ging voran. „Aber da ich Ihnen eine Freude damit mache...“

Und nun, da die beiden Damen, jede in ihrer Art apart und des Preises wert, vor dem Tisch standen, sprach Maggie.

Ihre leise zarte Stimme wurde unten wohl von keinem Ohr vernommen, aber die beiden Damen verstanden gut.

„Es ist — ist nicht leicht“, sagte Maggie, indem sie unter dem leicht aufgelegten Puder so rot wurde, als ob sie keine Preise verteile, sondern einen Fehltritt gestehe, „ist für uns nicht leicht gewesen — da Sie beide ja einen ersten Preis, nicht wahr — und da der Porzellanhund aus der Königlichen Porzellanmanufaktur nur einmal da ist — so haben wir uns entschieden — die Vase hier — aus Kopenhagen — die Vase dem Fräulein Bartel aus Stettin zuzuerkennen —“

Fräulein Bartels Züge waren in diesem Augenblick nicht ganz so freudig wie vorhin. „Ich dachte mir's, daß ich die Vase bekomme", äußerte sie, „ich habe schon dreimal in der Tombola Vasen gewonnen."

„Oh", sagte Eugenie freundlich, „welch hübscher Anfang zu einer Sammlung!"

„Und Ihnen, Miß Veronius", lächelte Maggie, „haben wir den Windhund zuerkannt, der von der Manufaktur einem Lieblingshund Friedrichs des Großen — ich glaube, er hieß Biche — nachgebildet sein soll."

Eugenie dankte mit glücklichen Augen und einem herzlichen Händedruck.

Und wieder ein Tusch und Musik. Noch einmal heftig beklatscht traten die beiden Siegerinnen an die Rampe und knickften. Dann gingen sie nebeneinander nach der Treppe.

Diesmal ging das Fräulein aus Stettin mit der großen Vase, deren Größe und Umfang sie zwang, die Nase hoch zu tragen, ohne einen Wettstreit zu provozieren, als erste die Treppe herunter. Die dicke Mutter empfing sie mit Rührungstränen in den Augen. Die Vase war bei der Umarmung hinderlich.

„Nummer vier!" sagte Fräulein Bartel ärgerlich, als sie die Mutter küßte, „unsere Wohnung wird eine Urnenhalle werden."

Nikolaus wartete unten an der Treppe. Er hatte Dribbderbach schon voraus zum Wagen geschickt. Gerade wie er Eugenie gratulierte und ihr den Porzellanhund abnahm, hörte er heftige Worte, die scheinbar dem hinter Eugenie würdevoll die Treppe niedersteigenden Pietro galten.

Der Frankfurter Jüngling, dessen eines Hosenbein und linker Glacéschuh noch von der Erde des Geraniumtopfes geschwärzt waren, fuhr Pietro giftig an:

„Herr Tanzmeister, ich lege Protest ein, Einspruch gegen Ihre willkürliche Führung dieser Veranstaltung. Ich werde mich bei der Kurverwaltung beschweren."

„Ja, bitte, mein Herr — ‚willkürlich' —? Wieso denn? Wie soll ich denn —"

„Sie haben meiner — meiner Freundin hier gar nicht Gelegenheit gegeben, das eindrucksvolle Bild zu entfalten — die Wirkung der Zusammenstimmung von Persönlichkeit, Kostüm und Hund. Nebenbei bemerkt, ein Hund wertvollster Rasse — er war wohl bestimmt der teuerste der vorgeführten Hunde der ganzen Veranstaltung."

„Aber lassen Sie uns doch bitte vorbei!" Höflich, aber ein bißchen ärgerlich sagte Nikolaus das zu dem wütend Gestikulierenden.

„Sie haben gut reden", erzürnte sich der Jüngling nun gegen Nikolaus. „Ihre Dame hat den ersten Preis davongetragen, ebenso der Schuddeltrottel —"

Der Schoddelduddel knurrte feindlich. Er schien zu merken, daß er unfreundlich erwähnt wurde.

„Aber beruhige dich doch, Amadeus", bat Puppchens beschwörende Stimme. Sie zog den Freund von hinten am seidengefütterten Jackett.

„Ich bin so aufgeregt, wie es die Sache verlangt. Und außerdem bin ich Jurist. Hier liegt eine Verletzung der Konkurrenzbedingungen vor."

„Aber Sie haben doch selbst", sagte Pietro, die Hand an der schweißbedeckten Stirn, „haben doch selbst das Hündchen vom Podium heruntergenommen."

„Das habe ich allerdings. Nachdem Sie es mit Ihrem Gehaben und Gerede und Ihrer verrückt karierten Hose eingeschüchtert hatten."

„Mein Gott", Pietro blieb höflich, aber seine Stimme bebte: „meine Hose hat doch die anderen Hunde nicht aufgeregt. Sagen Sie, bitte, mein Herr —", er wandte sich an Nikolaus, „sagen Sie, bitte, ob meine karierte Hose einen Hund —"

Aber Nikolaus hörte nicht zu. Vorn an der Treppe, dicht vor ihm, stand die „Marquise" mit den zwei jungen Damen und dem lebhaft durch Gestikulation an der Unterhaltung teilnehmenden Marc Anton. Ein alter Mann mit weißen Koteletten im schwarzen, für die Jahreszeit und Veranstaltung ganz ungeeigneten, hoch zugeknöpften Gehrock hatte sich bis zu der Gruppe durchgekämpft und sagte jetzt in einem zwar korrekten, aber den Ausländer verratenden Deutsch mit einer tiefen Verbeugung zur Marquise: „Durchlaucht läßt sich sehr entschuldigen. Er hat nicht Wort halten können. Wegen seines alten Leidens."

Durchlaucht — und das Profil der Marquise! ... Und das seltsame Deutsch, die schnurrenden „r" des Alten im Gehrock ... und die hellblauen Augen der schönen alten Dame ... und die Art, wie sie den Kopf neigte beim Zuhören ...

Nikolaus biß sich auf die Lippe und griff nach Eugeniens Arm: „Komm, Kind, komm, gehen wir! Machen Sie endlich Platz, junger Mann."

„Was heißt: ‚junger Mann' —!" fuhr der Frankfurter Dandy erzürnt auf.

„Ich bitte Sie, mein Herr" — Pietro sprach jetzt hef-

tig in Nikolaus hinein — „ich bitte Sie zu entscheiden: Kann eine karierte Hose —"

„Nein, sie kann n i c h t!" sagte Nikolaus ärgerlich und wollte nun mit einer leichten Anwendung von Gewalt eilig an dem Dandy vorbei.

Unglücklicherweise fiel diesem der elegante Strohhut in den Sand.

In diesem Augenblick aber drängte sich angriffswütig Kaspar Hauser, der Schoddelduddel, der offenbar die Bewegung des Frankfurters nach dem fallenden Hut mißverstanden hatte, durch Nikolaus' Beine und schnappte dem sich Bückenden nach der Hose. Ein Biß, ein Ruck — der Schoddelduddel hatte einen weißen Flanellfetzen im Maul.

Zu spät zerrte Eugenie den Hund zurück.

„Sie haben die Bestie auf mich gehetzt!"

„Ist mir gar nicht eingefallen", wehrte Nikolaus ab, „ich bin doch kein Flegel!"

„Sie werden mir Genugtuung geben, mein Herr!"

„Was denn — Sie sind wohl...? Ich soll mich mit Ihnen duellieren?"

„Allerdings sollen Sie das!"

„Schön. Ich bin Amerikaner und der Geforderte. Also w e n n schon — dann auf m e i n e amerikanische Weise." Nikolaus, der nun auch wütend war, drängte, ohne hinzuschauen, der nächststehenden Person wortlos den Porzellanhund auf. Er strich mit zwei raschen Griffen die Ärmel des Jacketts hoch. „Wenn Sie's partout so haben wollen — werde ich Sie mit meinen fünfundsechzig Jahren zu Mus boxen, junger Mann!"

Der Jüngling, dem diese Aussicht unritterlich erscheinen mochte, retirierte in guter Form. Riß dabei eine Besuchs-

karte aus der Tasche und steckte sie dem Marc Anton zu, der ihm zunächst stand. „Sie sind mein Sekundant, Florian! Geben Sie diesem Herrn sofort meine Karte!"

Florian schien so etwas in der Übung zu haben. Er war alsbald in Pose und Ausdruck ganz Sekundant und Kavalier. Mit einer knappen Verbeugung hielt er Nikolaus die Karte hin.

Nikolaus riß sie ihm unwillig aus der Hand, vergrub sie, ohne sie anzusehen, in die Tasche und sagte wütend: „Ich wohne in Ritters Parkhotel, mein Herr. Für den Fall, daß Sie — nüchtern geworden — noch was von mir wollen. Geben Sie jetzt — beide — sofort Raum! Oder Sie liegen — beide — in einer halben Minute mit einem gut placierten Kinnhaken nebeneinander im Gras!"

Schon war der Raum geschaffen. Nikolaus würdigte weder den Dandy noch den „Florian" genannten Sekundanten eines Blickes. Als er aber an der Marquise vorbei mußte, die, wie er nun sah, den Porzellanhund Eugeniens an die Brust gepreßt hielt, hemmte er plötzlich seinen Schritt. Tief und fest sah er einen Augenblick in die hellblauen seelenvollen Augen. Für eine Sekunde stutzend, wie unter dem Eindruck eines ungeheuerlichen Erlebnisses, formte er mit zögernden Lippen, halb erschreckt, halb staunend die Frage: „Gina Gerno?"

Schon lag die Marquise mit einem leisen Aufschrei in Florians Arm. Der griff mit der anderen Hand grad noch rechtzeitig die Porzellanbiche. Ein elegantes Publikum nahm seelischen Anteil an der rätselhaften Gruppe. Man rief nach einem Arzt.

Nikolaus aber zerrte Eugenie, mehr als er sie führte, durch die bewegte Menge zum Wagen. An dessen Schlag

hockte Dribbderbach, der vergeblich versuchte, dem vorausgeeilten Kaspar Hauser den Flanellfetzen aus dem sabbernden Maul zu reißen.

„Was ist denn das eigentlich, was er da in den Zähnen hat?" fragte er besorgt die Kommenden.

Nikolaus hörte die Frage nicht und stieg rasch ein. Vor Eugenie tat er das, zum erstenmal vor ihr. Er war sichtlich unterjocht von seltsamsten, erschütternden Gedanken. Sein Atem ging rasch.

„Fahren Sie nicht gleich nach Hause, Dribbderbach! Erst noch ein bißchen — kreuz und quer — langsam durch den Park."

Und sie fuhren. Kreuz und quer. Langsam.

Eugenie saß ängstlich, den Blick nicht von dem vor sich hinstierenden Nikolaus abgewandt, neben ihm. Zu ihren Füßen kaute der immer noch knurrende Schoddelduddel befriedigt an seines Verleumders blütenweißem Hosenteil.

Nach einer Weile, gerade als sie in gemäßigtem Tempo am Hölderlin-Denkmal vorüberfuhren, sagte Nikolaus plötzlich:

„Eugenie, weißt du, wer das ist?"

„Ja, Hölderlin."

„Ach was, Hölderlin! Die Dame mein' ich, die —"

„Die, meinen Preis im Arm, ohnmächtig wurde?"

„Ja, die."

„Nein, woher soll ich denn die Dame kennen?"

„Das ist — ist die Frau, um derentwillen ich vor dreißig Jahren ging, floh, mich selbst verbannte — wie du's willst ... Und der Mann —"

„Der mit den weißen Hosen? Dem der Schoddelduddel so übel mitspielte —?"

„Ach was, nicht der Fatzke. Der andere, der alte Mann —"

„Der mit dem vorsintflutlichen Bratenrock —"

„Ja, der, der — der ihr die Botschaft von der Durchlaucht brachte — der —"

Aber ehe Nikolaus den Satz vollenden konnte, zog er die Hand mit einem leisen Schmerzensschrei aus der Tasche seines Sakkos. Er hatte sich an etwas den Daumen geritzt und zog es heraus.

Es war die Visitenkarte, die ihm vorhin überreicht worden war. Seine Züge, eben noch von höchster Erregung zitternd, schienen zu versteinern. Plötzlich lachte er hell auf.

O Gott, o Gott, wenn er nur nicht verrückt wird, dachte Eugenie.

Nikolaus aber reichte jetzt der ängstlich in die Wagenecke Gerückten wortlos das Kartenblättchen hin.

Darauf stand, fein gestochen, in präziser Schnörkelschrift: „Amadeus Sennelaub, Referendar a. D."

* * *

Adam Sennelaub, mit seinen fünfundsechzig Jahren der Senior der Familie, war mit Hilfe seiner alten Haushälterin, der zwar zahnlosen, aber gesprächigen Christine, gerade damit fertig, vom Sofa und den Plüschsesseln der guten Stube die schützenden Leinenüberzüge und von den Vasen und Bildern die Mull-Lappen wegzunehmen, da schellte es draußen im Flur.

„Was habe ich Ihnen gesagt, Herr Sennelaub —!" zischte die Christine schon von der Tür her.

„Ich weiß nicht, was Sie mir gesagt haben — Sie sagen so viel, Christine — aber jedenfalls machen Sie, bitte, auf."

„Ich habe gesagt" — Christine muß es doch los werden, ehe sie dem zweiten Läuten Folge leistete —, „ich habe gesagt: daß heute alle pünktlich sein werden."

Adam hing eben das Bild des jungen Mozart über dem Flügel, das sich verschoben hatte, wieder gerade, da sah er in dem schmalen Biedermeierspiegel, wie sein Bruder Bernhard, eilig und erhitzt, mit Tante Settchen, der seit Jahren von ihm geschiedenen Gattin, eintrat. Settchen hatte den Hut mit den Kolibriflügeln aufgesetzt, den sie nur an Großkampftagen trug.

Bernhard war nur ein Jahr jünger als Adam, machte aber durch seine Beweglichkeit und sein Temperament einen wesentlich jüngeren Eindruck. Neben dem meist versorgten und griesgrämigen Adam, der an seinem kahlen Schädel nur noch über den Ohren zwei Haarbüschel wie hingeschmissene Schneebälle sitzen hatte und mit seinen halb zugekniffenen Augen und bedächtigen Bewegungen wie ein zur Ruhe berechtigter alter Herr wirkte — der er ja auch schließlich war —, erschien der auch moderner gekleidete Bruder wie eine Liebhaberluxusausgabe neben einer alten und zerlesenen Ausgabe derselben Menschlichkeit.

Tante Settchen ließ erstaunte Augen schweifen durch das Zimmer.

„Nanu, in der guten Stube wird getagt? Und die Möbel sind aufgedeckt —?"

„Nun was, Frau Schwägerin, — wie lange lebe ich denn noch?!" Adam erwartete keine Antwort auf diese rhetorische Frage und fuhr fort: „Für wen schon' ich

eigentlich meine Möbel, bitte? Meine Tochter Justine hat sich selbst eingerichtet — schrecklich für meinen Geschmack — und behauptet: die Stillosigkeit meiner Einrichtung bringe sie um jede Stimmung."

„Singt sie immer noch ihre Lieder zur Laute?" fragte Tante Settchen, indem sie ihren für die Jahreszeit eigentlich viel zu schweren Samtumhang liebevoll über einen Notenständer breitete. Im Unterton dieser ihrer Frage aber lag für Hellhörige kaum der leidenschaftliche Wunsch, an diesen musikalischen Darbietungen teilzunehmen.

„Sie hat sogar wieder einen neuen Lehrer", nickte Adam. „Und was die anderen anbetrifft" — er sprang von den Lautenliedern wieder zu den Möbeln über —, „so hat sich mein Cornelius in einem sogenannten Atelier fünf Treppen hoch auf der Zeil ‚antik' eingerichtet. Atelier mit Schlafkammer im Stil der Münchener Villa Stuck. Sogar die Toilette pompejanisch! Was macht er da später mit Plüschmöbeln, auf denen die dritte Generation sitzt? Das Sofa dort könnte man ja auch nicht ins Parthenon stellen, ohne daß die Leute bis zum Piräus brüllten, das geb' ich zu. Und Amadeus — lieber Gott, der schläft wohl hier bei mir in der Wohnung, aber den ganzen Tag ist er fort —"

„Ich bin zu begierig", Bernhard stand am Fenster, gegen dessen Scheiben er mit den zehn Fingern heftig trommelte, und verfolgte, ohne dem Bruder zuzuhören, seinen eigenen Gedankengang, „zu begierig, wie wir ihn finden werden, den Nikolaus. Ich mag die Amerikaner nicht!"

„Amerikaner —? Aber er ist doch aus Frankfurt wie du."

„Er ist die größere und wichtigere Hälfte seines Lebens drüben gewesen und drüben geblieben. Somit ist er ein

Amerikaner. Ich habe in Bad Soden vor drei Jahren einen Amerikaner erlebt, dürr und alt, der — ehe er mit seinen Storchbeinen ins Gesellschaftsbad stieg — ergiebig in jede zweite Fußwanne hineinspuckte, die dort zur Reinigung der Füße aufgestellt war."

„Ach — und du glaubst ..."

„Ich glaube, leider — gleichviel, ob der Vetter Nikolaus *auch* in Fußwannen spuckt —, daß er gegen die Teilung von Geschäft und Vermögen, wie wir sie vor zehn Jahren mühsam vorgenommen haben, vornehmen mußten — nachträglich protestieren wird."

„Vielleicht kommt er überhaupt nur *deswegen* hierher?"

„Aber ihr habt ihm doch damals ausführlich geschrieben und angeboten —" Tante Settchen sah von einem zum anderen.

„Natürlich haben wir das. Aber zwei Briefe kamen — unbestellbar — zurück."

„*Noch* einmal die Teilungsarbeit und den ganzen Teilungsärger, das wäre einfach mein Tod", seufzte Adam Sennelaub. Er war auf einen Stuhl gestiegen, mit großer Vorsicht, damit sich das Bruchband, das er seit siebenundzwanzig Jahren trug, nicht verschiebe. Er nahm behutsam von der kleinen venezianischen Lichterkrone, an deren buntem Rankenwerk schon ein paar Blätter fehlten, die Tücher ab.

„Du kokettierst immer noch mit deinem Tod", grollte Tante Settchen, „und du hast dich doch nach deinen eigenen Prophezeiungen schon mindestens viermal überlebt."

„Da du von mir doch nichts erbst, liebes Settchen, kann dir's gleichgültig sein." Adam stieg mit den Tüchern vom

Stuhl, als ob er in den Neuschnee von der Zugspitze niedergleite. „Übrigens bin ich vorgestern von einer Versteigerung von Dresden gekommen und habe die ganze Zeit in meinen Neuerwerbungen — im wesentlichen Zauberbüchern aus dem sechzehnten Jahrhundert — gelesen. Wie ich ein einziges Mal aus dem Coupéfenster sah — es war hinter Luckenwalde —, was sehe ich da auf einem Riesenschild geschrieben an einem alten Haus? ‚Großes Lager in fertigen Särgen.' So was mehrt die Lebensfreude, was?"

„Nu was — du wirst doch deinen Sarg nicht ausgerechnet aus Luckenwalde beziehen?"

„Ich lasse mich verbrennen — und das — wenn die Schweinerei mit dem Nikolaus kommen sollte —, lieber heute wie morgen."

„Wenn ich nicht sehr irre, redet der Onkel Adam wieder von seinem Leistenbruch oder von seinem Tode", sagte die im eleganten englischen Tuchkleid eintretende Dorothea mit ihrer tiefen Altstimme, die immer etwas Priesterliches hatte.

„Von beidem", bestätigte Settchen trocken, indem sie etwas förmlich grüßend mit dem Sturmhut nickte.

Dorothea war in Wirklichkeit nicht Onkel Adams „Nichte", sondern eine Base. Die war die älteste Schwester des Amerikaners Nikolaus, die Tochter Ulrich Sennelaubs, der, seit einem Menschenalter verstorben, mit Martha Böcking verheiratet gewesen war. Die hatte ihn als Witwe vierzehn Jahre überlebt. Er war der Begründer des großen Exportgeschäftes für Ostasienwaren gewesen. Zusammen mit seinem tüchtigen Bruder Theodor, der fünf Jahre nach ihm aus der Welt gegangen war und nun auch schon seit fünfundzwanzig Jahren von seinen

neun großen Reisen nach Indien, Japan und China, von drei Seestürmen, einem Taifun und einem Überfall durch chinesische Piraten, der ihn seine sämtlichen Koffer und ein halbes Ohr gekostet hatte, auf dem schönen Frankfurter Friedhof ausruhte. Nach dessen Heimgang hatte nach Übereinkunft der Familie Bernhard Sennelaub das Geschäft übernommen. Er hatte seinen um ein Jahr älteren Bruder Adam, der sich eine Buchhandlung kaufte und sie durch Antiquariat und Autographenhandel günstig erweiterte, voll ausgezahlt. Und da Ulrichs älteste Tochter Dorothea die Anteile ihrer jüngeren, mit einem Doktor Schöffer verheirateten Schwester Isolde übernommen hatte, und da der Bruder Nikolaus da drüben nichts von sich hören ließ und nicht zu erreichen war, so hatte sich Bernhard geschäftlich nur mit Dorothea auseinanderzusetzen.

Diese seine Base Dorothea war einmal ein hübsches, ein wirklich bildhübsches Kind gewesen. Das war nun freilich lange her. Heute sah man's der beinahe siebzigjährigen knochigen Dame kaum mehr an; und daraus erklärte sich vielleicht die Tatsache, daß sie ihren Freunden und Bekannten von Zeit zu Zeit gern ihre Kinderbilder zeigte, die — obschon aus den Anfängen der photographischen Kunst stammend und in den damals üblichen Posen ein bißchen süßlich und albern — wirklich ein reizendes Mädelchen zeigten. Ein echt deutsches Kind mit zwei langen blonden Zöpfen, später mit einer hochgelegten Haarkrone und zuletzt in einem duftigen Konfirmationskleid mit Rosenstrauch und Gesangbuch in der Hand. Aber da sie ein so scharmantes Mädel war und das Geschäft des Vaters glänzend ging, so daß in der Kaufmannsstadt Frankfurt die nicht leicht zu

erobernde gute Gesellschaft sie aufnahm, wollten die stolzen Eltern Sennelaub ein bißchen hoch hinaus mit ihrer schönen Tochter. Als Dorothea so Ende der siebziger Jahre ins heiratsfähige Alter kam und von den Kotillons der Hausbälle in besten Bürgerhäusern Hände voll „Sträußchen" nach Hause brachte, ließen die Eltern einen Freier nach dem anderen höflich abblitzen. Sie warteten mit lächelnder Zuversicht — eines das andere im Glauben bestärkend — auf die ganz große Chance. Ein Bankbeamter — ein preußischer Oberleutnant — das Jahr 1866 war noch nicht ganz in den alten Frankfurter Familien überwunden und vergessen! —, ein Arzt aus Offenbach — Offenbach war nicht Frankfurt —, ein junger Maler aus Berlin, der, talentvoll, aber noch unbekannt, als Meisterschüler von Klimsch und Kirchbach drüben überm Main in Sachsenhausen im Städelschen Museum heilige Legenden malte, wurden dankend abgelehnt. Ein am hessischen Hof — allerdings, wie sich nachher herausstellte, „irrtümlich" — verkehrender ungarischer Baron hatte eine Zeitlang gute Chancen. Bis er, zu früh und unvorsichtig, die Sicherheit seiner Position überschätzend, den alten Prokuristen der Firma Sennelaub um tausend Mark anpumpte. Worauf der nicht geizige, aber vorsichtige Vater Ulrich die Herzlichkeit der Beziehungen rasch erkalten ließ. Dorothea hatte eine stolze Freude gehabt an der Art, wie sie sich umworben sah. Aber sie war nicht besonders temperamentvoll und nebenbei fest überzeugt, daß sie zu jeder Zeit, wenn sie's wünsche, noch eine Bankiersgattin, eine Kommerzienrätin oder Baronin werden könne. Aber ihre und der Eltern Rechnung — die nie besprochen, aber allen als gut und sicher galt — erwies sich leider als falsch. Mitte der Zwan-

zig bekamen die Züge des schönen Mädchens eine merkwürdige Schärfe. Sie magerten ab, und es zeigten sich Nervositäten. Eine neue frische Jugend war in der Stadt herangeblüht, und als sich Dorothea, etwas spät für ihre Jahre, die Kunstfertigkeit des damals ziemlich neuen Tennisspiels im Palmengarten bei einem englischen Trainer in frühen Morgenstunden aneignen wollte, geschah das Seltsame. Die bis dahin Kühle verliebte sich plötzlich in diesen gutgebauten und elegant spielenden, gänzlich ungeistigen Jüngling. Die Eltern, die mit Schrecken die spät entfachten Flammen des alternden Mädchens nach durchaus unerwünschter Seite züngeln sahen, gaben sie, rasch entschlossen, zur seelischen Ablenkung dem Onkel Theodor auf die siebente seiner neun großen Geschäftsreisen nach Japan mit. Hübsch ausgestattet, begierig, neue Welten zu sehen, fuhr Dorothea auf einem der großen Ostasienfahrer in sehr distinguierter Gesellschaft von Bremen über Lissabon, Gibraltar, Neapel, Suez nach Jokohama. Obschon zunächst Nordsee und Mittelmeer sich freundlich zeigten, war Dorothea doch schon im Golf von Biskaya, später bei den Balearen und auf der Fahrt von Malta nach Alexandrien dreimal schrecklich seekrank geworden. Dann aber wuchs sich diese Fahrt zu der stürmischsten aller Ostasienfahrten, die Onkel Theodor je unternommen hatte, aus. Zu einer Fahrt, die in der chinesischen Ostsee die beiden im Taifun fast in die Tiefe befördert hätte. Dorothea war in dem schrecklich schaukelnden Schiff auf der Treppe zu Fall gekommen, hatte sich die Vorderzähne eingeschlagen und die Lippe gespalten und kam nach vier Monaten zwar beladen mit den schönsten Kimonos und Seidentüchern, mit Holzschnitzereien und Bronzen, mit einem zahmen Affen und

ein paar schillernden bunten Vögeln, aber auch mit falschen Vorderzähnen, einer Lippennarbe und einem durch Angst und Strapazen in Tokio erworbenen Magenübel völlig zerstört nach Frankfurt zurück. So blieb sie begreiflicherweise in einer Stadt, in der es so viel frische weibliche Jugend gibt und in der längst eine neue Generation die Tanzsäle, Tennisplätze und Theaterlogen füllte, unvermählt. Sie lebte nach der Eltern Tod eine Zeitlang zurückgezogen. Dann warf sie sich mit einer fast wütenden Begeisterung auf die Wohltätigkeit. Bald spielte sie durch ihren Namen, ihre Mittel, ihren Eifer und ihre oft originellen, manchmal ein bißchen bizarren Ideen im „Nationalen Frauenverein", im „Suppenverein", in der „Gesellschaft gegen die Verrohung der Jugend" eine nicht unbedeutende, ja eine führende Rolle. In letzter Zeit hatte sie durch eine Spanierin, die zum Studium der deutschen Wohltätigkeitseinrichtungen aus Barcelona herübergekommen war und bei dem vielfachen Vorstandsmitglied Dorothea Sennelaub in der Ulmenstraße als wohl aufgenommener Gast wohnte, die Billigkeit, Bekömmlichkeit und Zubereitung verschiedener Schneckengerichte kennengelernt. Alsbald setzte sie sich mit dem ganzen schönen Eifer, dessen sie in ihren hohen Jahren noch fähig war, für diese von Spanien übernommene Ernährungsweise in armen Familien ein. Wobei sie allerdings auf viel unvernünftige und oft auch recht grobe Widerstände stieß. Sie hatte sich drüben in Sachsenhausen ein Laubengrundstück gekauft, in dem sie einen im Krieg verschütteten und ertaubten früheren Gärtner, namens Winkler, umsonst wohnen ließ, der ihr auf einem Teil des Geländes all das, was sie für ihre spanischen Schneckengerichte brauchte — das war neben

Salz, Pfeffer und Lorbeer, was sie kaufte, im wesentlichen Thymian, Majoran, Zwiebeln und Knoblauch — pflanzen und betreuen mußte. Ein anderer Teil des Geländes war ganz für die Schneckenzucht eingerichtet. Sie hatte sich dafür von einem Professor der Frankfurter Universität einen Sachverständigen empfehlen lassen, einen Schneckenbauer aus der Steiermark, der ihr für Tausende von Weinbergsschnecken diesen durch Draht abgezäunten Garten mit Gebüsch von Brombeer, Ahorn, Haselnuß, mit Steinen, Gräsern, liegenden Baumstämmen und kleinen Erdlöchern für die Eierablage ausbaute.

In der Familie waren diese Schneckengerichte, welche die gute Dorothea, um Ungläubige zu überzeugen, unter harmlosen Namen in gut bürgerliche Menüs einzuschmuggeln liebte, verhaßt und gefürchtet. Und speziell die Onkel — eigentlich Vettern — Adam und Bernhard kamen nur zu ihr zu Tisch, wenn sie vorher einen feierlichen Eid ablegte, daß Schnecken in keiner Form in die vorgesetzten Speisen eingeschmuggelt würden.

Heute war die ehemals so schöne Dorothea — die man erst näher kennen und deren seelische Qualitäten man erst würdigen mußte, um ihre fingierte Jugendlichkeit zu ertragen — besonders aufgeregt. Einmal hatte die Nachricht, die sie zu der Familienberatung hierher führte, sie seelisch aufgerüttelt. Dann hatte ihr in einer von ihr besonders protegierten Kleinkinderbewahranstalt in der Bleidenstraße der dort besoldete Arzt, der für seine selbst das Frankfurter Maß übersteigende Derbheit bekannt war, eine üble Szene gemacht. Es hatten sich von den siebenundvierzig Kindern, die da verpflegt wurden, in der letzten Nacht einundzwanzig heftig erbrochen und ein Teil des

Personals hatte im Hinblick auf die dadurch verursachte Peinlichkeit der Nachtarbeit wesentliche Lohnerhöhung verlangt. Und außerdem hatte ihr ein armer Teufel von Photograph, den sie zu unterstützen gedachte, in der Trunkenheit — er war ein guter Mensch und kein schlechter Fachmann, aber leider Quartalssäufer —, hatte ihr just die Platte zerbrochen, auf der sie fünfjährig und besonders reizvoll — mit einer Puppe im Hessen-Kostüm spielend — dargestellt war. Je einen Abdruck dieses hübschen Kinderbildes hatte sie — geschickt retuschiert und vergrößert — den verschiedenen Kinderheimstätten fürs Eßzimmer oder für den Speisesaal gerahmt zum Geschenk machen wollen. Und nun trug sie in ihrer Krokodilledertasche neben der dringenden Ladung Adams zur Familienbesprechung und dem groben Brief des Kinderarztes Doktor Drummler, der ihr und ihren Schnecken in Knoblauchsauce die Magenverstimmung der einundzwanzig Kinder und die Kündigung von fünf Pflegeschwestern zur Last legte, die Scherben der photographischen Platte. Diese aber hatte den Ruhm ihrer Kindheit in den Pflegestätten einer neuen Generation verbreiten und erhalten sollen, wo man ihr heute, das hatten ihr unfreundliche Indiskretionen zugetragen, den Spitznamen „die alte Schleiereule" verliehen hatte.

Dorothea hatte jetzt gerade die bereits anwesenden Familienmitglieder, ihre Vettern Adam und Bernhard und Tante Settchen, die trotz des Tantetitels jünger war als sie selbst, mit jener von vielen Vereinsempfängen zur Gewohnheit gewordenen Feierlichkeit begrüßt, als Frau Christine mit einem altmodischen Knicks, auf den sie sehr stolz war, Isolde Schöffer und Justine Sennelaub einließ.

Die beiden Damen hatten sich unterwegs in der Taunus-

anlage getroffen und sofort begriffen, daß sie demselben Ziele zustrebten. Auf ihrem gemeinsamen Weg hatten sie lebhaft ihre Ansicht ausgetauscht über die merkwürdige Ladung Adams, die im geschlossenen Kuvert an alle Geladenen denselben Wortlaut gebracht hatte: „Ich habe aus Berlin die sichere Nachricht erhalten, daß das seit vierzig Jahren in Amerika verschollene Mitglied unserer Familie, Nikolaus Sennelaub, sich zur Zeit in Europa aufhält. Nachdem er in Berlin sein Auto verkauft hat, ist er — nach meinen Informationen — nach Homburg vor der Höhe und somit höchstwahrscheinlich nach Frankfurt unterwegs. Damit die Familie schleunigst zu dieser Tatsache Stellung nehmen und sich über den eventuellen Empfang einigen kann, bitte ich dich, morgen um vier Uhr zu einer Besprechung in meiner Wohnung im Zimmerweg dich einzufinden."

Die Behausung ihres eigenen Vaters zu erreichen, hatte die unverehelichte Justine noch im vorigen Monat leichter gehabt. Denn sie war erst vor drei Wochen aus der Wohnung ausgezogen, weil sie sich mit den Brüdern Cornelius und Amadeus nicht mehr recht vertrug. Cornelius, der um zwölf Jahre jüngere Dr. phil., hatte den Lehrerberuf an den Nagel gehängt, um sich ganz der Bildhauerei zu widmen, die ihm lieber gewesen war als das nur auf den eigensinnigen Wunsch des Vaters geübte neuphilologische Studium. Das heißt, er hatte wenigstens die Stellung des Ordinarius der Quarta im Goethe-Gymnasium aufgegeben und damit auf den nächstens fälligen Titel Studienrat und die Aussicht der Pension verzichtet. Aber da die Bildhauerei vorerst noch nichts einbrachte, das einzige bescheidene Grabmal — für sein früheres Kindermädchen

— wohl nie bezahlt wurde und er sonst bis jetzt nur Freunde porträtiert hatte — so mußte er sich und seine künstlerischen Bestrebungen und Arbeiten zunächst durch Privatstunden erhalten, die ihm seine früheren Kollegen aus der Zahl ihrer minder begabten Schüler von begüterten Eltern gerade knapp auskömmlich zugewiesen. Als munterer, liebenswürdiger Mensch spielte er bald im „Kunstverein", besonders bei dessen kleinen Festen, als Arrangeur und Conférencier eine gewisse Rolle. Gerade als Maler aber war er mit seiner Schwester Justine, deren Charakter und Lebensmut er sonst schätzte, durchaus nicht einverstanden.

Justine hatte leider durch eine von den Ärzten verschieden benannte und von keinem geheilte Kopfkrankheit plötzlich so viel Haare verloren, daß ihr Schädel, wie listig sie ihn auch frisierte, von hinten den Eindruck eines alten Kirchenfürsten machte, während sie ihren nicht häßlichen Gesichtszügen durch geschickte Nachhilfe noch eine gewisse weibliche Jugendlichkeit zu verleihen wußte. Da hatte sie sich, kurz entschlossen, vor zwei Jahren vier verschiedene Perücken machen lassen. Alle genau in derselben Haarfarbe natürlich, aber eine jede für eine andere Gelegenheit zugerüstet. So hatte sie eine schlicht aufgesteckte „Morgenfrisur" für Frühstück und häusliche Arbeiten, eine zweite, strenger frisierte Perücke für Mittagstisch und Nachmittagskaffee, eine dritte, flacher gearbeitete Perücke, die unter die von ihr bevorzugte Form der Bergèrehüte paßte, und endlich eine vierte Perücke mit samtenem Stirnband und griechischen Löckchen, die sie nur bei großen festlichen Gelegenheiten aufstülpte. Obschon sie nun eigentlich überzeugt sein konnte, daß alle ihre Bekannten — von

den Verwandten gar nicht zu reden — um die Herkunft dieser Perücken durch den Coiffeur auf dem Goethe-Platz wußten, und obschon ihr der Spiegel sagen mußte, daß mindestens drei von den vier bedeutsamen Kunstbauten nur sehr naive Beschauer täuschen konnten, hielt sie an der Fiktion der für jede Gelegenheit besonders aufgesteckten eigenen Haare fest. Cornelius fand das albern und vom künstlerischen Standpunkt unerträglich. Und wenn er es dem alten Mädchen schon verzieh, daß sie immer noch bei der leisesten Anregung der Gesellschaft Lieder zu der stets mitgeführten Laute sang — am liebsten recht lange und neckische Lieder, wie zum Beispiel die „Vogelhochzeit" —, so fand er das tägliche Spiel mit den vier Perücken einfach albern. Und das sagte er ihr auch.

Wesentlich unfreundlicher und ruppiger noch benahm sich in der Angelegenheit ihr jüngster Bruder Amadeus. Der hatte nicht ohne Mühe im zweiten Anlauf den Referendar gebaut, hatte dann aber sofort seiner Neigung zur Bühne oder eigentlich seiner Vorliebe für hübsche Schauspielerinnen nachgegeben und war zu Vater Adams beträchtlichem Ärger seit einigen Monaten in der Theaterschule der Gina Gerno fast täglicher Gast. Wobei er immer mit dem Gedanken spielte, sich vielleicht noch selbst zum jugendlichen Liebhaber oder Helden ausbilden zu lassen. Vorerst bezahlte er noch das Studium des seiner Ansicht nach erstaunlich talentvollen Puppchens und gab mit Vorliebe, wenn sie probte, die Stichworte oder soufflierte bei den Ensembleſtunden, die Gina Gerno, die einst im Schauspielhaus vielbewunderte Madame sans Gêne, mit lässiger Anmut aus einem alten Empiresessel leitete. Puppchen aber, das von dummem Stolz auf seine zwar gefärbten,

aber wirklich reichen Haare erfüllt war, ulkte mit Amadeus mit Vorliebe über die wechselnden Haararrangements seiner Schwester. Und Amadeus, der zwar ein Stutzer war und sich für einen vollendeten Kavalier in jeder Beziehung hielt, aber in Wahrheit wenig seelische Zartheit im Umgang mit Bruder und Schwester verschwendete, machte nicht nur zynische Wortwitze über die Perücken der armen Justine. Wenn er gut gelaunt war, betrat er, wenn er die Schwester abwesend wußte, besonders gern ihre jungfräuliche Kemenate, und da der Schlüssel zu seinem Schreibtisch zufällig zu dem Schrank paßte, in dem sie oben ihre gerade dienstfreien Perücken auf hohen Stöcken aufbewahrte, so vergnügte er sich damit, diese Lockengebilde mit bunten Federchen, abgebrannten Zündhölzern, welken Blumen oder gar Knallbonbons zu schmücken und dann den geheimnisvollen Schrank wieder abzuschließen. Dieses sein pietätloses Benehmen hatte Justine schon lange mit dem Gedanken spielen lassen, sich in einer eigenen kleinen Wohnung selbständig zu machen. Als sie sich aber eines Tages durch die Post — natürlich, wie sie sofort wußte, durch die Vermittlung des Bruders Amadeus — auf das „Verbandsorgan der Perückenmacher" abonniert fand, war sie wutentbrannt wirklich ausgezogen. Vor drei Wochen.

Heute betrat sie zum erstenmal wieder die alte Wohnung, von der Mitteilung des Vaters aufgeschreckt. Freudig aufgeschreckt! Denn die Erscheinung des „Onkels" Nikolaus, der eigentlich der Vetter ihres Vaters war, figurierte durchaus sympathisch unter ihren frühesten Kindheitserinnerungen. Nikolaus hatte ihr — dieses wußte sie allerdings nur aus Erzählungen — als damals Zwanzigjähriger das erste Rasselchen in die Wiege gelegt, das ihre

früheste Kindheit ergötzte. Dann hatte er bis zu seiner rätselhaften Flucht oft und gern mit ihr auf dem großen türkischen Teppich gespielt und gebaut. Auch kleine Makrönchen in silbernen Tütchen brachte er ihr häufig aus der nahen Konditorei Hahner mit, und Justine konnte heute noch nie an dieser Konditorei vorübergehen und hinter der Erkerscheibe in dem hohen runden Glase diese knopfgroßen Makrönchen gehäuft sehen, ohne an den hübschen und eleganten jungen Mann zu denken, den sie „Onkel" genannt hatte und der ganz plötzlich eines Tages übers große Wasser fuhr, weil er ... Ja, warum eigentlich? Der Fall wurde in der Familie wie eine unausgesprochene Schmach behandelt und nach Möglichkeit vor den Kindern vertuscht. Aus zufällig aufgefangenen Worten und Andeutungen aber wurde Justine nur so viel bekannt, daß der temperamentvolle „Onkel Nikolaus" irgendeine hohe Fürstlichkeit geohrfeigt oder meuchlings an den Ohren gezogen hatte. Auch sickerte durch, daß in dieser peinlichen Angelegenheit eine Frau — sie vermutete später, daß es eine besonders schöne Frau gewesen sei — eine wichtige Rolle gespielt haben mußte ...

Nachdem jetzt die allgemeine Begrüßung in den Formen stattgefunden, die in guten Familien in Fällen einer im Resultat noch nicht sicheren Beratung üblich sind, äußerte Bernhard etwas ungeduldig: „Auf wen warten wir eigentlich noch? Das sogenannte akademische Viertel ist bereits herum."

„Es fehlen noch Cornelius und Amadeus", sagte Adam und zog die doppeltgedeckelte Uhr des Großvaters aus der Westentasche und ließ sie hellen Klangs repetieren. Womit er einst die Kinder, als sie klein waren, aufs höchste

ergötzt und die Brüllenden beruhigt hatte. Heute übte er es noch, wenn er nervös wurde. Im Stadttheater hatte diese Spielerei erst kürzlich einen entrüsteten Mitabonnenten seiner Loge zum Aufgeben des Abonnements veranlaßt, da der Betreffende, wenn Marc Anton an Cäsars Leiche klagte, oder Antigone ihren Bruder begrub, keine Uhr aus dem achtzehnten Jahrhundert schlagen hören wollte.

„Deine Söhne, die beiden Akademiker, fehlen noch", konstatierte Dorothea nicht ohne Vorwurf.

Justine aber, die im Hinblick auf ihre Perücke unterm Bergèrehut, den der Wind etwas verschoben hatte, die Abwesenheit der beiden Brüder weniger schmerzlich empfand, sagte entschuldigend: „Cornelius hat mir doch telephoniert. Er läßt sich entschuldigen. Er hat heute abend auf dem Römerberg und beim ‚Festspiel' zu tun und muß jetzt dort sein."

„Und Amadeus, der Jüngste und immer Unzuverlässigste?"

„Ich weiß nicht, wer mir erzählt hat", warf Dorothea ein, „daß er gestern in Homburg gesehen wurde — natürlich mit einer sehr eleganten jungen Dame."

„Na, er wird ohne sehr elegante Dame irgendwo hingehen!" Bernhards Stimme war voller Ironie. „Dein vornehmer Amadeus nimmt seine Familie nie wichtiger als eine Zufallsbekanntschaft in der Elektrischen, mit der er von der Hauptwache nach Eschersheim fährt."

„Bernhard hat ausnahmsweise recht", nickte Tante Settchen, die aus ihrem Beutel umständlich eine Handarbeit hervorgezogen hatte, an der die Fleißige stets im Sitzen arbeitete. Weshalb sie in der Familie — obschon

sie auf keinen Odysseus wartete und der von ihr geschiedene Bernhard jetzt sogar anwesend war — scherzend „Penelope" genannt wurde. Diesmal war es wie gewöhnlich ein Puppenkleidchen, an dem sie mit besonders langen Nadeln häkelte. Es sah sich an, als ob sie ein gefährliches Spiel mit Lanzen triebe. Gleich nach ihrer Scheidung, die kurz nach Beginn des neuen Jahrhunderts schon erfolgt war, hatte sie, rasch entschlossen, eine sogenannte „Puppenklinik" aufgemacht. Darin reparierte sie Puppen, die Schaden genommen hatten, setzte neue Beine und Arme aus Holz oder Leder ein; verkaufte aber auch neue Puppen, von den ganz gewöhnlichen angefangen, die aus Thüringen kamen und einander ähnlich sahen wie ein hoffnungsloser Kretin dem andern, bis zu den lieblich individualisierten Kindergestalten der Käthe Kruse oder den bizarren Schöpfungen der Bianka Pagetta.

„Bitte, Bruder Adam", der Ton Bernhards wurde feierlich, als er das sagte, „laß uns endlich hören, was du uns Wichtiges zu sagen hast, und laß uns ohne Aufenthalt die notwendige Diskussion beginnen".

„Ja, ich wäre a u c h dafür, daß wir begännen", sagte Isolde sanft. Sie hatte, klein, breithüftig und rotblond, keine Ähnlichkeit mit ihrer Schwester Dorothea. Nie gehabt. Sie war im Kriegsjahr 1870 geboren und von den Eltern jubelnd begrüßt worden. Der Anlaß zum Jubeln erwies sich später als gering. Schwächlich und mit etwas verkrümmtem Rücken — sie hielt sich nicht gut, äußerten sich die Eltern — bekam sie elfjährig die Pocken und behielt nicht eben zahlreiche, aber ungünstig placierte Narben zurück. Der Schmuck eines Busens — vielleicht durch die schlechte Haltung behindert — war ihr nie verliehen.

Dafür war sie mild von Wesen und gütig von Gesinnung. Auch war sie kenntnisreich, besonders in Geschichte und Literatur, auch für Kunst und Theater interessiert. So hatte sie — während ihre schönere Schwester Dorothea nach stolzen Erwartungen unvermählt blieb — noch einen Gatten gefunden, den Hals- und Nasenspezialisten Dr. Peter Schöffer. Er hatte sie als Patientin von einer Nasenverengerung befreit und hatte sich bei dieser kleinen wohlgelungenen Operation richtig in sie verliebt. Amors Wege sind, man weiß es, seltsam. Sie führen über seelenvolle Augen, über eine klangreiche Stimme, über wohlgeformte Arme, ja sogar über eine Nasenverengerung. Man soll darüber nicht urteilen. Es war eine glückliche Ehe. Der Gatte übersah die kleinen körperlichen Defekte seiner Ehefrau und hielt sich an ihre seelischen Qualitäten. Die Gattin überhörte, daß er ein wenig stotterte und erfreute sich an seiner Gutmütigkeit, seinem Wissen, der guten Praxis. Die verdankte er im wesentlichen dem Umstand, daß er in Wort und Schrift fast jede Krankheit auf einen, wie er sich ausdrückte, „verpimpelten" — gemeint war: übertrieben verwöhnten — Hals zurückführte. Weshalb er alle seine weiblichen Patienten weit ausgeschnitten — auch im Winter — herumlaufen ließ. Was von vielen freudig begrüßt wurde und bei anderen, und gerade bei seiner Gattin, allerdings nicht mehr zu behebende Defekte enthüllte. Seine männlichen Patienten aber ließ er, auch wenn sie lange und dürre Hälse ihr eigen nannten, Kragen von siebenundvierzig bis fünfzig Zentimeter Halsweite tragen, die besonders nach seinen Verordnungen und nach Vorbild der Matrosentracht hergestellt wurden; und die alle von ihm Behandel-

ten, die aussahen wie die Kragengeier, sofort vom Normaltyp unterschieden ...

Zu der Familienberatung heute war er nicht erschienen, da sie erstens — wie er in einem von Isolde überreichten Briefchen an Adam höflich erklärte — erstens in seine Sprechstunde fiel, und da zweitens ein Zusammentreffen mit dem Vetter Amadeus zu erwarten war, dessen Schnodderigkeit mit der gehemmten Sprechweise des Dr. Schöffer öfter schon unangenehm zusammengestoßen war. Aber um so tapferer rückte Isolde ihren abwesenden Mann in den Vordergrund und ließ ihn gerne Ungewöhnliches denken und äußern. So auch jetzt, indem sie ihren Worten hinzufügte: „Mein Mann sagt auch immer: Wenn man sich zu besonderem Zwecke zusammenfindet, muß unbedingt erst die Sache erledigt werden, die den Grund des Zusammenseins abgab, ehe man anderes, Gleichgültiges oder Zufälliges, verhandelt. Also: lieber Onkel Adam, nochmals in diesem Sinne: du hast das Wort!"

„Tja — hm — ich hab' das Wort. — Also, was ich euch zu sagen habe ..." Adam suchte mit langen Spinnenfingern in seinen geräumigen Taschen herum und wurde nervös. „Zunächst: ich habe da — habe da einen Brief bekommen —" Der Buch- und Autographenhändler zückte ein Portefeuille, das im Umfang jedem gewissenhaften Wachtmeister der Vorkriegszeit genügt hätte. — „Hier diesen Brief — nein, das ist der falsche — das heißt — übrigens sehr interessant. Ein Brief der Bettina von Arnim, den ich gestern gekauft habe — wirklich merkwürdig — Goethe kommt darin vor — sie behandelt darin eine geschäftliche Differenz mit einem Herrn Lewysohn ..."

„Bitte, Papa", Justines Stimme hörte man die Un-

ruhe an. Sie kannte die Ausführlichkeit, zu der ein Brief der Bettina oder ähnliches den Vater bewegen konnte. „Bitte, wir wollen doch jetzt von Nikolaus Sennelaub hören und nicht von der Bettina von Arnim."

„Natürlich, recht hast du, Kind!" Adam suchte weiter. „Aha, hier, das wird er sein." Er entfaltete ein Blatt und sagte dann leicht entschuldigend und doch mit einem Unterton von Stolz: „Nein, das hier ist ein Brief des Herzogs von Wellington, ehe er — nach dem Sieg bei Salamanka — auf Madrid marschierte, aus dem König Josef Bonaparte schon geflohen war."

„Herrgott", Bernhard wurde ärgerlich. „Ich laufe von meinem Geschäft in der wichtigsten Mittagsstunde weg, lasse einen reichen China-Sammler aus Blankenese warten, der mir von Kadzimura eingefangen und bestellt ist — und du liest uns wahrhaftig hier Briefe vom Herzog von Wellington an Bettina von Arnim vor!"

„Das wäre sehr interessant — wenn es solche Briefe gäbe! Rarissimum!" So sprechend hatte Adam mit leuchtenden Augen den Brief aus Berlin, den er suchte, und der zweifellos im Augenblick für die Familie Sennelaub wichtiger war, in der geräumigen Mappe gefunden. „Hallo, hier ist er", triumphierte er. „Also, da schreibt mir ein Herr Pachnicke — aus Berlin W 68 — sehr gutes Papier übrigens — ausgezeichnete Maschine — offenbar frisches Farbband — der läßt mir durch die Sekretärin schreiben — übrigens famos, ein tüchtiges Mädchen, lieber Gott, wenn ich an meine denke, die immer statt des ‚f' ein ‚x' greift und bei jeder Zeile ein Fragezeichen macht..."

Jetzt riß der Tante Settchen die Geduld, sie legte den

blauen Jupon für die Thüringer Puppe hin, stand auf, nahm rasch dem Ex-Schwager das Papier aus der Hand, reichte es dem Ex-Gemahl Bernhard und sagte kurz, aber resolut: „Lies du, Bernhard! Sonst teilt er uns noch seine Meinungen über Tugenden und Mentalität der Sekretärin des Herrn Pachnicke — Berlin W 68 — mit, anstatt daß wir über den Vetter Nikolaus das Notwendige erfahren."

Und Bernhard las schon: „‚Sehr geehrter Herr Sennelaub! Von einem Herrn Ihres wohl nicht häufigen Namens — in Berlin gibt's ihn gar nicht —'"

„Auch ein Umstandspeter", bemerkte Tante Settchen mißbilligend und häkelte wieder.

„Pscht!" machte Dorothea, der die Nebengeräusche dieser Verlesung zu viel wurden.

„‚— habe ich hier —'" las Bernhard weiter.

„Wer hat —?" fragte Justine aufgeregt.

„Mein Gott, Herr Pachnicke, Berlin W 68 — du hast doch gehört", schalt Tante Settchen.

„‚— habe ich hier einen amerikanischen Wagen gekauft.'"

„Wer hat einen amerikanischen Wagen gekauft", forschte Justine, die, wenn sie aufgeregt war, sich nicht leicht orientierte.

„Herrgott! Der Berliner Herr. Von Nikolaus!! ... ‚Wollen Sie Ihrem Herrn Verwandten sagen'", las Bernhard weiter, „‚daß ich sehr zufrieden damit bin — und obschon der Kaufpreis nicht billig war — durchaus einsehe, daß ich das Geschäft mit einem Gentleman gemacht habe.'"

„Nu was — ein Sennelaub!" nickte Adam stolz, wäh-

rend er das Kuvert des Briefes des Lord Wellington suchte, in das er irrtümlich das Schreiben der Bettina von Arnim gesteckt hatte.

„‚In der Seitentasche des gekauften Wagens befand sich das diesem Briefe beiliegende Notizbuch. Neben manchem Unleserlichen enthält es einige Verse und Entwürfe von Gedichten ...‘“ „Was denn“, unterbrach sich Bernhard, „er dichtet immer noch, der Nikolaus? Das hat ihm Amerika noch nicht abgewöhnt?!“

„Lies weiter!“ befahl Tante Settchen und häkelte.

„‚... enthielt das Büchlein eine Reihe von Namen und Adressen aus Frankfurt. Darunter — am deutlichsten geschrieben — die werte Ihre. Woraus ich schließe, daß Mister Sennelaub und seine schöne schwarzlockige Tochter —‘“

„Tochter!“ Es war Dorothea, die das Wort halb erstaunt und halb enttäuscht hervorstieß.

„Schöne Tochter!“ ergänzte Tante Settchen kräftig unterstreichend, ohne von ihrer Häkelei aufzusehen.

„Sie wird das Sennelaubsche Profil haben“, nickte Adam befriedigt, obschon er eigentlich, da er eine starke Warze auf der Nase trug, am wenigsten stolz auf dieses Profil sein konnte. Aber er hatte endlich das Wellington-Kuvert gefunden.

„Das heißt“, merkte Justine an, „unser gutes Profil kommt doch eher von den Schwestern Böcking, die in ihrer Jugend geradezu Schönheiten gewesen sein müssen.“ Sie spielte damit auf die allen Anwesenden bekannte Tatsache an, daß ihr Großvater Theodor und ihr Großonkel Ulrich — beide Söhne des Taxius Sennelaub und Enkel jenes Nikolaus Sennelaub, nach dem der Amerikaner genannt

war, und der so in den Jahren 1790 bis 1815 Postillon von Thurn und Taxis gewesen war — zwei Schwestern geheiratet hatten. Ida und Martha Böcking, die, obschon fünf Jahre auseinander, sich so ähnlich gewesen waren und die Ähnlichkeit auch noch durch gleiche Haartracht und Gleichmäßigkeit der Kleidung unterstützt hatten. So daß sie in dem Frankfurt der siebziger bis neunziger Jahre, in die ihre Glanzzeit fiel, von allen Geschäftsleuten und allen Bekannten verwechselt werden konnten. Denn von dem Leberfleck, den Ida unter der linken Brustwarze trug, dem kleinen „Hexenmal", das er sehr geliebt, hatte nur Theodor Sennelaub, ihr 1905 gestorbener Gatte, etwas gewußt. Und daß Martha, die Jüngere, von einem Fall vom Kirschbaum in der Kindheit eine Narbe am linken Oberschenkel trug, dieses kleine Geheimnis hatte wiederum nur ihr Ehemann Ulrich gekannt und bereits 1900 mit ins Grab genommen.

„Aber wieso schwarzhaarig?" rätselte Dorothea. „Er wird doch da drüben keine Indianerin —"

„Lies weiter, Bernhard!" ordnete Tante Settchen an.

Und Bernhard las: „— daß Herr Sennelaub und seine schöne schwarzhaarige Tochter beabsichtigen, in dem deutschen Wagen, den er sich kaufen wollte, seine Frankfurter Verwandten und auch Sie, sehr geehrter Herr, zu besuchen. Ich erlaube mir deshalb, eben an Sie — eingeschrieben — das Notizbuch zu übersenden, damit Sie es, da es für den Verlierer einigen Wert haben dürfte — Herrn Sennelaub mit meinem respektvollen Gruß gefälligst zurückgeben wollen. Wofür ich im voraus meinen Dank sage. Hochachtungsvoll, Hermann Pachnicke, Berlin W 66.'"

„Wieso 66?“ Tante Settchen, die in allem, besonders aber in Zahlen, genau war, sprach es mit Erstaunen. „Ist Herr Pachnicke u m gezogen, während er schrieb? Oben am Brief stand doch W 68.“

„Die Ortsangabe unter der Unterschrift scheint ein Schreibfehler.“

„So nehme ich das über die Sekretärin Gesagte hiermit zurück als leichtfertige Äußerung“, sagte der immer korrekte Adam, und fügte hinzu: „Die Schreibmaschine ist überhaupt ein Blödsinn und der Ruin des Autographenhandels. Von Luther bis Paul Lindau — das ist die ganze Spanne der Möglichkeiten unseres Geschäfts.“

„Wieso gerade bis Paul Lindau —?“

„Das war nachweislich der erste Schriftsteller, der eine Schreibmaschine benutzte.“

„Ja, reden wir jetzt von Wellington und Bettina und Luther und Paul Lindau oder —?“ Ärgerlich fragte das Tante Settchen.

„Sie hat recht“, sagte Bernhard, „wir sind wieder auf dem Nebengleis.“

„Da bist d u meistens“, entschied Tante Settchen streng. „Hättest du das früher eingesehen, wären wir noch zusammen, und du wärst gesünder. Kadzimura hat mir erzählt, daß du über Magenschmerzen klagtest.“

„Ich habe Kadzimura nicht bei dir eingemietet, liebes Settchen, damit er dir von meinem Magenübel erzählt.“

„Aber es ist schön, daß er, als dein Gehilfe und Mitarbeiter, und ich, als deine durch deine Brutalität von dir geschiedene Frau, uns gelegentlich im Interesse für dein Wohlergehen zusammenfinden.“

„Herrgott, schwatzen wir jetzt Neckisches von Kadzi-

mura und Bernhards versetzten Blähungen oder reden wir erst von Nikolaus und seiner Heimkehr und seinem bevorstehenden Besuch?!"

Ein gewisser Triumph war aus Adams Zurechtweisung im Frageton herauszuhören. Er hatte sich doch geärgert, daß man ihm vorhin seine kleine Abschweifung zu Wellington und Bettina so übel vermerkt hatte.

„Richtig", sagte Dorothea, „wir sind hier, um über Nikolaus, meinen Bruder, zu reden. So sehr ich natürlich mich freue, den lang Vermißten wiederzusehen — hoffentlich gesund und noch rüstig, er ist schließlich auch schon sechzig Jahre —"

„Neun Jahre jünger als d u", nickte Tante Settchen.

„Den anderen ihre Jahre vorzuwerfen", sagte Dorothea scharf, „bleibt immer noch deine Lieblingsbeschäftigung im Wachen und im Schlafen."

„Nicht doch, im Schlafen s i n g t sie", konstatierte Onkel Bernhard, der diese Tatsache nicht nur aus den aufregenden Schriftsätzen des Scheidungsprozesses kannte.

„Wir müssen ihn freundlich und mit aller Herzlichkeit empfangen", sagte Justine, die nachdenklich vor sich hinsah. Sie gedachte, man sah es, des Rasselchens, das er einmal auf die von Tante Settchens kunstfertiger Hand mit Engeln bestickte Bettdecke ihrer Wiege gelegt hatte. Und indem sie so sprach, kam der Geschmack der kleinen runden Makrönchen aus der Konditorei Hahner erinnerungsvoll auf ihre von den vielen geschluckten Medikamenten verdorbene Zunge.

„Das ist selbstverständlich", sagte Bernhard, „dein Vetter Adam und ich haben in unserer Jugend durchaus freundschaftlich mit ihm gestanden. Obschon wir, was in

unseren Jahren damals etwas ausmachte, um vier, respektive Adam um fünf Jährchen älter waren als er."

„Und entsprechend reifer", fügte Adam überzeugt hinzu.

„Er hat noch sehr schön auf unserer Hochzeit gesprochen. Den Damentoast", nickte Tante Settchen. Und ihre Hände ruhten einen Augenblick auf dem Puppenjupon. Ihre immer noch hübschen blauen Augen schienen mit der Kraft, die der Wachtraum verleiht, durch Mauern und Jahrzehnte zu schauen. Und plötzlich sprach sie, der Anwesenden und der Situation völlig vergessend, mit guter, ja mit zärtlicher Betonung vor sich hin: „Doch das allerschönste Kettchen, — das ich heut aus Blumen winde, — leg' ich um die Stirn dem Settchen, — diesem hübschen blonden Kinde, — das der Hoffnung frommer Glaube, — den ich teile, wie's gebührt, — heut dem Stamm der Sennelaube — einverleibt und zugeführt."

Bernhard war ernst geworden. Er kannte die harmlos lustigen Verse, mit denen vor bald vierzig Jahren Nikolaus, ein hübscher Bursch mit tadellos sitzendem Frack, das Sektglas erhebend, seinen witzigen Trinkspruch auf die Damen geschlossen. An jenem fernen Frühlingstage, als e r, Bernhard, das Myrtensträußchen im Knopfloch, neben der alten Frau dort, die damals unter weißem Blütenkranz so jung und glücklich in die Welt schaute, als „Hochzeiter" und Mittelstück unter der hochgestimmten Familie gesessen.

„Das alles bringt uns in der Angelegenheit leider um keinen Schritt w e i t e r", sagte Adam ungeduldig. „Ich habe euch schließlich nicht hierher gebeten, um alte Gedichte aus dem Familienarchiv aufzusagen."

Tante Settchen, die das als einen Stich in ihre persön-

lichen Gefühle empfand, entgegnete scharf: „Wenn man eine Versammlung einberuft, muß man sie auch zu leiten wissen. Ich persönlich bin ja aus der Familie Sennelaub herausbefördert und hier nur noch gnädigst geduldet — aber da ich einmal geladen und dabei bin, muß ich zur Sache fragen: Ist das alles — ich meine der Brief des Herrn Pachulke oder wie er heißt —, was an Positivem vorliegt?"

„Nein", fiel Bernhard ein. Der Japaner hat mit Nikolaus in Homburg zu Abend gegessen. Nein, was sag' ich — eigentlich hat er mit dem Oberstleutnant von Lindebomm, der mir Stücke seiner Sammlung zum Kauf angeboten hat, telephoniert."

„Lieber Gott", sagte Dorothea, „das scheint mir doch noch etwas sehr Verschiedenes, ob ich mit einem Menschen soupiere oder mit einem ganz anderen telephoniere."

Adam nickte. „Ich finde auch, wenn wir uns in dieser Situation noch lange durch Konfusionen aufhalten lassen, werden wir schließlich eine recht dämliche Rolle spielen, wenn der Vetter Nikolaus plötzlich — was jede Stund' sich ereignen kann — persönlich hier hereintritt und sagt: ‚How do you do?'"

„Und weil Papa hierin wie öfters recht hat", sagte Justine, die nervös die Fransen des Sessels, auf dem sie saß, zu kleinen Zöpfen flocht, „so scheint es mir das wichtigste, daß wir erst mal beraten und darüber einig sind, wie wir ihn empfangen."

„Dazu müssen wir", sagte Bernhard bedächtig, „erst einmal wissen, warum kommt er eigentlich plötzlich zurück? Nach beinahe vierzig Jahren, in denen er sowenig von sich hat hören lassen wie ein Bewohner des Sirius."

„Vielleicht hat ihn plötzlich die Sehnsucht nach dir erfaßt", äußerte Tante Settchen und häkelte heftig. Die Spitze ihrer Rede war nicht zu verkennen.

„Warum gerade nach mir?"

„Weil du das Geschäft weiterführst, das einmal sein Vater begründete mit seinem Onkel Theodor. Und weil er vielleicht in seinem Alter da drüben auf den gar nicht so fernliegenden Gedanken gekommen ist — nachdem auch in Amerika, wie ich immerzu lese, die Geschäfte schlecht gehen — auf den Gedanken: vielleicht könnte man in Europa — in Frankfurt..."

„Sein Geschäft soll schlecht gehen!" Bernhard lachte etwas gezwungen. „Er wohnt doch, hat Lindebomm telephoniert, in Homburg in ‚Ritters Parkhotel'. Das scheint mir — trotz der ermäßigten Preise überall — immerhin jetzt noch nicht der passende Aufenthalt für verarmte Amerikaner, die im Zwischendeck verwanzt herüberkommen, um ihren europäischen Verwandten zur Last zu fallen." Es war Bernhard, der das ohne Groll mit scharfer Logik äußerte.

„Sogar mit der schwarzlockigen Tochter wohnt er im Parkhotel", fügte Justine, die Ansicht des Vaters unterstützend, hinzu.

„Kadzimura, der sie noch gesehen hat im Speisesaal, sagt, die Tochter sei hellblond."

„Kadzimura, den ich auch sonst für geistig beschränkt halte, wird farbenblind sein", entschied Dorothea, die den Japaner überhaupt nicht übermäßig schätzte und ihm gern etwas anhängte.

„Unsinn", wehrte Bernhard, „ich werde mir doch keinen farbenblinden Vertreter für mein Geschäft aussuchen, das

im wesentlichen mit Seidenstoffen, Kimonos, Schals und ähnlichem handelt."

Vielleicht hat er zwei Töchter, der Onkel Nikolaus", vermutete Isolde scharfsinnig.

„Um Gottes willen", wehrte Dorothea. Als Beteiligte an dem ohnedies in letzter Zeit stilleren Geschäft des Vetters empfand sie die freudigen Gefühle des Wiedersehens mit dem verlorenen Bruder schon gemindert und belastet durch den aufsteigenden Verdacht, daß er Ansprüche an das väterliche Geschäft erheben und Abrechnung fordern könnte. Dieser Verdacht aber wurde verstärkt durch die plötzlich auftauchende Vermutung, daß er sogar mehrere unverheiratete Töchter haben könnte, die nach Versorgung verlangten.

„Der Oberstleutnant" — Bernhard merkte das zögernd an — „sprach am Telephon auch noch — es war übrigens eine unerhört schlechte Verständigung — sprach auch noch von einem Kathrinchen."

„Von wem — großer Gott!" Dorothea bebte, da war ja die gefürchtete Bescherung. „Das wird doch nicht eine dritte Tochter sein, das Kathrinchen?!"

„Woher soll ich das wissen?" Adam, den Dorothea bei ihrer Frage scharf angesehen, als ob er am Kinderreichtum des Nikolaus schuldig sei, zuckte ärgerlich die Achseln. „Die Zahl der Töchter ändert übrigens ebensowenig wie ihre eventuelle Haarfarbe etwas daran, daß wir den Nikolaus unbedingt mit verwandtschaftlicher Freude empfangen müssen. Er hat sich, das gebe ich zu — nachdem einmal der Schritt ohne unser Zutun getan war — nicht übermäßig verwandtschaftlich benommen."

„Erlaube mal", warf Tante Settchen ein, „ihr habt

alle, nach meiner Ansicht, seine Unbedachtsamkeit damals — den ‚unerhörten Skandal', wie ihr's übertrieben nanntet — im Grunde wart ihr damals alle blaß vor Angst vor dem Skandalblättchen, das euch mit Breittreten der Affäre schaden könnte — viel zu sehr aufgebauscht, viel zu tragisch genommen. Na, schön, der Nikolaus war befreundet mit einer — das sei zu seiner Rechtfertigung und seinem Ruhm gesagt, einer sehr hübschen und wahrhaftig nicht talentlosen — Künstlerin unserer Bühne. Wie weit diese Freundschaft ging? Hat jemand von euch lauschend hinter der Portiere gestanden oder auf dringendes Verlangen der Liebenden das Licht gehalten und ausgeblasen? Keiner! Also? Das Fräulein hatte — nicht ganz so schön — einen hochstehenden russischen Freund, der immer wieder zu großen Premieren, in denen sie — anmutig und scharmant — eine Hauptrolle spielte, ein bißchen herüberkam ..."

„Na, Tante Settchen — ein bißchen herüberkam?!" Isolde war gegen Übertreibungen. „Petersburg und Frankfurt liegen schließlich nicht ganz so nahe beieinander wie Kronberg und Idstein!"

„Ach was — für einen russischen Großfürsten hat's schon damals keine Entfernungen gegeben."

„Fängt damit an", stellte Bernhard richtig, „daß er gar kein Großfürst war, sondern bloß Fürst. Ein Fürst aus dem Kaukasus."

„Na schön, aber Geld hatte er wie ein Großfürst", beharrte Tante Settchen. „Und wenn er kam, hat er schon zum Frühstück — nach reichlichen Wodkaspenden — das halbe Theater unter französischen Schaumwein gesetzt. So daß die Darsteller — wenn sie am Abend von den

Theaterdienern zusammengesucht wurden — der eine daheim auf dem Kanapee, ein anderer im Café — nicht wußten, ob sie die ‚Iphigenie' oder die ‚Pension Schöller' spielten."

„Dieses Sektfrühstück war ja gerade Nikolaus' Unglück." Justine wußte selbst nicht woher es kam, aber sie fühlte sich auf einmal bestimmt und bestellt als des Abwesenden Verteidiger.

„Die turbulente Sardou-Aufführung damals am Abend und — kurz vorher hatte er sich übrigens den kecken Ulk mit den alten Römersärgen geleistet ..."

„Nein, bitte", Bernhard schnitt ihr das Wort ab, „verquicke doch nicht die Affäre mit den Römersärgen — was, nebenbei bemerkt, ein wirklich guter Witz war, mit dem er die Neugier der Frankfurter und die Leichtgläubigkeit der Polizei geschickt verulkte — mit dem Theaterskandal damals."

„Aber daß er dem Großfürsten, also meinetwegen bloß dem Fürsten aus dem Kaukasus Ohrfeigen anbot" — Dorothea entrüstete sich in der Erinnerung, und die Anklage steigernd fügte sie hinzu —, „auch noch im ‚Falstaff', in einem Lokal, das nur die beste Frankfurter Gesellschaft —"

„Also, was denn! — Er konnte den russischen Fürsten doch nicht extra nach Sachsenhausen in eine Appelweinkneipe einladen, um ihm d o r t die Ohrfeige anzubieten!"

„Vielleicht, Kinder, vielleicht —" Dorothea war plötzlich aufgesprungen, als ob sie eine Erleuchtung hätte. Die Seherin von Prévorst mag solche Augen gemacht haben, als sie zu Justinus Kerner sprach.

„Nun, was denn: vielleicht ...?"

„Vielleicht hat er da drüben in Mexiko —"

„Herrgott, Philadelphia liegt doch nicht in Mexiko!" Adams Nervosität explodierte. „Die ganze Geschichte ist wirklich schon verquatscht genug, nun schmeiße sie gefälligst nicht noch geographisch durcheinander!"

„Aber das ist doch ganz egal, wo er herkommt", glättete Tante Settchen die Erregung, „Amerika ist Amerika. Laß sie doch ausreden! Bitte, Dorothea, was meinst du?"

„Vielleicht hat er da drüben erfahren, daß die Gina Gerno noch am Leben ist — und daß sie noch leidlich aussieht."

„Der Fürst lebt ja auch noch —", warf Isolde ein, „mein Mann hat ihn ja neulich noch auf der Post gesehen."

„Aber wie lebt er! Ist das ein Leben?" Dorothea schien ihm auch begegnet zu sein, „und außerdem bei seinem Alter!"

„Laß die abwegigen Anzüglichkeiten", wehrte der heftig gestikulierende Adam, der nicht gern Anspielungen auf die minder köstlichen Jahre hörte, in die er selbst schon widerwillig eingerückt war. „Was soll denn Nikolaus da drüben von Gina Gerno gehört haben?"

„Daß sie noch lebt und daß sie der Fürst nicht geheiratet hat."

„Und vielleicht hat Nikolaus — alles wird doch schließlich heutzutage photographiert — hat er ein Bild von ihr gesehen. Auf dem sie noch ganz leidlich aussieht. Als Leiterin ihrer Schule."

„Wenn sie sich von ihrer Jungfer zurechtmachen läßt."

„Und vielleicht", Bernhard, der die geschäftlichen Kon-

sequenzen nicht vergaß, verfolgte diesen Gedanken nicht ungern weiter, „vielleicht ist es diese Nachricht und dieses Bild, die ihn — während wir uns hier als die von ihm Gesuchten betrachten — plötzlich mit der Sehnsucht erfüllt hat ..."

„Ich habe mal", sagte Justine und schloß, wie in süßer Erinnerung, die Augen, „habe mal einen schönen Roman gelesen, in dem ein Fünfundsiebzigjähriger, ein Millionär und Schloßbesitzer, die herrlich erblühte, arme Tochter seiner Jugendliebe, die ihrer toten Mutter sehr ähnlich sieht und die ihm plötzlich begegnet, zu seinem ehelichen Weibe machte."

„Herrgott, werd' nicht so schrecklich pathetisch, Justine, ‚zu seinem ehelichen Weibe machte' — wer redet so und wo passiert so was! In dem Alter ist das für i h n ein Quatsch und für s i e eine Pleite", sagte Tante Settchen in hörbarem Grimme. „Das käme mir so vor, als wenn Bernhard jetzt, vierzig Jahre nach unserer Heirat, zweiunddreißig Jahre nach unserer Scheidung, plötzlich mit einem Myrtensträußchen bei mir im Kettenhofweg erschiene und —"

„Und außerdem hat er doch drei Kinder."

„W e r hat drei Kinder —? Der Nöckergreis aus deinem dämlichen Roman?"

„Aber nein, der Amerikaner, Nikolaus, hat doch offenbar drei Töchter. Die schwarzhaarige Indianerin, von der W 68 in seinem Brief faselt, die blonde Miß, die Kadzimura gesehen hat, und die andere — das Kathrinchen, von dem der Oberstleutnant telephoniert, der doch selbst mal in Amerika gewesen ist —"

„Ach was — in China war er!"

„Oder da", gab sich Justine zufrieden.

„Die Hauptsache bleibt doch, für uns wenigstens" — das war Adams laut vorgetragene Ansicht —, „ob er jetzt Witwer ist oder noch Ehemann oder überhaupt nicht verheiratet".

„Überhaupt nicht verheiratet —?" In Tante Settchens Frage mischte sich Verblüffung und Entrüstung.

Das Wort „Witwer" aber, das ihr Vater, Adam Sennelaub, so leicht und ohne besondere Absicht in die Debatte geworfen, traf Justine merkwürdig. Das Blut schoß dem guten, alten Mädchen plötzlich nach dem Herzen. Ein noch nie gedachter Gedanke kam ihr, der sie plötzlich anfiel, gefangennahm, einschnürte, daß ihr der Atem verging. Wenn dieser reiche Vetter im zweiten Glied, der ihr, als sie ein zartes Baby war, die kleine Klapper — das „Rasselchen", wie man in Frankfurt sagte — auf die engelbestickte Wagendecke gelegt, der mit ihr auf dem Smyrnateppich gespielt und mit bunten Klötzern gebaut hatte, wenn der jetzt als Millionär heimkam — und an alte Erinnerungen anknüpfte. — Mein Gott, sie war doch schließlich erst vierzig Jahre alt und noch leidlich jung — vierzig Jahre! — und Kunst bringt Gunst — sie sang, sagten alle Freunde, so schöne steierische Lieder zur Laute — und die vier Perücken, die ein kleines Vermögen gekostet hatten, kleideten sie fabelhaft. Illusion war schließlich alles im Menschenleben! Was war denn „echt", was war denn „dauernd"? Auch für nachts könnte sie sich schließlich eine besondere Perücke machen lassen, eine leichtere, die dann allerdings besonders fest sitzen mußte... Übrigens war er ja auch schon sechzig Jahre und sicher kein Adonis mehr — obschon damals, sie erinnerte sich

genau, es war vielleicht der erste, der ihrer Kindheit als Mann, als Kavalier, als Gentleman erschienen war ... Am Ende hatte sie das Schicksal aufgespart für diese späte glückliche Partie ... Und wenn sie selbst gleich drei erwachsene Töchter bekam — die Schwarze, die Blonde und das — wie hieß sie doch gleich — das Kathrinchen ... sie würde sich schon in die mütterliche Rolle finden und den dreien gewissermaßen die Mutter ersetzend, eine ältere Schwester, ihm aber, dem Nikolaus, eine Geliebte und Gattin zugleich sein ...

Die Verhandlung war offenbar in Rede und Gegenrede weitergeschritten, ohne daß Justine, in ihre zwingenden Gedanken und heißen Hoffnungen eingesponnen, wesentliche Einzelheiten davon vernommen hätte. Erst jetzt hörte sie aus weiter Ferne, aber deutlich und etwas unwirsch — vielleicht weil er bereits zwei- oder dreimal dasselbe gesagt hatte — die Stimme ihres Onkels Bernhard: „So äußere dich doch endlich a u c h, Justine! Was überlegst du dir? Wir haben doch schon alle abgestimmt. Hast du denn etwas Wesentliches dagegen vorzubringen?"

„Gegen w a s, bitte —?" sagte sie zögernd und errötete heftig.

„Herrgott, nun sitzen wir eine geschlagene Stunde und beraten und reden wie die Weisen aus dem Morgenlande — und nun hast du wieder nicht zugehört! Über deines Vaters Vorschlag stimmen wir ab, denn Einigkeit muß sein. Keiner darf da eine Extratour tanzen, wenn wir Nikolaus empfangen wollen."

„Erfreut müssen wir ihn natürlich empfangen", sagte Justine leise. Das Rasselchen von damals klang wieder lieb, aber unmelodisch an ihr Ohr.

„Ja, im wesentlichen sind wir darin ja alle einig."

„Bloß mit dem Vorbehalt", fiel Dorothea rasch ein, „daß es meinem Bruder, dem es bald vier Jahrzehnte richtig schien, sich um nichts und niemanden in der Familie zu kümmern, nicht etwa plötzlich einfällt, unsere geschäftlichen Arrangements umzustoßen und unsere Beschlüsse anzufeinden ..."

„Das wird er bestimmt nicht", sagte Justine leise, aber zuversichtlich. In ihrer immer geschäftigen Phantasie, die durch die dauernde Übung von gefühlvollen Lautenliedern in besonders zarte Bahnen gelenkt war, stand der hübsche, schlanke, liebenswürdige Mann von damals, der voll Geduld mit ihr auf dem Teppich gekniet und mit Klötzern gebaut hatte, wieder auf. „Das wird er bestimmt nicht!"

„Dein Wort in Gottes Ohr!" nickte Vater Adam lächelnd. Er liebte seine Tochter Justine besonders. Manchmal war er von ihrem visionären Wesen, das ihn an seine immer von seltsamen Träumen geplagte verstorbene Frau erinnerte, mit einer etwas unheimlichen Freude berührt. In stillen Stunden nannte er sie wohl zärtlich seine „Kassandra". Obwohl ihm vom Humanistischen Gymnasium bekannt war, daß diese mythische trojanische Seherin zwar mancherlei durchaus richtig vorausgeschaut, aber eigentlich gerade für ihren königlichen Vater Priamus lauter recht peinliche Dinge prophetisch geäußert hatte.

„Wir haben also", sagte Onkel Bernhard, gewichtig seine Rede abschließend — „obwohl wir leider nicht ganz vollzählig sind — denn Cornelius fehlt, entschuldigt, und Amadeus fehlt, dieser natürlich ohne Entschuldigung. Und Schöffer, dein Mann, Isolde, hält Sprechstunde ab und ist auch nicht da —"

„Aber ich habe seine Stimme —"

„Das genügt. Wir — will sagen: die Anwesenden haben also immerhin einstimmig beschlossen —"

„Unter Vorbehalt des rein Geschäftlichen!" warf Dorothea nervös ein.

„Aber ja doch, das ist ja schon dreimal erwähnt und festgelegt! Haben einstimmig beschlossen: Bruder, Vetter, Onkel, und was er sonst noch von uns ist — Nikolaus aus Philadelphia wird — sobald er sich bei irgendeinem von uns in nächster Zeit anmeldet — freundlich, ja freudig begrüßt und in den Schoß der alten Familie Sennelaub, auf die wir stolz sein dürfen, als vollzähliges Mitglied wieder aufgenommen. Und dieses gleichviel, ob er hier nur als Besuch gelten soll, oder ob er sich wieder dauernd in unserm lieben alten Frankfurt niederlassen will — vielleicht um sein drüben erworbenes Vermögen in Ruhe zu verzehren."

„Was die angenehmste Lösung wäre", nickte Dorothea ernst.

„Du findest immer das richtige Wort", nickte Tante Settchen.

„Wir sind also entschlossen, ihn durchaus als den unsrigen zu begrüßen. Sind übereingekommen, ihn für den Fall, daß er will, privat — natürlich nur beschränkte Zeit — bei uns wohnen zu lassen, ihn der Reihe nach — den Verhältnissen der Zeit entsprechend — nach Übereinkunft einzuladen und festlich zu bewirten —"

„Keinesfalls mit Schneckengerichten!" warf hier Tante Settchen ein und sah dabei Dorothea streng an.

„Kurz gesagt: Wir wahren durchaus den Takt. Lassen *ihn* aber zunächst", fuhr Onkel Bernhard fort, „zunächst von seinem Leben da drüben nur soviel erzählen, als er

aus sich selbst berichten mag. Wir zeigen ihm alle — und dazu bedarf es gewiß keiner Heuchelei, denn wir hatten ihn ja alle von Herzen gern, ehe er damals —"

„Ehe er —! Von dieser üblen Affäre", warf Adam ein, „wird nach Familienbeschluß in seiner Gegenwart kein Ton erwähnt. Es sei denn, daß er, Nikolaus selbst, die Rede darauf bringt."

„Also spreche ich jetzt oder du?!" fragte Bernhard ärgerlich.

„Wie meistens — du!"

„Also schön", fuhr Bernhard fort, „ich rede ja nur für die Allgemeinheit. Resümiere nur das von der Familie Beschlossene. Und spreche insbesondere zu Justine, die wieder nicht zugehört hat. Die Reihenfolge, in der wir Nikolaus einladen, wird noch zu vereinbaren sein. Kommt er — hierüber lauten ja die Berichte merkwürdig verschieden — mit Familienangehörigen — so ist es selbstverständlich, daß wir diese Tochter oder diese Töchter — Pluralis! — von Söhnen war nirgends die Rede — ebenfalls sofort mit Herzlichkeit als unsere Familienmitglieder aufnehmen und begrüßen. Bruder Adam hat insbesondere für diesen Fall den dankenswerten Vorschlag Isoldens —"

„Und meinem!" warf Tante Settchen leicht gekränkt ein.

„Schön — auch deinem Vorschlag zugestimmt: daß nämlich seine Söhne Cornelius und Amadeus, die ja beide — für diesen Fall kann man sagen: erfreulicherweise — über viel freie Zeit verfügen, sich dieser amerikanischen Basen — die, das wollen wir zu Gott hoffen, ebenso gut Deutsch wie Englisch sprechen — höflich annehmen, ihnen

Frankfurt zeigen, den Dom, den Römer, den Palmengarten, das Fünffingergäßchen, und ihnen die Liebe zu unserer schönen Vaterstadt durch geschickte Führung und Erklärung einflößen. Es ist möglich, daß dabei — geeigneter als der etwas herbe und verschlossene, künstlerisch ernste Cornelius — der einer gewissen amerikanischen Oberflächlichkeit, die wir erwarten müssen, näher stehende Amadeus —"

Hinter Bernhard war in diesem Augenblick die Tür aufgegangen. Frau Christine zur Seite schiebend, elegant gekleidet, eine leicht angewelkte Rose im Knopfloch und nicht ganz so strahlend wie sonst, war der eben von Bernhard rühmlichst erwähnte Amadeus rasch eingetreten.

„Ich höre meinen berühmten Namen", sagte er, sich im Kreise umsehend, „und ich bin sehr stolz. Übrigens — Donnerwetter! Die ganze Familie Sennelaub fast restlos versammelt — was ist denn los? Wenn ich der falsche Demetrius wäre oder ihn spielte, würde ich jetzt sagen: ‚Ich sah noch nie solch einen hehren Kreis — doch dieser Anblick macht das Herz mir groß — und schreckt mich nicht. Je würdigere Zeugen — um so willkommener sind sie mir. Ich kann — vor keiner glänzenderen Versammlung reden!'"

„Schiller", nickte Justine. Was niemand bestritt.

„Aber was willst du schon reden, Amadeus?" Sein Vater, Adam Sennelaub, legte ihm die Hand auf die amerikanisch wattierte Schulter. „Du weißt ja noch von gar nichts, was hier —"

„Was ihr hier —? Das weiß ich allerdings nicht. Aber wenn ihr die Quadratur des Kreises gelöst oder das langweilige Perpetuum mobile endlich gefunden hättet,

ich weiß — wenigstens für die Familie Sennelaub — diesmal mehr und Interessantes und Wesentlicheres, als ihr alle miteinander!"

„Und was soll das wohl sein?" Tante Settchen lieh, ihre langen Nadeln feierlich hinlegend, der allgemeinen Spannung Worte: „Interessant ist immer nur ein relativer Begriff."

„Merkt gut auf! Gestern war in Homburg vor der Höhe eine Hundeschau."

„Eine Hundeschau? Ist das die epochemachende Neuigkeit?" Man war verblüfft.

„Ja, eine Hundeschau mit Damen. Ganz pikant und das Interesse weckend: ‚Dame mit Hund' genannt. An und für sich war die Sache wirklich hübsch aufgezogen. Auf der vollbesetzten Kurterrasse bei strahlendem Sonnenschein. Ich war auch da — mit Puppchen, wollt' ich sagen mit Fräulein Petronella Perugia."

„Sehr interessant", nickte Tante Settchen. „Das ist wohl eine Italienerin?"

„Nein. Eigentlich aus Vilbel."

„Aus Vilbel — auch ein Platz. Und was kann sie denn sonst?"

„Sie ist Schülerin — sehr hoffnungsvolle Schülerin der Schule Gina Gerno."

„Gina Gerno", wiederholte Bernhard mit starker Betonung und sah ausdrucksvoll in die Runde.

„Sehr interessant", nickte Tante Settchen, die das genau wußte, und kratzte sich mit einer der langen Nadeln im Genick.

„Noch nicht", sagte Amadeus abweisend. „Aber Geduld. Interessant wird's noch."

„Wir sind gespannt", sagte Isolde. Amadeus schien die Wirkung seiner Worte sehr sicher, als er nun nach einer kleinen Kunstpause begann: „Wißt ihr, wer den Preis bekam?"

„Wo?"

„Natürlich auf der Schau: ‚Dame und Hund!'"

„Petronella Perugia", sagte Tante Settchen und häkelte wieder.

„Nein!" stieß Amadeus wütend hervor, „sie nicht! — Und das war eine Ungerechtigkeit, sage ich euch. Denn Petronella... Aber verlieren wir uns nicht im Sportlichen, das ihr doch nicht versteht. Den Preis hat ein Schoddelduddel bekommen."

„Ein was? Ich meine, was ist das —?" Befremdet sah Bernhard die Familienmitglieder der Reihe nach an und überzeugte sich zu seiner Genugtuung, daß die Gefragten nicht klüger waren als er.

„Das ist", erklärte Amadeus sachlich, „eine irrsinnig gewordene Schlummerrolle auf vier verbogenen Beinen mit einer pensionierten Klosettbürste als Schwanz."

„Amadeus — hier sind Damen!" Vater Adam zürnte ernstlich.

„Das sehe ich. Sie sind mir sogar alle bekannt. Aber wenn ihr mich fragt, was ein Schoddelduddel ist, so muß ich ihn wahrheitsgetreu beschreiben."

„Zum Teufel, was ist denn nun mit dem preisgekrönten Schoddelduddel?" sprudelte Onkel Bernhard wütend hervor.

„Jetzt kommt's", sagte Amadeus und erhob wie ein Lehrer in der Schule den leicht gekrümmten Zeigefinger: „Wißt ihr — ahnt ihr, wer als Führerin und Besitzerin

dieses ‚Schoddelduddel' genannten Hundeschensals als Siegerin hervorging?"

„Wie sollen wir das wissen — so red' schon!"

„Die Siegerin war — Miß Veronius aus Boston."

„Nu was — wer ist das?" Mehrere Stimmen meldeten zugleich diese nicht unberechtigte Frage an.

„Das ist — setzt euch alle, die ihr noch nicht fest auf eurem Stuhl sitzt! — das ist die Nichte — sprich: ‚Nichte' — des Herrn Nikolaus Sennelaub aus Philadelphia."

„Was denn — Nichte? — Onkel Nikolaus — Bruder Nikolaus — Vetter Nikolaus war auf dem Homburger Fest?!" So schwirrte es durcheinander. „Und mit seiner Tochter —"

„Ich sage euch doch: mit seiner N i c h t e!"

„Eine Nichte hat er a u c h? Die Familie wird immer größer."

„Und du, Amadeus, hast ihn gesehen — hast ihn selbst gesehen?"

„Ja, ziemlich dicht sogar!" Es klang etwas aus Amadeus' Stimme, als ob er gerade auf diese knappe Entfernung nicht stolz sei.

„Gesprochen — auch?"

„Allerdings. Kurz aber unherzlich!"

„Ja, was hat er denn auf dem Homburger Fest gemacht, der Nikolaus?"

„Unter anderem hat er mir Ohrfeigen angeboten!"

„Was denn, Ohrfeigen — wer —?"

„Ja. Oder genauer: Er hat mir anheimgestellt, mich mit einem Kinnhaken — oder wahrscheinlich einem ganz unfairen Nierenschlag — auf den Rasen zu legen."

„Was denn — d i c h auf den Rasen — in Homburg?"

„Mit einem Nierenschlag?"

„Und warum denn? Wie kam er denn selbst auf den Rasen?" So ging das durcheinander und wäre vielleicht in Stumpfsinn und heftigen Anfragen noch eine gute Weile so weitergegangen, wenn nicht —

In diesem Augenblick stand nämlich, ohne daß sie angeklopft oder jemand ihr Erscheinen wahrgenommen hatte, Christine im Türrahmen. Sie schien noch kleiner, zerknautschter und korpulenter als gewöhnlich. War kirschrot im Gesicht und ganz außer Atem. Sie machte überhaupt den erschreckenden Eindruck, als ob sie melden wolle, der Dachstuhl stehe in Flammen.

„Herr Sennelaub", keuchte sie — „Herr Sennelaub —"

„Was ist denn, Christine? Um Gottes willen, sind Sie krank?"

„Nein, Herr Sennelaub, krank bin ich noch nicht — aber ein Auto ist vorgefahren — ein fabelhaftes Auto."

„Ein Auto —?"

„Ja, ein älterer Herr, och, ein sehr feiner Mann, sitzt darin mit einer sehr feinen Dame ... Der Chauffeur, in einer grünen Uniform, hat geschellt. Und wie ich herauskomme — also da steht der feine Herr da — vor unserm Haus — und betrachtet es von oben bis unten, als ob es unser Pfarrturm wäre oder das Denkmal vom Goethe ... Und erst sagt er gar nichts, der feine Herr, und schaut immer nur, als ob er die Fenster nachzählt und das Dach herunterholen will mit den Augen ... Und dann — dann sagt er —"

„Na, was sagt er denn?"

„Er sagt, er habe seine Besuchskarte vergessen, aber

Sie werden ihn schon kennen, sagt er, wenn er bloß seinen Namen nennt."

„Wie ist denn sein Name?"

„Erschrecken Sie nicht, Herr Sennelaub. Um Gottes willen, erschrecken Sie nicht!"

„Herrgott, nun bin ich schon erschrocken! Wer ist's denn?"

„Entweder ist er verrückt, der Herr, das ist ja auch möglich — oder —"

„Das werden wir nachher entscheiden — also wer ist er?"

„Er sagt, er ist — ein Herr Sennelaub aus Philadelphia. So wahr ich lebe, genau wie Sie will er heißen, Herr Sennelaub ... und aus Philadelphia! Und er möchte, sagt er, seine liebe Familie besuchen."

Alle erstarrten und sahen sich wortlos an. Wie eine Gruppe im Panoptikum saßen sie herum. Bloß haben die Köpfe im Panoptikum meistens den wächsernen Mund geschlossen.

Adam fand sich zuerst wieder und wurde Herr seiner Sprache und Bewegungen. Er griff sich an den schwitzenden Kopf. „Amadeus", sagte er — „nach dem, was du eben erzählt hast — ja, du lieber Gott, was will er denn da so plötzlich hier?"

Alle blickten fragend auf Amadeus.

„Vielleicht will er euch auch ohrfeigen — oder mit einem Kinnhaken erledigen", sagte Amadeus und zündete sich ruhig und umständlich eine Zigarette an.

* *
*

Anderthalb Wochen waren vergangen seit jenem denkwürdigen Nachmittag, da Nikolaus zum erstenmal seine Familie in Frankfurt wiedergesehen. Anderthalb Wochen von einer sommerlichen Schönheit, wie sie mit ihrer Sonnengnade bei Tag, ihren frischen Abenden, ihren kühlen, sternenhellen Nächten, im Taunus erlebt, auch den verwöhntesten Kennern der Länder und Ozeane im Gedächtnis bleiben.

Da war in der Nacht ein schweres Gewitter oder eigentlich eine Reihe von Gewittern niedergegangen, die der wetterkundige Portier des „Park-Hotels" fast auf die Stunde vorausgesagt hatte. Der regnerische Morgen in seinem schweren Wolkengrau versprach kaum eine Aufheiterung für diesen Tag.

Kein Wunder, daß es nicht übermäßig belebt war beim Morgenchoral vor der Kurmusik am Brunnen, und daß nur vereinzelte, vom Regenguß blanke Schirme sich nach den Zellen des Kaiser-Wilhelm-Bades durch die schönen, tröpfelnden Alleen bewegten. War ebensowenig ein Wunder, daß der Postbriefkasten, der zur Bequemlichkeit der Gäste im Vestibül des Hotels selbst vor der Portierloge und der kleinen mit Ansichtskarten und Reisebüchern besteckten Auskunftei angebracht war, zur Zeit der Abholung am Abend eine solche Fülle des Geschriebenen und für das In- und Ausland Bestimmten in den Ledersack des abholenden Beamten schüttete, wie in den ganzen zurückliegenden Tagen der bewegten Saison noch nicht.

Gewitter und Regengüsse hatten das sanft schlummernde Gewissen der durch die Lieblichkeit des Bades verwöhnten Fremden plötzlich geweckt. Die chronische Schreibfaulheit der sommerhellen Tage war plötzlich in eine den

ansteckenden Fleiß bis zum Fanatismus steigernde Schreibwut gewandelt.

Aus der Fülle der Pflichten und des Getändels, der Wichtigkeiten und Nichtigkeiten, des Geschäftlichen und Plästerlichen, das der Reichspostkasten an jenem Abend ausspie, wird hier einiges mitgeteilt, das für den Gang unserer Erzählung nicht ohne Wichtigkeit ist. Auch diese Briefe und Karten sollen nicht restlos wiedergegeben werden, sondern nur wesentliche Teile daraus, die einige Spiegelungen und Rückschlüsse auf die uns bekannten Personen, ihr Leben und ihre Gefühle erlauben.

Aus einem Brief Nikolaus Sennelaubs an seinen Freund und Landsmann Hessenberg in Philadelphia:

„... Nach all dem Gesagten magst Du die Fülle der widerstreitendsten Gefühle ermessen, von denen meine in mehr als dreißig Jahren Amerika gut deutsch erhaltene und demgemäß von Sentimentalitäten nicht ganz freie Brust erfüllt war, als ich an jenem Abend das alte Haus im Frankfurter Zimmerweg und meine zwar wohl auf meine Person, aber nicht auf die Plötzlichkeit meines Besuches vorbereitete Familie verließ. Ich war herzlich froh, daß ich ein so verständiges und bei all seinen anderen Empfindungen so taktsicheres Menschenkind, wie die oben erwähnte Wahlnichte, die mir der glücklichste aller Zufälle zur rechten Zeit in den Weg geführt hat, bei der herrlichen Heimfahrt durch die sternenbesäte Nacht neben mir hatte.

Es war spät geworden, da wir uns — ich mich von dem anstrengenden Wiedersehen erholend, die Kleine all das Neue aus tiefster Seele bestaunend — am Abend

noch die ‚Egmont'-Aufführung in dem herrlichsten Freilicht-Theater, das Du Dir für so was ausdenken kannst, unter freiem Himmel auf dem Römerberg angesehen hatten. Wobei uns übrigens auch etwas Seltsames noch passierte. Auf dem völlig dunklen, nur von den Lichtern des Firmaments erhellten Platz vor dem Römer, dessen jedem Frankfurter stolz und tief ins Herz geprägte Silhouette den Hintergrund bildet, ritten plötzlich — ohne jede Musik, wenn man nicht das rhythmische Pferdegetrappel dafür nehmen will — die Reiter Albas in Brüssel ein. Ganz in Schwarz, etwa vierzig Reiter, im schwarzen Harnisch, alle auf Rappen. Nur von Helm und Bügel oder Schwertknauf geht zuweilen ein blitzartiges Leuchten auf. Dann kommt — ganz allein — er. Der Feldherr, der Abgesandte der spanischen Majestät, der Herzog von Alba. Hinter ihm, wieder genau in demselben Abstand, in derselben Aufmachung, vierzig Reiter in schwarzem Harnisch, alle auf Rappen. Nur er, der Feldherr in buntem Wams und Barett. Das goldene Vlies um den Hals, die Handschuhe weiß, die hohen Stiefel gelb. Der erste, einzige Lichtfleck in all dem schattenhaft Vorüberhuschenden. Wie ein als Wucht und Drohung wirkendes stummes Erlebnis.

Da plötzlich öffnen sich lautlos am Römer weit die hohen Portale. Eine unerhörte Flut von grellem Licht dringt, wie geschleudert, auf den Platz und läßt im Rahmen der unbewegten schwarzen Reiter, deren Küraße nun das empfangene Licht zurückwerfen, den finstern Herzog zu Pferd wie ein Monument unerschütterlicher Macht erscheinen. Auf ihn zu aber strömt aus der plötzlich Farbe gewinnenden Riesenkulisse des Römers, dessen Fenster und

Balkone sich jetzt erleuchten und mit Vornehmen und Standesherren der Stadt füllen wie ein Strom von Gold und Silber und Licht und Farben, ein festlicher Zug. Unter gebauschten Kirchenfahnen und schwankenden Kreuzen, von Kerzen tragenden Ministranten geleitet, naht sich die hohe Geistlichkeit zum Empfang. In der Mitte aber schwebt, auf vier goldene Lanzen gestützt, der purpurrote Baldachin des Erzbischofs. Blaß und ernst, auf die zum Gebet gefalteten Hände blickend, bewegt sich der Kirchenfürst auf den eingerittenen, schweigend die Huldigung erwartenden Spanier zu. Der nimmt jetzt langsam das Barett ab und neigt kurz den spitzbärtigen Kopf. Gold, Silber und alle Farben des Kirchenprunks gleißen durch die Nacht. Unbewegt, wie aus Erz gemeißelt, stehen vor und hinter dem Herzog die spanischen Reiter...

Eine Szene von unerhörtem Eindruck! Die kluge Kirche, die mit aller Verschwendung der Symbole hier der Macht huldigt, groß, verschwenderisch und eindrucksvoll. Bei Goethe steht, Du weißt's, die Szene nicht — wie sollte sie auch auf einer Bühne aus der bemalten Leinwandkulisse heraus über die Bretter gespielt werden! Aber sie wächst auf diesem historischen Platz, der wohl der Kaiser, Ritter und Bischöfe gewohnt ist, groß, gewaltig und wuchtig — in seinen Gegensätzen ein Symbol ohnegleichen — aus der Goetheschen Tragödie heraus. Und im Anschauen dieser eindrucksvollen Szene ahnt der bange Zuschauer das unabwendbare Schicksal, das Blutgericht. Ahnt den Untergang der Freiheit dieses Volkes, ahnt den gewaltsamen Tod Egmonts, seines Führers und Helden...

Jetzt aber das Persönliche dieses Abends, das Selt-

same, uns allein Betreffende. Ganz in unserer Nähe — wir saßen auf der ersten Reihe — ich muß doch etwas ‚Amerikanisches' in den dreißig Jahren Philadelphia im Aussehen angenommen haben, denn was ich auch plane und unternehme, sobald ich einen Platz, eine Nummer, ein Ticket irgendwo käuflich erwerben will, dreht man mir das Teuerste in die Hand. Nebenbei bemerkt: trotz der großes Aufsehen erregenden ‚Festspiele' ist Frankfurt an sich nicht teurer und trotz des einzig schönen Sommers das liebliche Homburg auch nicht ... Also wir sitzen auf der ersten Reihe, und vor unserer Bank wird plötzlich einer der ziemlich dicht vorbeikommenden Rappen unruhig, fängt an, aus der Reihe zu tänzeln. Steigt und schäumt ins Gebiß. Im Sattel sitzt ein besonders gut aussehender, hübscher junger Mensch in den Dreißigern. Vielleicht weil er so hübsch und so gut gewachsen ist und weil sein Kostüm — das stellen sich die begeisterten Komparsen aus der Frankfurter Bürgerschaft, glaube ich, soweit sie's können, selbst — weil sein Kostüm so bis ins Detail echt ist, hat man ihm während des Empfanges der hohen Geistlichkeit diesen Platz in der Reiterschar direkt am Publikum angewiesen. Also sein Pferd wird — vielleicht auch weil einige Nahesitzende Zeichen der Furcht gaben — immer unruhiger, drängt dicht auf den Gaul vor ihm. Der mißversteht den Spaß, schlägt aus und trifft dabei mit dem einen Hinterhuf das unruhige Pferd an der Bauchseite. In diesem Augenblick von Schreck und Schmerz wirft der Rappe seinen Reiter ab. Ein paar Schritt von uns entfernt schlägt der Jüngling aufs Pflaster.

Schon sind — eilig huschend und von dem am Mittelstück des Bildes — Alba und die Geistlichkeit — mit den

Augen hängenden Publikum kaum bemerkt — Sanitäter bei dem Liegenden. Der stöhnt und blutet. Sie heben ihn auf, das Pferd wird von irgendeinem Burschen am Zügel gefaßt und rasch weggeführt. Den, wie es scheint, irgendwie Verletzten führen die Leute mit der Roten-Kreuz-Binde nach unserer ersten Reihe.

Wir machen Platz links und rechts. Eugenie aber, neben die der Gestürzte, blaß und an der Stirn blutend, gesetzt wird, nimmt sich sofort mit einer Resolutheit, die ich einfach bewundere, des in sich Zusammengesunkenen an. Sie öffnet ihm mit flinken, aber behutsamen Fingern die enge Halskrause, um das Atmen zu erleichtern, wischt ihm mit ihrem Taschentuch vorsichtig das Blut von der Stirn, das in die Augen laufen will, und sagt, die klaffende Wunde betrachtend, zu den wohl noch nicht sehr lange ausgebildeten jungen Sanitätern: ‚Das an der Stirn ist nur eine Schramme. Wenn er keine inneren Verletzungen hat... Fahren Sie ihn nach dem nächsten Hospital...‘

Da sagt der schwarze Reiter, die Augen aufschlagend, leise: ‚Danke, liebes Fräulein, ich fühle, es ist nichts — es war wirklich nur der böse Aufschlag mit der Stirn aufs Pflaster — vielen Dank!‘ Und er sieht sie an und lächelt.

Ich fühle — beim Zuschauen — er ist angenehm berührt davon, daß seine Samariterin so hübsch ist.

Dann sagt er zu dem einen Sanitäter: ‚An der Pauls-kirche stehen ja Wagen ... Fahren Sie mich, bitte, Zeil siebzehn, in mein Atelier ... Oder vielleicht — ich habe dort niemand zur Hilfe — fahren Sie mich lieber zu meinem Vater ins Haus, Zimmerweg neunundzwanzig ...‘

Und ich schau ihm nach, wie er, auf den Sanitäter gestützt, langsam nach dem Wagen hinkt; und ich weiß: nun

hab' ich den Letzten meiner Familie gesehen! Den Maler und Bildhauer Cornelius Sennelaub, von dessen tapferem Kampf mit Kunst und Leben mir just vor einer Stunde sein Vater mit stolz leuchtenden Augen erzählt hat ..."

Aus einem Briefchen Eugeniens an Fräulein Tubak, Barmen, Rittershausstraße zwölf:

„... und ich bedaure aufrichtig, daß Sie das kleine Malheur mit dem Affenpinscher Bob so tragisch genommen und die Ihnen verordnete Kur in Homburg abgebrochen haben. Auch daß Sie den unbotmäßigen Hund — wie Sie schreiben, wegen seines schlechten, heimtückischen Charakters — sofort weit unter seinem Wert verkauft haben, bedaure ich. Die Kurverwaltung hat wirklich aus dem zerwühlten Tulpenbeet gar keine ‚Sache' gemacht. Es hat am nächsten Tage schon wieder so bunt und üppig geblüht, wie ehe Ihr allzu temperamentvoller Bob dort seinen Jagdeifer betätigte. Was nun Ihren freundlichst geäußerten Wunsch anbetrifft, als Ersatz für Bob einen echten ‚Schoddelduddel' zu kaufen, so muß ich leider gestehen, daß ich in Europa noch keinen anderen dieser sehr seltenen Rasse gesehen habe. Bloß meinen übrigens unverkäuflichen. Drüben bei uns in Amerika ist die Rasse schon eingeführter. Die Adresse eines Züchters auf Majorka oder Minorka aber, der sich gerade mit dieser, wie Sie ganz richtig verstanden haben, von den Balearen stammenden Rasse besonders beschäftigt, kenne ich leider nicht. Aufrichtig betrübt, Ihnen nicht besser dienen zu können, bin ich, gnädiges Fräulein, mit dem Ausdruck besonderer Wertschätzung ..."

Der Oberstleutnant von Lindebomm an Seine Durchlaucht den Prinzen Laubenhein:

„... Zunächst werden Sie sich wundern, liebe Durchlaucht, einen Brief von mir mit dem Briefbogen des ‚Park-Hotels' zu bekommen. Die Sache ist nicht so, daß ich, um Papier zu sparen, gewohnheitsmäßig fremde Briefbogen klaue. Das habe ich nur ein mal gemacht.

Im Krieg. In einem halbzerstörten Château an der Maas. Da lag — wohl bei der eiligen Flucht der Besitzer verloren und zerstreut — die ganze Treppe voll Briefbogen mit einer gestochenen Grafenkrone über dem Spruchband: ‚Mon front à tous, mon cœur aux dames!' Da fand ich Krone und Spruch und vor allem das schöne lilagetönte Papier erfreulich und dachte mir: Bis der edle Besitzer wiederkommt, der es nicht eilig hatte, uns seine ‚front' zu zeigen, sind gewiß so viele ehrliche, aber dreckige preußische und bayrische Kommißstiefel über diese Treppe gestolpert, daß von den gekrönten Bogen nicht viel Schönes übrigbleibt. Da habe ich mir denn so Stücker fünfzig aufgesammelt und kritzelte meine Feldbriefe darauf an meine gute Mutter. Die lebte damals noch in Wiesbaden. Und die hat mir dann ganz entsetzt zurückgeschrieben: ‚Aber liebster Werner, bist Du denn ein Graf geworden? Und was hast Du für einen schrecklich leichtsinnigen Spruch auf dem Bogen. Ach ja, die Jugend! ...' Mit der ‚Jugend' hatte sie's immer, die Gute, Ängstliche! Und hat sie nicht recht gehabt? Ich will Ihnen was sagen, vielleicht, das Leben ist nun doch so: zunächst nischt wie ‚Jugend'. Mai und wieder Mai — und nochmal Mai... Aber nachher — wenn die Sorgen kommen und die Verantwortlichkeit und die grauen Schläfen — April, April, nischt wie April...

Oje, ich komm' ins Philosophieren. Immer nur bei

Regen! ... Aber *dies*mal, liebe Durchlaucht, ist an meinem vornehmen Briefbogen und seinem Kopf und meiner Philosophie nur mein Kathrinchen schuld. Die hat's wieder mal plötzlich mit der lausigsten Narretei aller Weiber, mit der ‚großen Putzerei' bekommen. Und sobald ich diesen unheilbaren Fimmel bei ihr spüre, ziehe ich immer für drei Tage um die Ecke ins Parkhotel — denn *den* Staub und *den* Zug und *das* viele Dreckwasser und *die* Besen überall — und aus dem Schlafzimmer hat sie die Fenster ausgehängt und auf der Toilette gar die Türe — weiß der Teufel warum! — Kurz, da tue ich, was kein preußischer Offizier, auch nicht ‚a. D.', eigentlich tun sollte: ich entfleuche im Tempo des Marathonläufers ...

Dies nur nebenbei, liebe Durchlaucht! Jetzt aber: der Grund, *warum* ich schreibe. Erstens: was soll ich *sonst* machen —? Es regnet heute Bindfäden hier, nachdem uns die ganze Nacht sechs bis acht Gewitter munter gehalten haben. Zweitens — haben Sie *auch* den blödsinnigen Brief aus *Berlin* bekommen? Was machen wir da? Oder haben Sie ihn *nicht* bekommen — und war ich *allein* der Glückliche? Also da schreibt mir ein Herr Veronius — heißt nicht ein Schlafmittel so ähnlich? —, also der schreibt mir aus Preußisch-Berlin — das heißt: zunächst stellt er sich vor. Er ist selbständiger Kaufmann gewesen und hat ein adliges Fräulein von Sowieso geheiratet. (Ich kann hier den Namen nicht nachsehen, der Brief liegt in meiner verputzten Wohnung auf einem Ofenrohr oder über einem Eimer oder zwischen zwei Wischtüchern — schrecklich haust das Kathrinchen, wenn sie erst anfängt —!) Und dann kam der Krieg — schreibt er — und da ist er als Leutnant der Reserve sofort mit hinaus-

gezogen. Hat das Eiserne Kreuz Zweiter und Erster an die Heldenbrust geheftet, ist am Hartmannsweiler Kopf Häuptling geworden. Zwei Tage darauf — schwerer Beinschuß, Heimat — Operation — Prothese ... Jetzt Vertreter von allerlei kosmetischen Mittelchen ... Zahnbürsten, Nagelwasser, Lippenstifte und all so was hat er gratis — aber wenig zu essen ... Kurz, man kennt das und liest's mit Befürchtungen.

Aber dann überraschenderweise — kein Pump. Alles stolz und vornehm und sachlich abgefaßt. Dieser Herr Veronius hat nun zusammen mit seiner adligen Frau sich kürzlich eine ‚Illustrierte' betrachtet — ich weiß nicht recht: die ‚Berliner' oder die ‚Frankfurter' oder die ‚Münchner', das schreibt er nicht — und da hat er unser Bild gesehen. Wo wir drei am Richtertisch sitzen bei der „Hundeschau' in Homburg. Sie, Durchlaucht, sehr würdig, die blonde Frau Kurdirektor, sehr hübsch wie immer, und ich leider, wie ich mich gerade — diese verdammten Köter hatten Flöhe — unterm Strumpf am Bein kratze. Unsere Namen natürlich darunter. Daher hat er meinen Namen. Und nun weiter. Er verlangt — höflich, aber energisch — eine Erklärung. Unter unserem Bild nämlich hat er ein anderes gefunden und auf diesem Bild —"

Hier endete die vierte Seite des Briefes. Offenbar war ein weiterer Briefbogen beschrieben; aber er lag dem Brief nicht ein. Der etwas schußliche, jetzt durch die häusliche Putzerei völlig durcheinander gebrachte Oberstleutnant hatte diesen Bogen entweder sorglos in der Schreibmappe des Hotels liegen lassen oder versehentlich einem anderen Briefe an eine andere Adresse beigefügt.

Aus einem Brief Eugeniens an ihre Eltern, Hauptmann a. D. Veronius und Frau in Potsdam:

„... und so kann ich Euch, liebe Eltern, nur bestätigen, daß die — ja, lieber Gott, wie sag' ich — die Vorgeschichte meines augenblicklich für Euch so rätselhaften Lebens genau so sich abgespielt hat wie oben wahrheitsgetreu niedergelegt. Wo habt Ihr übrigens gerade Lissas Adresse so rasch her gehabt — ach, ich kann mir's denken: durch Lotte Bück! Der hat sie gewiß geschrieben — was ich eigentlich auch schon hätte tun sollen. Wenn's so weiter vom Himmel gießt, tue ich's vielleicht sogar heut noch.

Wir hatten den ulkigen und — wenn man ein resolutes Mädel von heute ist — natürlich gar nicht so gefährlichen Plan ausgeheckt, uns, ‚Fußkrankheit' heuchelnd, von einem möglichst bequem fahrenden, möglichst eleganten Auto mitnehmen zu lassen. Lissa gelang es zuerst — sie scheint allerdings nicht ganz die richtige Gesellschaft und Beförderung gefunden zu haben. Wenn sie jetzt schon aus einem Platz in Bayern — den ich in Mamas Brief leider nicht lesen kann, er scheint von einer Träne verwischt — ums Geld für die Heimreise geschrieben hat — so scheint mir diese ‚Zähre', die den Brief gerade an der wichtigsten Stelle verwischt, für sie vielleicht angebracht. Aber für mich?

Nein!! Ich habe nach einem rasch korrigierten Irrtum das richtige Auto erwischt. Und dieses funkelnagelneue Auto und der wesentlich ältere, scharmante Herr, der darin saß — ein guter alter Frankfurter, der's in dreißig Jahren Amerika geblieben —, sind daran schuld, daß ich in dem ganz entzückenden Homburg — ach, Ihr müßt ein bißchen sparen, ich helfe mit, und nächstes Jahr müßt

Ihr ein paar Wochen hierher kommen, um Euch an Brunnen und Taunusluft, an Bädern und gelegentlich einem Gläschen vom nahen Rhein gesund zu trinken ... Also, ich wollte sagen: Ich lebe hier wie eine kleine Prinzessin — mein Onkel und Chef — in Wahrheit eines so wenig wie das andere — wohnt sogar in den richtigen Zimmern, in denen mehrfach der Prinz von Wales, später noch einmal als dicker König, gewohnt hat ... Und ich hause ganz in der Nähe, auf demselben Korridor, etwas einfacher, aber mit einem herrlichen Blick in den grünen Garten. Neben mir — seit gestern — mit fünf Perücken für jede Tageszeit, eine Dame am äußersten Ende der Dreißig, eine unsagbar gutmütige, aber ein bißchen verschrobene Kusine meines Onkels und Chefs aus Frankfurt, die — wenn mich mein Spürsinn recht orientiert, und das macht er meist — von diesem plötzlichen Ortswechsel erwartet, daß ihr Vetter — obschon die Perücken ihre vier Jahrzehnte nicht weglügen können und die Blumensträußchen, die den Busen bei ihr vertreten, auch nicht — vielleicht noch, von ihren Reizen betört, sie heiratet.

Denn — wißt Ihr, was ein ‚Rasselchen' ist? Bei uns heißt's Klapper. Das hat er ihr kurz nach ihrer Geburt geschenkt und unter ihren Liedern zur Laute, die sie — gottlob leise — eigentlich am laufenden Bande nebenan übt, befindet sich eins, das sie mit Vorliebe singt: ‚Ins Wieglein hast du mir geschaut — und ahntest's nicht — daß ich einst heiße deine Braut — du loser Wicht ...'

Apropos: ‚loser Wicht', als Onkel und als Chef und als Reisebegleiter und als Wohltäter — honny soit qui mal y pense! — er hat so als eine Art Abwehr gegen die ihm doch zunächst fremd gewordene richtiggehende Fa-

milie von hier ein bißchen Familie von drüben gebraucht. Da kam ich ihm — wie Mortimer dem Lord Leiceſter ſtarb — ‚ſehr gelegen'. Und wir beide haben uns ſo — nach gründlicher Ausſprache, in der aber von Liebe nicht die Rede war — ſo hübſch, ſo talentvoll, muß ich ſelber ſagen, in unſeren Röllchen eingeſpielt, daß die Leute ſogar hier in dem großen, vornehmen Hotel — wo ſie nicht leicht jeden Familiengrad glauben, der ihnen genannt wird — davon überzeugt ſind: der unſere ſtimmt! Und die Miß Veronius iſt die Nichte von Miſter Sennelaub aus Philadelphia.

Und wahrhaftig, jetzt nach bald zehn Tagen kommt mir's manchmal ſo vor: ich bin's wirklich! Und keinen beſſeren, zartfühlenderen — oder heißt's zärter fühlenden? — Onkel könnt' ich finden, der — immer: honny soit! — liebevoller um Euer Töchterchen beſorgt ſein könnte. Nur mit der ‚Familiengeſchichte' mußten wir ein bißchen ſchwindeln. Du, liebe gute Mutti, biſt — natürlich nur für Homburg und Frankfurt — biſt Du drüben in Boſton bei meiner Geburt geſtorben. Mach' Dir nichts draus! Wer in Boſton totgeſagt wird, lebt in Potsdam beſonders lange ... Und Du, guter Papa, biſt kurz danach in der Maſſachuſettsbai ertrunken. Nachdem Dich ein Krokodil ins Bein gebiſſen ... Die Hauptſache iſt: was tut Gott? — daß Du geſund biſt, und alles iſt nicht wahr.

Ja, und nun hat Euch unglücklicherweiſe, ehe ich verdammenswerte Kreuzung von Scheuſal und Faulpelz noch ſchreiben konnte, hat ſich die ſtets ‚intereſſierte' Frau Böttcher — die ſteckt aber auch ihre Naſe in alles! — das hat mich ſchon geärgert, wenn ich mal auf dem Nachhauſeweg von der Schule raſch für einen Groſchen Him-

beereis aß — und wenn's sonst nur der liebe Gott gesehen hat, sie hat's bestimmt gesehen ... Und der liebe Gott hat geschwiegen, sie aber hat's Mutti erzählt: ‚Himbeereis!!' ... Also die Böttcher hat Euch jetzt das Bild aus der ‚Eleganten Welt' gebracht, mit der Unterschrift: ‚Miß Veronius aus Boston, die mit ihrem Schoddelduddel bei der Preisschau in Bad Homburg ‚Dame und Hund' den ersten Preis gewann ...'

Ihr habt Euch über das Bild erschreckt — und über die Unterschrift — und habt gerätselt, wie es zustande kommen konnte, das Bild — und sogar über den Schoddelduddel habt Ihr Euch entsetzt — ‚Kaspar Hauser' heißt der Preisgekrönte übrigens mit Vor- und Zunamen ... Warum? — Weil wir ihn als Findling auf der Chaussee auflasen. — Und ‚abscheulich' findet Ihr ihn, den guten Schoddelduddel? Jetzt noch — abscheulich? Da hättet Ihr ihn sehen sollen, als wir ihn — dreckig, zerzaust, voller Flöhe und gerade ein bißchen überfahren — auf der Landstraße auflasen. Abscheulich —? Schade, ich wollte ihn Euch gerade als Überraschung mitbringen.

Er hat nur gute Eigenschaften, kein Ungeziefer mehr und seelenvolle Hundeaugen. In Frankfurt hat mir Onkel Sennelaub das Haus am Schaumainkai gezeigt, in dem der Philosoph Arthur Schopenhauer gewohnt hat. Er hat, sagt der Oberstleutnant von Lindebomm — übrigens eine ulkige Kruke, von der erzähle ich Euch zu Haus —, der hat, nämlich der Schopenhauer, furchtbar auf alle ‚Kathrinchen' geschimpft, sagt der Oberstleutnant. Aber er hat — der Schopenhauer — sagt Onkel Sennelaub — persönlich einen Pudel gehabt, den er ‚Mensch' genannt hat, und in seinen Schriften hat er viel besser über die Hunde

geschrieben als über die Frauen. Übrigens hat er immer ‚Weiber' gesagt, der alte Grobian. Unter anderem so ähnlich: ‚Wie sollte man sich von der endlosen Verstellung, Falschheit und Heimtücke der Menschen erholen, wenn die Hunde nicht wären, in deren ehrliches Gesicht man ohne Mißtrauen schauen kann.' ...

Hier, das heißt in Frankfurt, war ich mit dem Onkel Sennelaub neulich auf dem Friedhof, habe sein Grab gesehen. Eine dunkle Steinplatte, nichts darauf als in großen Buchstaben der Name. ‚Sie werden mich finden', soll er gesagt haben ... Da hab' ich — also der Manager vom Hotel — ich glaube: er liebt mich ein bißchen heimlich — so ein ‚Brackenburg' im Gehrock, wißt Ihr? — von der herrlichen ‚Egmont'-Aufführung schreibe ich Euch nächstens — also der Brackenburg-Manager, der verehrt mich — stumm natürlich! — und läßt mir immer morgens ein paar wunderschöne Blumen auf den Frühstücksteller legen. Die hatte ich im Gürtel auf dem Friedhof — und nachdem wir bei den Gräbern von Onkel Nikolaus' Eltern und beim Großvater und Urgroßvater — der war übrigens Postillon von Thurn und Taxis, denkt Euch! — schöne große Kränze niedergelegt — die hatten wir mit Dribbderbach — das ist der Chauffeur, ein netter, anständiger Kerl — selbst nach den Gräbern getragen, und nachdem wir die Kränze an die Kreuze gelehnt, habe ich die Blumen von meinem Gürtel auf Schopenhauers Grab gelegt. ‚Im Namen von Schoddelduddel mit seinem Dank!'

Übrigens, Kinder — das heißt, Pardon: ‚liebe Eltern', ist d e r schön in seiner Sommerherrlichkeit, der Frankfurter Friedhof! Ganz nahe beim Denkmal des Fürsten Lichnowsky — wißt Ihr, der 1848 erschossen wurde vom

Pöbel — sind die Sennelaubschen Gräber. Und da sie leider schon besetzt sind, so hat Onkel Nikolaus im neuen Teil, eine besonders schöne Stelle, drei Gräber gekauft. Gleich am Nachmittag. Drei, für sich eins, in der Mitte, und die zwei anderen für Verwandte, denen er die Gräber bei der Abreise schenken will. Denn er läßt, sagt er, seine Asche auf alle Fälle nach Frankfurt herübertransportieren. Und damit er nicht zwischen fremden Leuten liegen wird, schenkt er die zwei Grabstätten links und rechts Verwandten. Mir hat er eine vierte dabei angeboten. Ganz im Ernst. Aber ich liege lieber einmal bei Euch in Potsdam im märkischen Sand unter den Birken — es hat ja noch Zeit. Wenn nicht mein Mann — ich sehe ihn ja noch nicht ganz deutlich vor mir — hat auch Zeit —, wenn der also nicht verlangt, daß ich bei ihm liegen soll...

Was sagt Ihr? Ansichtskarten hatte ich Euch versprochen, Geliebteste! Und nun bekommt Ihr so einen langen Brief! Aber ich bin ehrlich, den bekommt Ihr nur, weil's Strippen draußen regnet. ‚Kordel' sagen sie hier für Strippen oder Bindfaden, ulkig, was? Heute nacht gab's eine Serie von Gewittern. Ihr wißt, Euer Mädel ist nicht feige, aber aus Gewittern — bei Nacht — mache ich mir eigentlich wenig. Das habe ich übrigens mit dem Kaiser Tiberius gemeinsam; der ist, wenn Gewitter drohte für die Nacht, immer mit einem Lorbeerkranz auf dem Kopf schlafen gegangen. Weil der Blitz in den Lorbeerkranz nicht einschlägt. Wenn ich das dem guten Onkel Nikolaus erzähle, habe ich heute abend ein halbes Dutzend Lorbeerkränze im Zimmer... ‚Nur Ansichtskarten' hab' ich versprochen — und nun so viel Seiten

und so viel durcheinander geschrieben, was? Die meisten Sätze endigen sogar richtig! Nicht alle. Aber Ihr findet Euch schon zurecht und beruhigt Euch nun über das Bild in der ‚Eleganten Welt', wo ich, wie Ihr richtig schreibt, ‚nicht hingehöre'.

Und doch gehöre ich ein bißchen hin — in meinem Homburger Teekleid! Mutter, Du wirst staunen! Über die Miß Veronius aus Boston, wenn sie im neuen Regenmantel wiederkommt, und über den Schoddelduddel und Eure verrückte, braungebrannte, aber vergnügte Tochter ... Und noch eins: so schön's hier ist und so schlicht und vornehm zugleich und so gut ich's habe — übrigens Respekt! ich zahle für meinen Aufenthalt mit, alles lasse ich mir denn doch nicht schenken — ich lerne auch manches. Die Familie Sennelaub ist voller Interessen, wenn man sie erst näher kennt. Der eine Vetter hat eine feine Buchhandlung in der Straße am Opernhaus mit seltenen Büchern und prachtvollen Autographen. Gerad vorige Woche hat er ein Originalgedicht von Hölderlin — noch ungedruckt — erworben, das der Arme — schon im Wahnsinn in Tübingen — noch an seine, ‚Diotima' genannte Liebe gedichtet hat. An die Frau eines Herrn Gontard aus erster Frankfurter Familie — der war auch kein Schaustück, der Herr Gontard, aber seine Frau muß herrlich schön gewesen sein ... Ja, und dann einen Brief des Marquis de Sade aus der Bastille in Paris an seinen Advokaten. Der war aber so unanständig, der Brief, daß man ihn mir nur von weitem gezeigt hat ... Der andere Vetter Sennelaub führt das väterliche Geschäft fort. Hat ganz herrliche China-Sachen — sogar der Oberstleutnant von Lindebomm, der selbst in China war und den ‚Sühneprin-

zen' noch gekannt hat, der hat ihm dieser Tage eine chinesische Madonna mit Schlitzaugen und schrecklich langen Nägeln verkauft. Sein Kathrinchen, sagt er, hat das Bild nicht sehen können. Der eine Sohn, nicht vom Oberstleutnant, der ist Junggeselle, sondern vom Vetter Sennelaub, ist ein bißchen ein Flittchen. Wir haben ein ulkiges Skandälchen mit ihm erlebt. Er hängt hier an einer Theaterschule fest und ist auf Kosten des Vaters ein Dandy und ein Mäzen. Der andere — denkt Euch, wir lernten ihn kennen, als er im Gefolge Albas in der Nacht auf dem Römerberg vom Pferd fiel — ist ein großer Künstler. Bildhauert und malt — mich will er auch malen. Und aushauen —! Aber, bitte, woher die Zeit nehmen! Ein schöner Mensch übrigens. Und dabei ganz einfach und erfüllt von Genie. Morgen wollen sie mir — Onkel Nikolaus und Cornelius, das ist Albas Gefolgsmann — das Goethe-Haus zeigen! Zwei Künstler —

Ja, das ist mir nämlich das Wunderbarste, aber — nicht weitersagen, bitte! — Onkel Nikolaus — der ein Menschenalter in Philadelphia als Großkaufmann gelebt hat — dichtet heimlich! Und läßt dann die Notizbücher liegen, in die er seine Verse geschrieben hat. Der sonst so selbstsichere Mann schämt sich, wie ein Primaner, seiner Verse und Gefühle — aber ich hab' ihn bestimmt nächstens so weit, daß er mir was vorliest. Hölderlin, der hier in Homburg sein Denkmal hat, ist sein Liebling. Es hört sich an wie ein Wunder, wenn der alte Amerikaner die zarten, hellklingenden deutschen Verse des armen, so früh Gestorbenen — aus dem Gedächtnis! — vor seinem Denkmal rezitiert. Und wenn er vor seinem Bild von der vornehmen Susette Gontard erzählt, bei deren Kindern der

Hölderlin Hauslehrer war, und wenn dann — der Kaufmann, der Amerikaner, der vor zehn Minuten noch am Frühstückstisch aufmerksam die Kurse studiert hat — an dem Denkmal die Werke des Toten vor sich hinspricht: ‚Ach, nun hab' ich dich gefunden — schöner als ich ahnend sah — hoffend in den freien Stunden — holde Muse, bist du da.' Oder: ‚Ach, du warst in abgelebten Zeiten — meine Schwester oder meine Frau . . .'

Es ist dann, als ob er, heimkehrend in ein Land, in dem noch Verse klingen, noch Träume geträumt werden, bewundernd und dankbar mit scheuer Hand einen unsichtbaren Kranz niederlege . . . Wißt Ihr, wenn man an einem Sommermorgen im Homburger Park so was erlebt, dann ist man so schrecklich weit entfernt vom Alltag und von Berlin und sogar von dem lieben, schönen, aber ein bißchen steifen Potsdam, wo die Damen noch hohe Krägelchen tragen und mit so geradem Rücken einkaufen; und wo durch alles Festliche und Besondere die Melodie — fern sei es von mir, daß ich sie schelte! — ich liebe sie sogar wie ein Stück gesungene Heimat —, die Marschmelodie klingt: ‚Fridericus Rex — unser König und Herr . . .'"

Aus einem Brief des Otto Schickedanz an Frau Lenchen Schickedanz:

„. . . Ja und Du mußt das verstehen, Mutter. Wie wir dann zum zweitenmal in Frankfurt eingefahren sind, ja, da habe ich mir hinter Eschersheim ein Herz gefaßt. Hab' den Wagen gebremst und bin abgestiegen und bin an den Schlag herangetreten. Und die Herrschaften, der gute Mister Sennelaub, der wo grad was in sein Notizbuch geschrieben hat, und das schöne Fräulein, das seine Nichte

heißt — aber sie ist's nicht, aber Du darfst nichts Böses denken — denn was Du denkst, also das ist's ganz gewiß nicht —, also die beiden haben große Augen gemacht und gestaunt, was ich plötzlich am Wagenschlag will.

Ich aber habe an meine grüne Mütze gegriffen und hab' mir ein Herz gefaßt und hab' gesagt: „Herr Sennelaub, hab' ich gesagt, tun Sie mir, bitte, ein Wort erlauben! Ich hab' Sie bald sechs Jahre in Philadelphia gefahren, Herr Sennelaub. Und fahr' Sie jetzt hier auf Frankfurt zu, wo daß wir beide eigentlich her sind. Aber damals — wie Sie mich aus dem Dreck gezogen haben da drüben — weil Sie an meiner Sprach gehört haben, daß ich ein Landsmann vom Main bin — und da haben Sie gefragt — auf frankfurterisch: ‚Guck emol an, e Landsmann vom Main in Philadelphia?! Ei, was duhn Sie denn hier mache?' Und da hab' ich gesagt: ‚Ei, ich fütter' die Seehund und die Flamingos im Zoo. Aber ich glaub', ich hab' mehr Hunger als die Biester.' Und da hawwe Sie gelacht und auf englisch gesagt: ‚So hab' ich ungefähr auch angefangen. Bloß — ich hab' die Affen im Zoo von Neuyork gefüttert! Aber jetzt geht's.' Und dann haben Sie mich in Dienst genommen, haben mich Chauffeur lernen lassen und mich in Ihrer schönen grünen Livree den Wagen fahren lassen.

Aber eh daß wir das erstemal gefahren sind, da haben Sie gesagt: ‚Also deinen Nachnamen vergesse ich immer. Deinen Vornamen ‚Otto' mag ich nicht nennen, weil ich einen guten Freund gehabt habe, der so hieß und der diesen Namen für mich mit ins Grab genommen hat. So will ich dich lieber', haben Sie gesagt, ‚weil du von drüben, von der anderen Seite vom Main, von Sachsenhausen bist,

will ich dich in unserer schönen Muttersprache ‚Dribbderbach' nennen.' Und das war mir recht, und das hab' ich da drüben gern gehört, Herr Sennelaub. Denn es hat mich ja an meine Heimat erinnert und an meine Mutter, die dem Herrn Kasimir Rübsam in Berlin so brav die Wirtschaft geführt hat und dann — weil sie doch das Malheur gehabt hat, das ich dann geworden bin — wieder nach Frankfurt gezogen ist. Oder dribb-der-Bach nach Sachsenhausen ... Ja, aber jetzt, wo daß wir wieder im Land sind, alle beide, und wo wir auf Frankfurt zufahren, möchte ich recht schön bitten, ob Sie mir nicht meinen ehrlichen Namen wiedergeben wollen, Mister Sennelaub, daß ich jetzt nicht mehr ‚Dribbderbach' heißen muß, sondern wieder: Schickedanz, Otto Schickedanz. Sie können mir ja, hab' ich gesagt, ‚ein bißchen was vom Gehalt abziehen dafür, daß Sie jedesmal Ihr wertes Gedächtnis so arg anstrengen müssen, wenn Sie mich rufen ...'

Aber da hat er hell aufgelacht und hat gesagt: ‚Nichts da, Gehalt abziehen! Hier sollst du deinen schönen, ehrlichen Namen wieder haben: Schickedanz, Otto Schickedanz! Denn in die Gegend und da drüben in die Gärten am letzten Hasenpfad, da paßt der Name fein hinein', hat er gesagt, ‚und hier, wo man kein Englisch hört und nur Frankfurterisch, da vergißt man ihn auch nicht so leicht ...' Und Mutter, also wenn ich Dich nächstens besuche, dann heiß' ich wieder wie Du Dein Lebtag geheißen hast: Schickedanz.

Und noch eins. So schön meine grüne Uniform ist und so herrlich der Opelwagen läuft — wenn der Mister Sennelaub wieder nach Philadelphia rüber geht, ich bleib'

hier. Es ist hier doch — ich weiß nie wie und wieso — ganz anders wie da drüben. Die Menschen sind gröber vielleicht, aber sie reden mehr und vergnüglicher. Und sie meinen's herzlicher. Einer hat mal Zeit für den anderen, und sie schwatzen auch mal von was, wo gar nichts dabei verdient wird.

Ja, und das, weswegen ich damals so rasch hinübergemacht bin und daß ich überhaupt aus'm Dienst so fortgelaufen bin — das ist ja nun längst vergessen. Und daß Du's weißt, Mutter — und deshalb schreib' ich's auf —, der Mister Sennelaub weiß auch erst seit gestern von der Geschichte. Ich habe mich immer geschämt, und wenn er gefragt hat, warum daß ich fortgemacht bin, hab' ich immer gesagt: ich hätte eine Liebschaft gehabt und da hätte es eine Keilerei gesetzt. Und da hat er bloß ein bißchen gelacht und gesagt: das kenn' ich ... Aber jetzt, wo wir uns gestern so zusammen erinnert haben an die alte Zeit, und ein Wort hat das andere gegeben, da bin ich denn doch mit herausgerückt. Und da hat er sehr gestaunt und gesagt: sein Urgroßvater ist auch Postillon gewesen. Aber von Thurn und Taxis ... Übrigens die alte Uniform, die muß mir noch passen. Ich wieg' bloß zwei Pfund mehr als damals. In Amerika wird kein Mensch dick. Und ich tät' sie gern mitnehmen, wenn ich vorbeikomm', und einmal wieder heimlich anziehen. Leg sie mir paraat, gelt? ... Ja, und wenn damals nit Kaisers Geburtstag gewesen wär' und ich als Kaiserlicher Postillon — der zweitjüngste war ich, der aus der Hauptpost hinausgefahren ist am Morgen, und der Oberpostmeister hat noch auf'm Hof, wo wir abgefahren sind, über mich gesagt, daß ich am besten blas' von allen — die anderen täten kiecksen, hat er gesagt —

wenn ich da die weißen Buxen nit angehabt hätt' und den Galarock und das blanke Horn um — da wär's auch nicht passiert am Abend in der Appelweinwirtschaft vom Gerhard ... Aber wie ich das Blut gesehen hab' an der Lederhos' — und hab' selbst keine Wunde nit gehabt und hab' mich erinnert, daß da Messer herumgelegen sind auf dem Tisch für die Radies, da hab' ich eben den Kopf verloren — und nix wie weg! ... Kohlen hab' ich geschippt bis da drüben — ja, und dann ist die Misere erst recht losgegangen ... Aber wenn ich gewußt hätt', was ich jetzt weiß, daß das Blut an der Galahos' aus meiner Nas' gewesen sein muß, wo mich der Schorsch im Suff draufgeschlagen hat — und daß eigentlich gar nichts passiert ist als eine Keilerei, die mich einen Tag Arrest gekost' hätte oder einen Taler ... Ach du lieber Gott, wie wär' ich dageblieben — und ich wär' mit hinaus an die Front — und wär', wenn ich halt nicht in Flandern läg' oder in Rußland — mit heimgekommen nach Frankfurt ... Freilich, damals noch in ein Deutschland und ein Frankfurt, wo alles zu unterst und zu oberst gegangen ist. Und dann geht jetzt so ein feiner, strammer Zug durch das Land. Immerzu begegnen wir marschierenden jungen Leuten. Die sind in ihren braunen Hemden vergnügt und singen begeistert von ihrer Fahne und all so was ...

Und hol' mich der Teufel — bei Dir in den zwei kleinen Stübchen, in denen Du als Hausbesorgerin frei wohnen darfst, ist's schöner und behaglicher als in der fein tapezierten Chauffeurwohnung über den drei Wagen des Mister Sennelaub in Philadelphia. Und all das, was so bei Dir herumsteht, die paar Sächelchen und Bilder, ach, und die alten Muschelkästchen, mit denen ich als

Kind so gern gespielt hab' — das war mir doch neulich, wo ich's wiedergesehen hab', alles so, als ob das zu mir sagen tät': ‚Otto, bleib doch da! Was willst du nochmal in den Ozean speien wie ein Reiher' — denn seekrank werd' ich immer — ‚bleib du schön am Main bei deiner alten Mutter! Denk dankbar an die Zeit, wo du von die Seehund losgekommen bist und bist der ‚Dribbderbach' geworden. Und vergiß den guten Mister Sennelaub dein Lebtag nicht und nicht das schöne Fräulein Veronius, die dann längst wieder in Potsdam sitzt, wo sie eigentlich her ist, und das du durch den ganzen Taunus gefahren hast von Homburg aus über Königstein und Eppstein nach Wiesbaden und über den Vogelsberg nach Salzschlirf und in den Spessart hinein bis Wertheim und zurück über Rüdesheim und Caub den Rhein hinunter und die Lahn hinauf nach Ems und Nassau und auf die Schaumburg — das vergiß alles nicht, aber bleib du schön am Main, Otto Schickedanz! Arbeit wirst du schon finden — und wenn's wieder im ‚Zoo' bei die Seehund wär — und laß dir alle Sonntage dein Stück saftig Rindfleisch mit der grünen Sauce, wo sie in Amerika gar nicht kennen, bei deiner alten Mutter schmecken! Vielleicht erzählt sie dir dann sogar mal, wer eigentlich dein Vater gewesen ist und warum daß du immer so schrecklich Heimweh gehabt hast nach dem eisernen Steg und dem Frankfurter Dom und den Wegen — nicht auf Gummirädern, sondern hübsch zu Fuß — über'n Fuchstanz auf den Feldberg und auf die Steinwäll' am Altkönig...'"

Nikolaus Sennelaub an seinen Vetter Adam Sennelaub, Frankfurt am Main:

„Lieber Adam! Es ist mir wirklich ein Bedürfnis, Dir

heute, an einem verregneten und deshalb für die Schreibarbeit doppelt gesegneten Nachmittag, einen besonders herzlichen Gruß zu schicken. Ich möchte einem aus der Familie doch mal nicht nur in flüchtigem Wort und Händedruck, sondern in ein bißchen, sagen wir: gesammelteren Sätzen meinen ehrlichen Dank aussprechen für die aufrichtige und warme Art, in der ich und meine Nichte von meiner ganzen — von mir, ich geb's zu, etwas schlecht behandelten — Familie in Frankfurt empfangen worden sind.

An Dich, als den Ältesten der noch Lebenden, wende ich mich mit diesen Zeilen, da ich nicht jedem einzelnen schreiben kann: wie unendlich wohl es mir getan hat, in der unvergessenen Vaterstadt in einem Kreis der mir Blutsverwandten selbst nicht ganz vergessen zu sein.

Wohl waren, das weiß ich, in mancher Brust bei diesem Wiedersehen starke Vorurteile zu überwinden. Und wenn mir Dein Bruder, der gute Bernhard, neulich, als er zu unseren Ehren den köstlichen Rauentaler aus dem Keller holte und selber nicht eben wenig davon trank, auch schon zum dritten Male die Geschichte erzählte, daß er eigentlich die Amerikaner nicht ausstehen könne, weil ihm mal ein Flegel aus Cincinnati oder Neuyork kräftig in das Fußbad gespuckt hat — so scheint doch auch er sein Mißtrauen und seinen Abscheu langsam überwunden zu haben. Und er hätte mir in seiner gehobenen Feststimmung neulich beim Abschied sicherlich das vertrauliche ‚Du' angeboten — wenn er nicht als Vetter aus der Kindheit und von Jugendtagen her bereits das Glück solcher Vertraulichkeit genösse.

Der kleine Zusammenstoß, den die erste Begegnung mit

Deinem jüngsten Sohn Amadeus in Homburg brachte, haben wir beide wohl längst vergessen. Bei dem ausgedehnten Abendessen aber, das Ihr uns freundlicherweise vorgestern schlemmen ließet — gewiß mit Recht betonend, daß es nicht *immer* bei Euch so hergeht — hab' ich alles — nicht nur das erlesene Menü und die schönen Weine — mit großer Dankbarkeit genossen. Das alte Familienservice — Meißner Porzellan — hab' ich wieder begrüßt, und als Brotbehälter die von Kreuzen durchbrochenen silbernen Körbchen, in denen einst bei hohen Festen der Familie und zur Weihnachtszeit die Lebkuchen und die Zimtsterne lagen. Liebe Erinnerungen weckend habt Ihr das Mahl beginnen lassen mit Linsensuppe und Frankfurter Würsten, wie einst Sonnabends beim Großvater Taxius, dessen wir beide allein uns noch aus Knabentagen erinnern, und endend mit den köstlichen Quittenpasten, die unsere beiden Mütter in jedem Herbst im edlen Wettstreit der Güte und der Formen für die Weihnacht und ihren Lichterbaum herstellten. Bei diesem Gastmahl, das mir angeblich so verwöhnten Amerikaner durch seine Erinnerungen an Porzellan und Tischzeug, an langentbehrte Lieblingsspeisen und ungeschmierte rheinische Weine, durch Frankfurter Deutsch und Frankfurter Anekdoten vom alten Rothschild bis zum Intendanten Claar noch lange, lange in Erinnerung bleiben wird, hat er, Dein Amadeus, mir den Hamlet-Monolog und die Erzählung des Marquis Posa in einer Weise und mit einem Eifer versetzt, der mir denn doch zeigte, daß seine Liebe für die Kunst nicht allein auf Fräulein Petronella Perugia beschränkt bleibt.

Das Atelier Deines Sohnes Cornelius aber — der uns zuerst in der Nacht auf dem Römerberg hoch zu Roß als

Spanier begegnete — hat uns im Geschmack seines Arrangements nicht weniger als in der Kraft und Grazie seiner Arbeiten und Entwürfe einen wirklich großen Eindruck gemacht. Sein freundliches Angebot, meine Nichte in Marmor auszuhauen, nehme ich mit Dank an, willst Du ihm das sagen. Nehme ich an, wenn er, wie er behauptet, wirklich nicht mehr als fünf Sitzungen braucht, und die Erlaubnis, sie für die letzte Überarbeitung in Stellung und Kopfhaltung so zu photographieren, wie er sie für sein Werk braucht.

Ich habe der lieben, feinfühligen und klugen kleinen Person — die Euch allen, wie ich mit ehrlicher Freude wahrnahm, den besten Eindruck gemacht hat — noch nichts von diesem meinem Entschluß gesagt, da ich erst wissen möchte, ob Dein Junge mit meinem Angebot eines Honorars von fünfhundert Dollar für die Büste — das Material extra — sich einverstanden erklärt. Willst Du ihn darüber befragen.

Er kann mir seine Antwort, wenn er zustimmt, selber mitbringen bei dem kleinen Fest, das ich Euch allen — als bescheidenen Dank für den gütigen Empfang, den Ihr uns bereitet habt — auf der Saalburg richten möchte. Das heißt: ich denke, Ihr kommt alle am Sonnabend um die Kaffeestunde nach Homburg. Wir fahren dann in meinem und zwei gemieteten Wagen nach dem alten Römerkastell, das ich aus meinen jungen Lateinerjahren — damals wurde es gerade unter lebhafter Förderung des Kaisers ausgebaut — noch in weit besserer Erinnerung habe als den schrecklich vokabelreichen Brückenbau in Cäsars ‚Bellum Gallicum'. Wir soupieren dann — wenn's Euch recht ist — zusammen da oben in der Restauration beim Kastell,

und nach Besichtigung der römischen Trutzburg am Limes trinken wir eine anständige Bowle da oben! Ich lasse Euch dann später mit dem Wagen zu nicht zu früher Stunde nach Frankfurt zurückbringen ... Bitte, sprich mit Deinen beiden Jungen, mit Deinem Bruder Bernhard, der guten Tante Settchen, die mich besonders wiederzusehen gefreut hat in ihrem zwar von der Familie gelösten, aber doch die Treue zu ihr haltenden Verhältnis. Meine Schwestern Dorothea und Isolde sowie deren Mann werde ich selbst benachrichtigen.

Deine Tochter Justine, die auf den originellen Einfall gekommen ist, uns hier in Homburg im Hotel zu überraschen und hier Wohnung zu nehmen, sogar auf demselben Korridor mit uns, ist geradezu begeistert von meinem, wie sie sagt: ‚klassischen' Vorschlag. Sie ist, wie Du sie ganz richtig nennst, eine ‚Kassandra'. Wennschon, gottlob, eine erfreulichere als die Namensbase des untergehenden Troja. Eine Kassandra des aufsteigenden Deutschlands. Und mir gegenüber speziell eine zuversichtliche Prophetin voll unverdienten Wohlwollens. Sie konstatiert jeden Morgen, wie mir so Bad wie Brunnen ausgezeichnet bekommen. Darin hat sie übrigens recht. Auch mein mehr auf dem realen Boden der Untersuchungen stehender Arzt ist sehr zufrieden; und ich glaube selbst, wir werden hier des Schadens, den mir die Hast des Lebens da drüben und die ewigen Eisgetränke zugefügt, bald Herr werden. Die gute Justine findet jedenfalls und beteuert's mit leuchtenden Augen, daß ich fast stündlich ‚mich verjünge'. Sie ist geradezu rührend besorgt um mich. Als sie mir gestern früh auf den wirklich famosen Golfwiesen beim Spiel, das sie — es scheint, mir zuliebe — bis jetzt mehr leiden-

schaftlich als ausgesprochen talentvoll betreibt, einen Ball, den sie wirklich mal traf, mit ziemlicher Wucht an den Knöchel schmetterte, brach sie in Tränen aus und war untröstlich. Ich hatte eigentlich mehr Mühe, die Teilnehmende zu beruhigen, als der Arzt, den sie selbst mitten aus seiner Sprechstunde herausholte, mit meinem etwas geschwollenen, schmerzenden Knöchel.

Auf eines kannst Du vielleicht gelegentlich unauffällig bei Deiner Tochter hinwirken. Durch Andeutungen hat sie erfahren, daß meine liebe Nichte Eugenie ihre Mutter sehr früh und ihren Vater auf sehr tragische Weise nicht viel später verloren hat. Und jetzt fühlt sich die gute Justine von jener unseligen — ich möchte nicht ‚Neugier' sagen — von jener unseligen Leidenschaft, die oft ältere Mädchen befällt, heftig getrieben, immer wieder über diese schmerzlichen Dinge aus meiner Nichte die letzten Details herauszuholen. Über diese längst vergangene, traurige Geschichte, deren Kenntnis Eugenie doch selbst mehr aus Erzählungen schöpft, die ihr — der damals noch im zarten Alter Stehenden — später von Freunden und Verwandten, darunter auch von mir, gemacht worden sind. Meiner Nichte aber geht es wie mir: wir schlürfen hier mit ganz besonderem Behagen europäische Luft, genießen mit solch dankbarer Gegenwartsfreude sympathisches Milieu und deutsche Gastlichkeit, daß wir über Vergangenes in Amerika möglichst wenig gefragt sein möchten. Über das Allgemeine dort drüben gibt es ja so viel gute Bücher. Und das Persönliche — mein Gott, unsere Familiengeschichte, soweit ihre Kapitel in Amerika spielen, enthält des Trüben und Tragischen so mancherlei, das wir gerade zu vergessen, von dem wir uns hier zu erholen herübergekommen sind.

Ja und jetzt noch — der Abend steigt auf und der Brief soll zur Post — noch ein Wichtiges, lieber Adam! Ihr glaubt: ich habe da drüben, als ob ich jeden Morgen einen Becher Lethe gefrühstückt, mich nie um die Familie in Frankfurt gekümmert. Da habt Ihr recht und unrecht zugleich. Denn — erst war es Trotz und Ärger darüber, daß sich die Familie zu dem gewiß allzu kecken und allzu jugendlichen Vorgehen gegen eine hochbetitelte Person, einen in Frankfurt gern gesehenen Ausländer und mittelbar auch gegen eine schöne Frau und Künstlerin, so heftig tadelnd und ablehnend verhielt. Dann war es der Stolz — der Kampf mit dem Leben, der da drüben viel Bitteres hatte für den durch die Frankfurter Verhältnisse, durch die gute Familie und die Sicherheit der Lebensbedingungen seiner Jugend verwöhnten Burschen. Und wenn ich nicht damals — ach, heute kann ich's ja ruhig sagen — ich habe als Hilfswärter wilde und entsprechend übelriechende Tiere gefüttert, in einem heißen Sommer klebriges Fliegenpapier auf den Straßen verkauft, in einem kalten Winter Briketts gehäufelt, gepackt und in die Keller geschleppt. Schließlich habe ich in einem Hotel dritten oder gar keines Ranges, wo ein Deutscher als tyrannischer Küchenchef für Deutsche kochte — er kannte übrigens das Städtchen Dietz an der Lahn und, wie sich gelegentlich herausstellte, das dortige Zuchthaus merkwürdig gut —, eine Anstellung als Abwäscher bekommen. Damit, mit dieser in Deutschland kaum vielbeneideten Position, begann mein Glück. Damals erfand ich, halb spielerisch, einen jetzt in Amerika vielbenutzten Abwaschtisch, auf dessen Mitte ein mit Löchern versehener Metallzylinder heftig rotiert, der mit starkem, heißem Wasserstrahl im Nu die in Fächerform

sich um ihn drehenden Teller reinigt ... Kurz darauf kam die wirklich nicht ganz unbedeutende Erfindung des Tonverstärkungsapparates — na, und da war's geschafft. Aber nun galt's: Verwertung, Kampf mit der Konkurrenz, Aufbau des neuen Privatlebens, Anpassung an den Wahnsinn des amerikanischen Tempos.

Aber der neue Amerikaner war, als seine Glücksumstände sich rasch und angenehm veränderten, auf drei Frankfurter Blätter abonniert. Die Heimat ging mit einem Zeitunterschied von zwölf Tagen mit ihm und er mit ihr. Und wenn mich einer von Euch — wie soll's mich freuen! — da drüben mal besuchte, würde er sich wundern, wieviel Frankfurter Erinnerungen — langsam und liebevoll gesammelt und aufgekauft durch Agenten — in den Stuben meiner Villa hängen, stehen und in Mappen und in Schränken, sauber katalogisiert, verwahrt werden ...

So weiß ich so gut wie Ihr, daß der Vater Deines Vaters Theodor und meines Vaters Ulrich Sennelaub, der 1804 geborene und 1876 in Frankfurt als Kapitän gestorbene Taxius Sennelaub war, der uns, Dir und mir, noch aus unserer frühesten Jugend angenehm in Erinnerung lebt, weil er uns aus Zigarrenkistchen und Holzabfällen und Borke so herrliche Schiffchen baute, die wir auf Rädern, in der Gegend, wo später die Christuskirche gebaut wurde, stolz über die Felder zogen. Sein Vater, also unser Urgroßvater, 1735 geboren und 1840 gestorben, war Postillion im Dienst von Thurn und Taxis. Irgendwo in der Familie gab's noch ein Bild in Gala von ihm, mit weißen Hosen, blauem Rock, Hahnenfedern am schmucken, blanken Lackhut und umgehängtem gelbem, wie echtes Gold glänzendem Horn. Nach Thurn und Taxis,

dem er diente, bekam auch sein Sohn den seltenen, den in den Frankfurter Standesbüchern wohl einzigen Vornamen ‚Taxius'.

Der hat später des toten Vaters Horn hoch in Ehren gehalten und bei Raritäten aus der Zeit seiner eigenen Seefahrten bis ins Eismeer und die Südsee aufbewahrt. Von ihm kam's an den Vater und — das hat mir meine Schwester Dorothea jüngst erzählt — bei der Auseinandersetzung nach des Vaters Tod, als Dein Bruder Bernhard das Geschäft übernahm, das die beiden Brüder gegründet und hochgebracht, kam bei der Teilung an D i c h das alte Spinett, auf dem nach einer vorhandenen Urkunde Dein geliebter Wolfgang Amadeus Mozart als Knabe gespielt hat. Bernhard aber erhielt dafür als Gegenwert zugesprochen: eine Punschbowle, ein Plüschsofa, in dessen Eck der Großvater Taxius mit dem Ausruf: ‚Stopp!' gestorben, und das Horn, auf dem der Urgroßvater geblasen hat, wenn er durch den deutschen Frühling fuhr.

Bei all unseren Begegnungen in diesen Wochen, das wirst Du mir zugeben, habe ich niemals auch nur mit einem Wort auf die von Euch vorgenommene Teilung damals — es muß wohl 1905 gewesen sein — angespielt, bei der ich weder zugegen war noch berücksichtigt wurde. Also ich versteh' das durchaus. Ich galt eben als verschollen, als gestorben, und war ja freiwillig hinausgestürmt, um nicht wiederzukommen ... Aber nun bin ich da. Nicht um nachträglich irgendeine Forderung anzumelden. Nicht um Euch — die Ihr nach dem verlorenen Krieg in diesen Zeiten alle zu kämpfen habt und auch zäh und tapfer und ehrlich, wie eben alte Frankfurter Kaufherren aus gutem Hause, kämpft — nachträglich noch irgendeine Stütze des

mühsam, aber anständig gehaltenen Baues auf Grund irgendwelcher ausgegrabener Rechte zu rauben.

Wohl aber hätte ich eine Bitte. Überlaßt mir — nennt's ein Andenken, nennt's ein Zeichen unserer neu gegründeten Familienbande — überlaßt mir das Instrument des Urgroßvaters, das Horn von Thurn und Taxis. Nennt diesen Wunsch eine Schrulle von mir, eine kleine Narretei, aber überleg' Dir, Adam, ob Ihr sie mir nicht erfüllen könnt. Und wenn ja, so bitte Du Deinen Bruder Bernhard, den augenblicklichen Besitzer, sich — zu meinen Gunsten, der mit seinem Dank dann schriftlich auf jeden weiteren Anspruch verzichtet — sich von dem alten Horn zu trennen. Daß ich's ihm abkaufte, hielte ich — für beide Teile — ein bißchen schimpflich. Aber ich werde mich — sage ihm das —, wenn er darauf eingeht, an einer Stelle, die ihn freut, anständig revanchieren."

* * *

An demselben Abend, da der Postbeamte, der den Briefkasten im Vestibül des Parkhotels leerte, so reichlich auszuladen und zu schleppen hatte, geschah es, daß Eugenie nach dem Abendessen, das Nikolaus und sie mit Justine auf der Terrasse gemeinsam eingenommen hatten, den Onkel bat, ihr die heute angekommenen amerikanischen Zeitungen noch für den Abend zu überlassen. Sie wollte die Auslassungen über die neue Bewegung, die durch den Mund vieler Redner in großen Versammlungen Deutschland erwachen hieß, und die ihr viel zu versprechen schien, lesen und zugleich ein wenig ihr Englisch aufmuntern.

Denn schließlich — wenn die Leute die „Amerikanerin" englisch ansprachen, mußte sie mindestens ein paar richtige Phrasen erwidern, um dann klug und vorsichtig zu versichern, daß sie „lieber deutsch" spreche, um sich darin fortzubilden.

Übrigens war dieser angegebene Grund für die Lektüre nicht der einzige, der sie die Fülle der Riesenblätter dankbar Nikolaus aus der Hand nehmen ließ. Sie schützte gleichzeitig Kopfweh vor, denn Justine, die diesmal unten im Konzertsaal nicht ans Klavier konnte, weil da ein Fräulein aus Mannheim unter dem Beifall der Familie Versündigungen an Beethoven verübte, hatte gedroht, noch ein bißchen mit aufs Zimmer zu kommen. Sie wollte sich dort „in aller Gemütlichkeit" von Amerika, besonders von Philadelphia und Boston und den Familien Sennelaub und Veronius und dem gewiß sehr charakteristischen Leben dort erzählen lassen.

Diese erzwungenen Erzählungen über nie Erlebtes, die jeden Tag peinlicher wurden und die von Eugenie in vertrauten Gesprächen mit dem Onkel die „Märchen der Königin von Navarra" genannt wurden, waren ihr gräßlich. Jede alte amerikanische Zeitung mit ihrer Fülle von aufgebauschten Nichtigkeiten interessierte sie mehr als ihre eigene Familie in Boston samt den Erinnerungen an die Tante Nikolaus und an das Krokodil, das ihren Vater gebissen hatte.

Nach dem die Ausführlichkeit durch Herzlichkeit ersetzenden, von einem Kuß gekrönten Abschied auf dem Korridor löste sich Eugenie aus Justines knochigen Armen und verschwand sofort in ihr gemütliches Zimmerchen. Sie verriegelte die Tür, knipste ihr Licht am Nachttisch an, roch

noch einmal zufrieden an den besonders hübschen Nelken, die ihr jetzt auch abends auf Veranlassung des Managers ans Bett gestellt wurden, und wollte in den amerikanischen Blättern zunächst mal die Bilder betrachten und die interessanten Neuigkeiten lesen: daß Mister Webster nach sechs Wochen Abwesenheit aus Florida zurückgekehrt sei; daß Mister John King sich mit Miß Uschi Blackwood verlobt habe; daß der durch seine hier vielfach annoncierten Gesundheitstees mit Recht berühmte Apotheker Huxley demnächst in großer Rüstigkeit fünfundsechzig Jahre alt werde; und daß die zum Besuch hier weilende Schwiegermutter des Fabrikbesitzers Morney, Missis Schmidt aus Madison, leider über einen ausgespuckten Obstkern unweit des Stadthauses auf dem Penn-Square zu Fall gekommen sei, ohne sich ernstlich zu verletzen.

Wie Eugenie gerade, sich in ihrem Bett voll Behagen ausstreckend, stolz über die am ersten Regentag reichlichst erfüllten Schreibverpflichtungen, die von Nikolaus etwas unordentlich übergebenen Zeitungen entfaltete, fiel ein weißes Blatt heraus. Ein Quartblatt aus dem Block, den sie von Nikolaus' Schreibtisch kannte, beschrieben mit Blei in den großen, geraden, leserlichen Buchstaben. Auf beiden Seiten beschrieben. Immer vier Reihen sichtlich zusammengehörig. Verse —!

Da flossen alle die bedruckten Riesenblätter unbeachtet von der Bettdecke herab auf den Teppich. Ganz nahe zog sich Eugenie das grüne Lämpchen heran und las mit großen, begierigen Augen, was Onkel Nikolaus heute abend hier — gewiß nicht für ihre Augen — gedichtet und — mit ganz unbedeutenden Korrekturen — niedergeschrieben hatte:

Renner, Boxer und Athleten,
Preisgekröntes Schwergewicht
Lachen, wenn wer ungebeten,
Noch von der „Romantik“ spricht.

Lachen: daß des Ritters Ruhme
Einst der schönste Kranz geweiht,
Wenn er sich die „Blaue Blume“
Brach vom Fels der Einsamkeit.

Lachen: daß in deutschen Gauen,
Selbst wo die Pflicht die Räder trieb,
Mal zu schweigendem Beschauen
Eine heil'ge Stunde blieb ...

Bloß — in einem kleinen Reste,
Der sich schamhaft heut' verkroch,
Lebt ein Heimweh als das Beste
Von der Väter Erbschaft noch.

Heimweh nach der Hörner Tone
Aus begrünter Täler Schoß;
Heimweh nach der Postillione
Federhut und Lederhos'.

Heimweh nach beschwingtem Wandern
Aufwärts, wo der Friede wohnt —
Heimweh nach dem Glück der andern,
Das uns mit-zu-leben lohnt.

Heimweh, weit aus Glück und Ehren
In der Jugendgärten Grün

Still-besinnlich heimzukehren,
Wo die lieben Gräber blüh'n.

Heimweh, das die üble Praxis
Kaum verrauschten Tags bezwingt,
Wenn das Horn von Thurn und Taxis
Fernher durch die Seele klingt...

Zweimal las Eugenie aufmerksam die Verse und nach einer Weile ein drittes Mal. Vielleicht hatte sie, da sie Verse von dieser Hand, natürlich nicht absichtlich hingelegt, zwischen den Zeitungen fand, einen anderen Inhalt erwartet. Jetzt aber lächelte sie begreifend vor sich hin. Die letzte amerikanische Zeitung mit jenen grell aufgeputzten Nichtigkeiten aus dem Leben ferner Dutzendmenschen des Alltags ließ sie wortlos von der Bettdecke zu Boden rutschen.

Das beschriebene Blatt aber faltete sie sorgfältig wie eine kleine Köstlichkeit und legte es behutsam unter ihr Kopfkissen.

Dann drehte sie das Licht des Lämpchens aus und sah noch eine Weile mit offenen Augen in das Dunkel des Zimmers. Sie begriff, daß sie in diesen hingeworfenen Zeilen — die ihm wohl zwischen Briefen an Verwandte und Freunde, von denen er am Abendtisch sprach, unterlaufen waren — einen kleinen aber gut schließenden Schlüssel gefunden hatte für die Seele dieses feinen, guten, alten Herrn.

Und sie dachte nett und zärtlich an ihn, vielleicht wie's eine wirkliche Nichte sollte...

In der Nacht aber, als sie schlief und träumte und

draußen ein leichter Ostwind die letzten Wolkenwellen wegfegte und den Sternen Platz machte, die einen schönen Morgen versprachen, einen hellen Tag künden wollten, träumte Eugenie einen wunderlichen Traum.

Diesen Traum träumte sie. Es pochte an ihrer Tür und ohne sich zu graulen, weil es Nacht war, oder sich zu schämen, daß sie nur ein Hemdchen anhatte, stieg sie aus dem Bett, um zu öffnen. Da stand, seinen blanken Rappen am Zügel haltend, ein schwarzer Reiter des Herzogs Alba im Türrahmen. Der legte kurz zum Gruß seine Hand an die Stirn. Die mußte wohl verwundet sein, denn sie war mit einem feuchten Tuch umwunden. Und der Reiter sagte: „Signora", sagte der Reiter, „mein Herzog hat einen Brief geschrieben, den Ihr versehentlich an Euch genommen und behalten habt. Ihr habt das Schreiben, er weiß es, unter Eurem Kopfkissen dort verborgen. Nehmt es, bitte, hervor und gebt es mir, daß ich es zurückbringe..." Da sah sie den Reiter zögernd an und wollte leugnen. Aber unter dem strengen Blick der schönen dunklen Augen konnte sie das nicht. So ging sie barfuß im kurzen Hemdchen zurück ans Bett, nahm das Blatt unter dem Kopfkissen hervor und reichte es dem schwarzen Reiter hin. Der steckte es schweigend in den Stulpen seines Handschuhs, dann grüßte er, die Hand zum Helmrand führend. Die Tür krachte ins Schloß.

Davon erwachte Eugenie. Und als sie sich zurecht fand, warf die Morgensonne schon goldene Lanzen durch den kleinen Spalt im Vorhang. Eugenie aber stand — vor ihrem Bett. Barfuß und im bloßen Hemdchen. In der Hand aber hielt sie das Gedicht des Onkels Nikolaus an sein Horn von Thurn und Taxis.

Sie erschrak nicht. Als Kind hatte sie oft so lebhafte Träume gehabt, die sie aufstehen ließen; und sie erwachte dann immer erst wieder, wenn sie, wie jetzt, an den Beinen fror. Das war freilich lange her, daß sie zum letztenmal erwachend so gestanden und gefroren hatte ...

Wie aber kam's, daß sie im Traum so bieder das Blatt hervorgesucht — den Brief des Herzogs Alba ...? Ach so, jetzt fiel's ihr wieder ein, der schwarze Reiter hatte ihn ja geholt ... Hübsch war er auch im Traum gewesen ... Aber sie war doch froh, daß er den Brief nicht wirklich wieder mitgenommen.

Aber — daß er überhaupt gekommen, der schwarze Reiter Albas — im Traum — das freute sie a u c h ...

Nochmal ins Bettchen? Nein! Hemdchen aus! Und nebenan — husch — ins Badezimmer, in die Wanne, unter die Dusche. Und als das klare, kühle Taunuswasser so über ihren warmen Körper hinrieselte und die leicht fröstelnde Haut prickelnd anregte, stand sie gereckt und trotzig und sah unwillkürlich an ihrer knospenden Jugend hinunter.

Er will dich modellieren, fiel ihr ein. Und lächelnd nickte sie unter den sprühenden Tropfen: eigentlich — hat er recht.

Aber als sie dann, abgerieben und langsam die zarten Unterkleider ordnend, vor dem großen Spiegel saß, kam ihr der Vers in den Sinn, den sie sich gemerkt hatte.

Und der Vers ließ und ließ sie nicht los. Schon als sie hinunterging, den sicherlich schon wartenden Onkel zum Elisabeth-Brunnen zu bringen, hatte sie Mühe, nicht laut und verräterisch vor sich hinzusagen:

„Heimweh nach beschwingtem Wandern,
Aufwärts, wo der Friede wohnt;
Heimweh nach dem Glück der andern,
Das uns mit-zu-leben lohnt —"

* * *

„Du bist so komisch heut zu mir." — Onkel Bernhard, wie immer sehr adrett gekleidet, weiße Pikeegamaschen über den dunkelgelben Schuhen und ein rotes Röschen im Knopfloch, sagte es zu Tante Settchen.

Dabei saß er in dem geräumigen Ohrenklappensessel mit den vielen bunt gestickten Kissen, in dem er immer bei seinen Besuchen Platz nahm und von dem aus er sich helfend, beratend oder auch ein bißchen klatschend mit der alten Dame unterhielt, mit der er einmal — da sie noch jung und hübsch war — eine kurze, merkwürdige Ehe geführt hatte; und von der er nun schon dreiunddreißig Jahre geschieden war, weil sie im Schlafe sang.

„Wieso bin ich komisch —? Oder *heute* gerade komisch! Entweder bin ich *immer* komisch — das ist möglich — oder *ich* bin überhaupt nicht komisch — sondern du." Settchen sprach das scharf und logisch und sah ihren Besucher zürnend an.

„Du hast mir heute, als ich kam, nicht mal meinen Hut abgenommen wie sonst und dort an den Haken gehängt. Du hast mir auch noch kein Wort darüber gesagt, daß ich dir — außer dem Bund Wicken — ein Töpfchen von meinem neuen Puppenleim mitgebracht habe, den ich doch extra für dich nach vielen Versuchen erfunden habe."

„Der neue Puppenleim klebt zwar, aber er stinkt scheußlich nach Heringen."

„Um Himmels willen, Settchen! Wie sollen denn ausgerechnet Heringe in den Puppenleim kommen?"

„Das weiß ich doch nicht. Du hast ja um dein Rezept das Gewebe eines Geheimnisses gewoben, als ob sich's um die rote Tinktur des Albertus Magnus handelt! Nikolaus, der Amerikaner, hat mir übrigens neulich bei Tisch erzählt, daß er das Mittelmeer — er war doch schon mal vor Jahren auf dem Weg nach Frankfurt im Mittelmeer — wollte durch Italien zu uns heraufkommen und kam nachher doch nicht — du weißt?"

„Ich weiß. Aber was ist mit Nikolaus und dem Mittelmeer und den Heringen?"

„Er liebt so sehr das Mittelmeer, sagt er, weil keine Heringe darin vorkommen. Aber sonst hat er — bei aller Verehrung — manches auszusetzen am Land Italien. So sagt er: der italienische Steinfußboden macht ihn einfach konfus. So immer schwarz oder grau mit weißen Steinchen drin — das kommt ihm vor wie eine plattgetretene versteinerte Leberwurst."

„Auch ein Vergleich!"

„Oh, er macht sehr treffende Vergleiche, der Nikolaus. Und von den Italienerinnen sagt er: sie sind ihm ein Rätsel. Die meisten haben so blecherne Organe, wenn sie reden; und haben dann so wunderschöne seelenvolle Stimmen, wenn sie anfangen zu singen."

„Siehst du, Settchen, das ist mir auch alles damals in Florenz aufgefallen."

„Natürlich — wenn dir's ein andrer sagt, ist dir's auch aufgefallen!"

„Warum bist du heute eigentlich so bissig und borstig gegen mich, Settchen?"

„Ach, mir fällt ein, daß du natürlich nach Italien gefahren bist — erst nach unserer Scheidung. Wir sind auf unserer Hochzeitsreise nur bis Gersau am Vierwaldstätter See gekommen!"

„Richtig. Aber war's nicht auch schön?"

„Vielleicht war's das — aber es ist so lange her. Und seitdem ist so viel weniger Schönes passiert... Ja, und damals, als wir von der Tour auf den total verregneten Rigi ins ‚Hotel Müller' zurückkamen, hast du mir am nächsten Morgen zum erstenmal erzählt: ich singe nachts."

„Pardon, Settchen, das hab' ich dir nicht erzählt. Vielmehr hat der alte Konsul aus Augsburg, der nebenan in Nummer dreiundvierzig wohnte, hat mit dem Frühstück einen Brief herübergeschickt. Einen höflichen Brief aber... Jedenfalls mit der Mitteilung, daß er diese Nacht wieder nicht habe schlafen können. Und mit der höflichen Anfrage: ob die Dame denn immer nachts aus dem ‚Freischütz' und aus der ‚Zauberflöte' singen müsse."

„Ach, lieber Bernhard, jetzt willst du mir nach dreiunddreißig Jahren einreden, daß der alte Konsul aus Augsburg eigentlich unser Scheidungsgrund gewesen wäre?!"

„Aber, gutes Settchen, ich verstehe wirklich heute deine mimosenhafte Empfindlichkeit nicht. Sind dir vielleicht wieder die Tamarinden ausgegangen?"

„Rede nicht so schamlos: Nein — ich gebe zu, ich bin heute vielleicht etwas nervös. Und ich möchte dich sogar bitten, Bernhard — hm", sie machte sich hinten an der Vitrine zu schaffen, hinter deren blankem Glas ihr Stolz,

die Puppen aus der Werther-Zeit, gereiht und um die Brot schneidende Lotte gruppiert standen.

„Warum machst du ‚hm' statt zu reden?"

„Ich bin etwas verschleimt, das weißt du doch."

„Ich habe dir ja auch gestern Isländischmoospasten mitgebracht dafür. Aber was wolltest du mich bitten?"

„Ich möchte dich bitten —" Settchen stand noch immer vor ihren „Wetzlarern", wie sie die Puppen um Lotte nannte, und redete in den Schrank hinein: — „möchte dich bitten — ausnahmsweise — deinen mir sonst, du weißt, recht wertvollen Besuch heute etwas abzukürzen."

Bernhard hatte sich während dieses Dialoges im Zimmer umgesehen und mit einigem Erstaunen mancherlei Veränderungen in diesem die Behaglichkeit des Wohnraums mit dem Ernst der Werkstätte gefällig einenden Zimmer bemerkt. „Du erwartest Besuch?"

Einen Augenblick zögerte Settchen mit der Antwort und richtete an dem Frack der Werther-Puppe, die sie prüfend in der Hand drehte, noch einiges zurecht. Dann sagte sie ohne aufzusehen: „Ja, Besuch, der sich selbst angemeldet hat."

„Und den ich störe —?"

„Von dem du mindestens nicht als Bereicherung der Situation empfunden wirst." Und da Settchen sah, daß Bernhard leicht gekränkt Miene machte, sich aus dem Kissenhaufen zu erheben, fügte sie, milder, erklärend hinzu: „Eine — eine neue Kundschaft wächst da vielleicht. Das heißt, ich weiß noch nicht. Es kann auch ein anderer Grund sein, der ihn ... Jedenfalls ich möchte jetzt — ehe ich selbst im Bilde bin — ich möchte noch nicht darüber sprechen. Später also" — und nun klang's ganz lieb

und versöhnlich — „später! Du weißt ja, seit wir getrennt leben, vertragen wir uns ziemlich gut — und ich werde nichts tun — wenn's da was zu ‚tun' gibt — ohne deinen mir wertvollen Rat zu hören."

Vielleicht wenn Bernhard und Settchen die letzten dreiunddreißig Jahre nicht getrennt gelebt hätten, sondern verheiratet geblieben wären, hätte sich jetzt eine längere und lehrreiche Debatte an diese letzten Sätze geknüpft. So aber erhob sich Onkel Bernhard leicht ächzend aus der bunten Fülle der Kissen mit den gestickten Sonnenblumen und Flamingos und wandte sich lächelnd zum Gehen. Schon an der Türe, Hut und Schirm in der Hand — ohne Schirm ging er nie — drehte er sich noch einmal um: „Ich habe dir erzählt, daß Adam mir wegen des Horns ..."

Es kam ihm vor, als ob Settchens nie sehr farbenreiche Wangen sich jetzt etwas röteten. Oder sah das nur so aus, weil sie so nahe am Fenster in der Sonne bei den zartblühenden Kakteen stand?

„Ich weiß", sagte sie, „und du hast natürlich das alte Horn dem Nikolaus geschickt?"

„Kadzimura hat's vorgestern mittag mitgenommen", nickte Bernhard. „Er fuhr zum Oberstleutnant um zu fragen und nachzuschauen, ob der nicht vielleicht noch ein Pendant hätte zu der chinesischen Madonna mit den Streuwelpeternägeln."

Er fühlte Settchens Händedruck, der zugleich zu danken und zu verabschieden schien. „So war's recht, Bernhard, deiner würdig! Euer Vetter hat sich in der Erbschaftsangelegenheit so fabelhaft anständig, so ganz als Gentleman benommen."

„Tja — das heißt, eigentlich erbt man sonst — wenigstens in den Büchern und Zeitungsberichten, die man so liest — allemal umgekehrt. In Europa aus Amerika. Andersrum habe ich's eigentlich noch nie gelesen."

„Die Familie Sennelaub kann sich" — um Settchens gutmütigen Mund zuckte der Schalk, als sie das mit leichtem Pathos anmerkte — „kann sich eben wieder mal Besonderes leisten. Sie läßt in Frankfurt Verwandte, die in Philadelphia verschollen sind — nachträglich noch — ein schönes Familienstück erben. Und", fügte sie nach einer Weile hinzu, „ihre Frauen singen — zu früh geschieden — in der Nacht aus der ‚Zauberflöte'."

Bernhard war gegangen. Mit der respektvollen Verbeugung, die er jedesmal am Ende seines Besuches hier an der Schwelle machte, als ob er sich von einer Fürstlichkeit verabschiede. Settchen atmete ein wenig erleichtert auf. Das Fett, das ihr im Laufe der Jahre ein bißchen hinderlich nach dem Herzen gestiegen, schien leichter tragbar geworden. Mit einer gewissen jugendlichen Elastizität, die ihrer rundlichen Körperlichkeit eigentlich sonst nicht eignete, bewegte sie sich schauend und ordnend im Zimmer umher. Dann sang sie, was eigentlich der Situation wenig entsprach, aber ihr so unwillkürlich in die Kehle kam, die Arie der Philine halblaut vor sich hin: „Ti-ta-nia ist herab-gestie-ie-ie-gen."

Es war ein geräumiger und doch behaglicher Raum. Halb Wohnzimmer, halb Werkstatt. An der Hinterwand ein hochlehniges altes Sofa, zwei bequeme Armsessel dabei. Zwischen ihnen der Tisch, an dem Settchen ihre meisten Mahlzeiten einnahm, wenn sie nicht um die Ecke in die gastliche erste Etage der Witwe Honig ging,

in der ein „bürgerlicher Mittagstisch" ohne Süßspeise für sechzig, und mit Süßspeise für fünfundsiebzig Pfennig von zwölf bis drei Uhr nachmittags ohne Getränkezwang serviert wurde.

Der große Biedermeierteppich stammte noch aus ihrem Elternhaus. Ebenso die sechs guten, etwas nachgedunkelten Ölbildnisse an den Wänden. Von den Dargestellten waren ihr leider nur vier bekannt. Während ein besternter alter Herr, der einen mageren Hals, wie ein Kanarienvogel in der Mauser, aus golddurchwirktem Uniformkragen reckte, und eine dicke alte Dame, die eine verspätete Stuartkrause unter dem beträchtlichen Doppelkinn trug, ihr niemals vorgestellt waren. Gerade bei diesen Bildern aber — die Größenverhältnisse zwangen dazu — waren besonders feierlich die alten Blaker angebracht. Die schönsten Stücke des Zimmers waren wohl die zwei fast gleichartigen alten Vitrinen aus der späten Biedermeierzeit. Die eine gefüllt mit Familienerinnerungen. Vom Schirmknickerchen mit zierlich gearbeitetem Elfenbeingriff angefangen, das die gute Mutter noch auf Spaziergängen über die Promenade getragen, bis zur steingeschmückten, goldenen Schnupftabaksdose, ohne die der unverheiratete Vatersbruder nie von den Verwandten gesehen wurde. Die er, wie die Sage ging, sogar nachts im Schlaf krampfhaft in der rechten Hand hielt, und die aus den Fingern des vom Schlag gerührten Toten erst mühsam gelöst werden mußte.

In der anderen breiteren und geräumigeren Vitrine aber waren in drei Etagen die schönsten Puppenmodelle zu sehen, die Tante Settchen in ihrer langen Praxis geschaffen hatte. Oben die bunten Trachtenpuppen, die nach guten Vorlagen säuberlichst hergestellt waren, unten die Phan-

tasie- und schlichten Kinderpuppen. In der Mitte aber Settchen Sennelaubs berühmte „Gestalten aus der Werther-Zeit", von denen einige direkt nach den Figuren des Romans gearbeitet waren. Nur an Goethe selbst, den Sohn der Vaterstadt und den Heiligen ihrer Intelligenz, hatte sich Settchen nicht herangewagt. Sie hatte geschmackvollerweise der Versuchung widerstanden, den Meister in seiner Sturm-und-Drang-Zeit als Spielzeug der Urenkel seiner Frankfurter Jugendfreundinnen wieder auferstehen zu lassen.

In der Ecke beim Kamin aber stand der breite, starke, jetzt mit einer Brokatdecke überworfene Tisch, an dem Settchen zu arbeiten pflegte mit ihrer Gehilfin. Diese war ein Fräulein Tüpfelmann, ein altes Jüngferchen, das ein wenig schielte und stark hinkte und im Sitzen und Gehen weder hübsch noch graziös war. Wohl aber hatte sie ein fabelhaftes Geschick in den langen, dürren Fingerchen, das man wahrlich diesen wunderlichen Instrumenten für die erstaunlichsten Details im Kostüm ihrer Geschöpfe wie auch für den seelischen Ausdruck in Gesicht und Haltung nicht zutraute. Fräulein Tüpfelmann war heute früh mit mehreren Modellen von Settchen zur Kundschaft geschickt worden. Die freilich auch sonst sehr gütige Cheffeuse hatte der Davoneilenden immer wieder bedeutet und nachgerufen, daß die Heimkehr durchaus nicht eile; und daß sie sich in den schönen Gegenden bei dem herrlichen Wetter kleine Umwege ruhig gönnen solle und vielleicht aus besonders hübschen Auslagen geschmackvoller Läden neue Anregungen mitbringen könne.

An dem Zimmer in seiner Sauberkeit und Ordnung war eigentlich nichts mehr zu richten. Trotzdem zupfte

Gettchen hier noch an einem Vorhang herum, legte dort ein Deckchen oder ein Buch anders. Als sie gerade dabei war, den bunten Wickenstrauß, das duftige Mitbringsel des schlecht behandelten Bernhard, in der Kopenhagener Vase noch ein bißchen auseinanderzuzupfen, schellte es draußen.

Sie hörte, wie Minna, die schon seit einer Stunde wegen ihrer Schwerhörigkeit dicht an der Küchentür saß, auf den Korridor lief, als ob es brenne, den Schirmständer, dessen Standort sie seit vier Jahren kannte, wie ein unvermutetes Hindernis umriß und die Korridortür öffnete.

Eine Minute später schon stand Nikolaus, von der aufgeregten Minna ein bißchen geschoben, im Zimmer. In sehr diskret kariertem Sommeranzug, den hellen amerikanisch breiten Schuhen und der hübschen Perle in der bordeauxroten Foulardkrawatte, das ein bißchen dünnsilbrig schimmernde Haar korrekt gescheitelt, erschien er Gettchen als der Typ des älteren Kavaliers der Vorkriegszeit mit einem ganz leichten fremdländischen Einschlag.

Einen Augenblick zuckte ihr der Gedanke, die Frage durch das Hirn: dieser Gentleman — und das bildhübsche Mädchen, das Amerikanerin sein soll und deutscher aussieht als er — Onkel und Nichte...? Aber dann überwog die Freude, daß er da war. Sie empfand diesen Besuch durchaus als eine Auszeichnung. Und daß sie so ängstlich vermieden hatte, Bernhard von dem Erwarteten zu sprechen, hatte einzig seinen Grund darin, daß schließlich noch etwas dazwischenkommen könnte oder daß der kurzen höflichen Ankündigung auf dem Ansichtskärtchen mit der Sphinx aus dem Kurpark zu Homburg irgendeine mit der Familie zusammenhängende Angelegenheit zugrunde lag, die wieder diese Ehre etwas herabminderte.

Zunächst fand Gettchen für den prachtvollen Strauß mattroter Nelken, die er ihr galant überreichte, keine Bleibe. Aber Nikolaus, der sich mit einem wohlgefälligen Blick im Zimmer schon orientiert hatte, griff hilfreich mit den langen Armen eine alte schlanke Alabastervase vom Schrank, und es ergab sich, daß in dieses edle Gefäß der Strauß in seiner Herrlichkeit wie eingegossen paßte.

Ehe die beiden sich in den Sesseln am Tisch gegenübersaßen, hatte Gettchen rasch auf den Klingelknopf gedrückt. Und schon erschien — sie mußte wiederum, diesmal mit dem festlich arrangierten Silberbrett, an der Küchentür gelauert haben — die tüchtige Minna mit Sandwichs, Obst und dunkelgoldenem griechischem Süßwein in fein geschliffener Karaffe.

Und nun saßen sie sich gegenüber und stießen zusammen an, die beiden. Gettchen, die sonst überhaupt nichts trank, leerte ihr Glas auf Nikolaus' Wohl bis auf den letzten Tropfen. Als ob sie gewohnt sei, um diese frühe Zeit schwersten Wein von der Insel Kephalonia halbliterweise zu sich zu nehmen.

„Ich störe hoffentlich nicht zu sehr bei der Arbeit, Gettchen?"

„Aber wie solltest du! Ich habe mich so ehrlich über deine Karte gefreut. Bernhard war vorhin da — aber ich habe ihm nichts davon gesagt, daß du kommst. Weil ich dich gern einmal zunächst für mich allein habe."

Und bei aller Frische und Freude klang aus der Stimme der alten Dame, die eben noch das kecke Lied der Philine gesungen, eine gewisse Verschämtheit bei diesem Geständnis. Sie hatte ihn immer gemocht. Ehrlich gemocht, den lieben Jungen, der nun Silber im Haar hatte.

„Oh, Bernhard war hier?“ Nikolaus horchte auf. „Weißt du, daß er mir — mit sehr gütigen Worten — vorgestern einen ganz großen Wunsch erfüllt hat?“

„Du meinst des Urgroßvaters Posthorn?“

„Ja. Ich bin daheim — verzeih', in meiner zweiten Heimat — bin ich ein bißchen ‚Sammler‘ von allerlei Raritäten geworden. Mumien, Inkaschmuck, Indianerwaffen, alte Münzen — ganz besonders aber Frankofurtensien, für die ich in einem kleinen Münchner Antiquar einen besonders eifrigen und braven Vertrauensmann gefunden habe. Jetzt aber hab' ich Glücklicher das liebe stolze ‚Mittelstück‘ meiner Sammlung erworben — nein umsonst, durch Güte erhalten.“

„Na — umsonst?“ Settchen legte ihre immer noch hübsche Hand, die auch noch den Trauring trug, auf die seine. „Wir wissen und fühlen alle, lieber Nikolaus, wenn auch keiner davon spricht — jeder auf seine Weise — wie generös du dich benommen hast im Hinblick auf —“

„Reden wir nicht davon, Settchen! Es ist so unwesentlich... Und weißt du, alle die lieben Möbel, wenn ich welche davon genommen oder bekommen hätte, hätten in Amerika ganz traurig wie Fremdlinge herumgestanden und eine heimliche Sehnsucht, die auch in den toten Dingen lebt, hätte vielleicht ihr altes schönes Birken- und Kirschholz zerstört.“ Und sich umsehend in dem Zimmer, rühmte er ehrlich: „Aber du hast dir's hier behaglich eingerichtet, das freut mich. Behaglich zum Wohnen und zur Arbeit. So persönlich ist das ausgestaltet! Und so viele hübsche alte Sachen.“

„Erbstücke aus meiner Familie.“

„Und du hast noch Freude dran?“

„Aber wie!"

„Das zeigt", Nikolaus nickte ihr freundlich zu, „zeigt, wie jung du noch bist, Tante Settchen. Das Alter kommt spürbar, wenn der Besitz immer mehr den Eindruck des nur Geliehenen macht. Die Wurzeln des Baumes sind dann schon gelockert. Und hier", er trat vor die Puppenvitrine, „das sind wohl alles — deine — deine Meisterwerke? Denke dir, das wird dich freuen — neulich im Kaufhaus haben wir, Eugenie und ich, einen besonderen Tisch mit wunderhübschen Puppen gesehen. In der Mitte trug eine Landknechtspuppe ein kühnes Fähnchen, und darauf stand: ‚Ausstellung Settchen Sennelaub'. Du bist ja eine richtige Künstlerin geworden."

„Mein Gott, ich hab' selbst so lange mit Puppen gespielt und mir alles selbst gerichtet. Freilich, als nach ein paar Jährchen Pause aus dem Spiel ein Geschäft wurde, da hab' ich manches hinzugelernt. Aber ich habe auch Hilfen. Ein sehr geschicktes Fräulein, Tüpfelmann heißt sie. Aus guter Familie, aber ein graues Entlein, und zurückgekommen in den Verhältnissen, wie viele hier."

„Ja", Nikolaus sah ernst vor sich hin. „Wer mit dem Frankfurt nach 1870 groß geworden ist, dem tut manchmal doch das Herz weh, wenn er durch die Stadt geht. Da spielt natürlich wohl überall Persönliches mit. Die frühere Einhorn-Apotheke — ich, der ich als Bube vom Provisor immer ein Scheibchen Hustenleder geschenkt bekam, wenn ich was holte, weine ihr nach — ward ein Briefmarkenhaus. Das ‚Hotel Schwan' — in dem Bismarck mit dem berühmten Federhalter den Frieden unterschrieb, ein Ufa-Theater ... Freilich die Marmortafel mit der Kunde vom Friedensschluß noch dran, aber gleich daneben eine andere,

größere: ‚Modesalon' ... Und für den Heimkehrenden fast das Schmerzlichste: viele der vornehmen Häuser, die sich rings um die Anlagen Handelsherren und Patrizier in gepflegten Gärten bauten, an deren Toren einst so viel schöne Gespanne hielten, jetzt Magazine und ‚Gesellschaften' und Beleuchtungsläden ..."

„Laß das", wehrte Settchen, und ihre Augen waren ein bißchen feucht, „wir sehen's ja selbst. Aber dann flüchten wir in die unveränderte Altstadt, und dort ..."

„Dort ist alles beim alten. Wir haben sie gestern genau besehen. Unter bester Führung sogar."

„Wohl mit Cornelius?"

„Ja. Alle die Gäßchen und Tore und Brunnen ... Das war nicht, wie's die bezahlten Führer machen — pflichttreu, gründlich, ulkig im Dialekt, aber mit all seinen Zahlen und Namen so unpersönlich, so unerlebt. Da führte ein Künstler, der mit all dem groß geworden. Erst durch das grüne Meer der auf den geschleiften alten Festungswällen erbauten Promenaden zu dem, was noch von Barock und Rokoko in der Neustadt übrig ist. Das für uns Sennelaubs mit besonderem Klang genannte fürstliche Palais Thurn und Taxis, das Bürgerspital, die Hauptwache am Schiller-Platz, die ich immer wieder mitten im Getriebe der modernisierten Großstadt wie ein köstliches Idyll empfinde. Dann aber hinein in die Gassen und Gäßchen der Altstadt mit ihren ragenden Giebeln und malerischen Höfchen, mit ihrer Spitzweg-Gemütlichkeit des Fünffingerplätzchens und dem Grauen des Pest-Hauses. Und dann als Krönung des Ganzen der Dom und der Römer mit dem Stolz seiner Fassade, die unter Würdigstem und Pompösem auch das liebliche Höfchen des Hauses

Wannebach verdeckt mit seinen Schieferdächelchen und gewundenen Treppchen, seinem Turmgehäuse und seinen Holzgalerien, von denen die Blumen fast wie im begnadeten Süden in duftenden Sturzbächen hinunterfallen."

„Du wirst ja ein Dichter in der Erinnerung des Ganges —"

„Du hättest die Erklärungen hören sollen, die Cornelius gab. Es waren — waren die Schilderungen eines Künstlers."

„Der jung ist — und liebt."

„Wieso liebt? Wen —?" Ein ehrliches Staunen, in das sich ein wenig Schreck zu mischen schien, dehnte Nikolaus' Züge.

Fast schien es, als ob es Settchen leid wäre, was sie schon gesagt hatte. Sie ging nicht weiter auf Nikolaus' verblüffte Frage ein und sagte schlicht: „Ich kann mir denken, wie Eugenie gestaunt hat."

Aber Nikolaus hatte den Blick auf das Teppichmuster gerichtet, als ob er von diesen Röschen des Biedermeiermusters bis zur Ergriffenheit gefesselt sei.

So wiederholte Settchen nach einer Weile, indem sie wie leise weckend ihre Hand auf Nikolaus' Unterarm legte, ihren nicht eben bedeutsamen Satz: „Eugenie wird sehr gestaunt haben."

Nikolaus schien zu erwachen: „Wie? Ja — natürlich." Er war noch nicht ganz bei der Sache und klammerte sich an das zuletzt gehörte Wort: „Und *wie* hat sie gestaunt! Und doch ist schließlich Potsdam auch —" Er fing erschreckt den erstaunten Blick Settchens auf und merkte sofort, daß er sich verheddert hatte ...

„Wieso — Potsdam?"

„Nun — da ist doch auch eine fabelhafte Tradition — wenn auch natürlich ganz anders — sagen wir: steifer, nüchterner, preußischer — und auch schließlich viel kleiner als Stadt ..." Und rasch mit einem Lächeln, als ob er glücklich sei, den Zusammenhang wiedergefunden zu haben: „Wir haben's uns doch angesehen, ehe wir nach Frankfurt fuhren."

„Ach so, ihr habt euch auf der Herreise Potsdam angesehen. Da war noch nicht die Rede davon bisher."

Nikolaus schien nicht von Ehrgeiz getrieben, daß jetzt wieder die Rede von seinen Potsdamer Studien sein sollte. Er zeigte sich froh, daß der Name Cornelius gefallen war, und so sprach er rasch ausführlich und rühmend von ihm.

Settchen ging erst nur zögernd mit. Ihre kombinierenden Gedanken schienen noch in Potsdam zu sein. Allmählich fand sie sich zu Cornelius, seiner Person, seiner Kunst und seinem Atelier.

„Ich habe ihm ja auch so viel zu verdanken", sagte sie einfach. „Er hat eigentlich meine ganz schlicht als ‚Puppenklinik' begonnene Unternehmung — irgend etwas mußte ich doch tun nach der schrecklichen Inflation, auch verdienen — die hat er mit seinem Schwung ins Bessere, Höhere, Künstlerische gehoben. Er war es, der mir den famosen Tipp gab mit den Kostümpuppen. Schleppte unermüdlich aus dem Städtischen Museum, aus Privatsammlungen, die ihm zugänglich waren, Mappen und Bücher herbei. Betätigte sich selbst als Zeichner und stellte in Figurinen Farben zusammen. Gibt sich noch heute mit solchen Kleinigkeiten ab. Alles aus gutem Herzen — und ist doch so ein großer Künstler!"

„Ein gutes Herz und ein großer Künstler sind noch nie ein Gegensatz gewesen. Die Aretinos und Saphirs bringen es nur zu einem Höchstmaß niederwitzelnder Kritik... Und weißt du, Settchen, mir kommt das nur so vor, als ob jede gute Familie, die was auf sich hält und ihr Blut sauber und rein bewahrt, bei der Geschlechtswahl — unbewußt vielleicht — immer noch Verbesserung angestrebt hat. Als ob die so gewissermaßen triebartig zu einem Wachstum ihrer besonderen Art und manchmal zu einer hohen wundervollen Blüte kommen sollte. Haben wir da nicht wiederum in unserm großen Landsmann — unserm Stadtheiligen, möcht' ich sagen — und seiner Familie ein treffendes Beispiel? Der Urgroßvater Goethe, ein starker, stämmiger Schmied, der Großvater ein schon Feineres arbeitender Schneider. Der Vater studierter Jurist und mit dem Sinn für Würde: ‚Kaiserlicher Rat'. Der Sohn aber — die Blüte — der große Dichter aus Frankfurt, der in Weimar, am klassischen Musenhof, eines aufgeklärten Fürsten Freund, Minister und Exzellenz wird. Äußerlich, aber auch innerlich der große, gesunde, begreifliche Aufstieg der Kultur in einem zum Weltruhm gedeihenden Musterbeispiel ... Und — si parva licet componere magnis — das heißt: Pardon, wenn man das Kleine mit dem Großen vergleichen darf — sieh' mal unsere wesentlich bescheidenere Familie an! Der Ururgroßvater sitzt um 1800 als Postillion auf dem Bock der gelben Kutsche von Thurn und Taxis. Der Urgroßvater macht sein Steuermannsexamen, führt um 1850 einer angesehenen Schiffsgesellschaft Riesenkahn bis nach Indien und Südamerika und stirbt als eine Art Privatgelehrter in der Vaterstadt. Der Großvater Theodor — ein Gelehrter

von Rang, den nur ein kleiner Sprachfehler hinderte, auf dem Katheder einer deutschen Universität eine Rolle zu spielen. Der Vater Adam, eine Nummer im Buch- und Autographenhandel, einer der besten Mozart-Kenner, ich glaube auch Mozart-Spieler, der heute lebt. Und jetzt der Sohn — ich sehe seinen Aufstieg in einem neuen Deutschland voraus. Er wird seinen Förderer, seinen Mäzen und, was wichtiger ist, seine großen Aufgaben finden."

„Hat schon!" Fast triumphierend meldete das Settchen an. Ihre Hand zitterte vor Freude, als sie die Gläser wieder voll hellenischen Weins goß. Vor Freude, daß alles so war, wie Nikolaus gesprochen, und daß sie die erste war, die es ihm bestätigen konnte. Aber erst stießen sie an. Und wiederum trank Settchen ziemlich unbekümmert um die Schwere des Weins ihr Glas aus.

„Ein musikbegeisterter Mitbürger", sprudelte sie hervor, nachdem sie sich den Mund gewischt, „einer aus der Familie Bronner-Lutz, die noch nicht unter die Räder gekommen ist, Generalkonsul, alter Kunstfreund, Junggeselle, hat Cornelius gestern — persönlich — den Auftrag überbracht, auf seine Kosten die vier letzten Kapellmeister unserer großen Museumskonzerte — du erinnerst dich ihrer doch wohl...?"

„Aber ja! Freitags — sechsmal im Winter, denk' ich — es war immer der große festliche Abend der Eltern auf ihren Abonnementsplätzen, die sie, glaub' ich, selber schon geerbt hatten."

„Ja, also die vier letzten Dirigenten soll er als Geschenk des Generalkonsuls für den Saalbau — in Marmor..."

„Fein, ich gratuliere.“ Und plötzlich betrübter, fügte Nikolaus hinzu: „Da wird freilich mein bescheidener Auftrag wohl —“

Settchen lächelte verschmitzt: „Er hat dem Generalkonsul gesagt, der Cornelius: ‚Mit großer Freude und Dankbarkeit mach' ich mich an die Arbeit. Bloß — ich habe noch zuvor eine junge ‚amerikanische‘ Dame — nach dem Leben — zu modellieren. Und da will und kann ich, selbst wenn ich Ihren schönen Auftrag verliere, nicht zurücktreten, und kann's auch nicht verschieben, denn sie reist bald wieder nach Potsdam —“

War's Zufall, war's eine Gedächtnisverwirrung, daß Settchen Potsdam sagte... Es dauerte jedenfalls einen Augenblick, ehe sie sich, Nikolaus scharf anblickend, verbesserte: „Ach was, er sagte natürlich nach Amerika!“

„Das ist brav von ihm. Ich werde Gelegenheit haben, ihm in einer Stunde schon zu danken.“

„Habt ihr euch verabredet?“

„Er ist mit Eugenie vorausgegangen ins Goethe-Haus. Er will es ihr zeigen und erklären.“

„Das wird nicht so leicht sein. Man wird da in Gruppen herumgeführt.“

„Cornelius hat, sagt er, als Künstler aus bekannter Frankfurter Familie, und da er schon mehrfach Interieurs dort mit Erlaubnis gemalt hat, einen Passierschein der Stadt und darf sich allein oder mit nicht mehr als zwei Personen, auch ohne Führer, in den Räumen zu den üblichen Besuchszeiten aufhalten.“

Tante Settchen lächelte ihr gutmütiges Lächeln: „Das wird ihm so passen. Man hört in Versammlungen — ich war neulich auch in einer und bin bald zerquetscht worden

und war doch sehr befriedigt vom Gehörten, als ich zerbeult und geschunden heimkam — hört jetzt viel den Gedanken des ‚Führerprinzips'. Der Cornelius wird sich als Führer im Goethe-Haus — mit der hübschen Gefolgschaft — gewiß glänzend bewähren. Und vielleicht — verzeih den Verdacht — wird er nicht allzu hitzig die Hoffnung nähren, daß du bald nachkommst."

„Das glaube ich auch... Weißt du übrigens, Settchen" — Nikolaus hatte während des Sehens und Hörens die einzelnen Puppen alle scharf und kritisch betrachtet — „weißt du, was mir bei all deinen Puppen so gut gefällt und was sicher auch mit zu ihrem großen Erfolg beiträgt? Daß sie alle so fröhlich ausschauen."

„Eine blasse, traurige Puppe mit einem ernsten Gesicht verläßt nie den Puppenladen. Sie hat ihren Beruf verfehlt. Kinder sind Kinder."

„Sind nicht manchmal auch schon kleine Kritiker unter den Kindern?"

„Mindestens nachdenkliche. Sie werfen uns vor, daß unsere Geschöpfe innen voller Wolle und Sägespäne sind. Aber sie wissen noch nicht, daß die Puppen des lieben Gottes selbst innen viel, viel häßlicher aussehen."

„Die Trachtenpuppen gehen wohl am besten?"

„Bei den reichen Kindern — ja. Und Erwachsene — junge Frauen kaufen sie auch mit Vorliebe —"

„Ja, es gibt Frauen genug, die sind selber Trachtenpuppen. Sie gehen ihr ganzes Leben lang ein bißchen eigensinnig kostümiert. In Amerika sieht man da tolle Beispiele... Aber nicht um tiefsinnige Puppenweisheiten auszutauschen, kam ich hierher."

„Hoffentlich."

„Ich wollte neben der Freude, dich mal in deinem Heim zu sehen —"

„Die glücklich Geschiedene, die du — im Trinkspruch — verheiraten halfst. Ist es nicht sonderbar, daß diese geschiedene Ehe ganz glücklich geworden ist. Bernhard kommt jeden Tag. Und die andere Ehe deiner Schwester Isolde —"

„Ja, den Gatten, den mystischen Doktor Schöffer, sah ich bis jetzt nur in Bildern."

„Er photographiert sich gut. Aber er ist — auch wenn er praktiziert — die freie Zeit fast nie in Frankfurt. Er hat die Marotte, alter Zeiten Überreste zu finden. Alte Kirchen auszugraben, spürt Römerfunde auf, immerhin wenn er zufällig zu Hause weilt, ist er von einer fast altmodischen Galanterie. Deine Schwester Isolde war — ich glaube, das ist dir kein Geheimnis — war, nun Schiller würde sagen: ‚Schönheit war nicht die Falle ihrer Tugend'... ja, sie war nie besonders reizvoll. Das überließ die Natur dir — wehr' dich nicht, du sahst gut aus und stehst heute noch deinen Mann! — und deiner Schwester Dorothea. Wen hätte die alle haben können! Sie hat zu lange die Turandot gespielt und gewählt und gewählt — und nun hat die Güte ihres Herzens die Glätte der Epidermis überlebt. Und Isolde, die immer schwächlich und ein bißchen pockennarbig war, ist mit einem wunderlichen, aber angesehenen Arzt in behaglicher Ehe verheiratet."

„Du sagst, es ist ein vielbeschäftigter Arzt. Und dabei reist er immer umher?"

„Vielleicht treffen wir ihn zufällig in der Nähe der Saalburg, wenn wir deiner liebenswürdigen Einladung

— übrigens herzlichsten Dank! — mit Vergnügen folgen. Aber siehst du, so eine schlechte Geschäftsfrau bin ich — das heißt, nicht immer bin ich's, das kannst du mir glauben — aber du sprachst da etwas von einer kleinen Bestellung —?

„Ja, sieh mal, ich lebe da drüben als Junggeselle —"

„Witwer, dacht' ich?"

Settchen sah ihn beim Wort „Witwer" an mit einem Blick wie vorhin, als sie „Potsdam" gesagt hatte.

„Natürlich — Witwer. Ich sagte ja auch: wie ein Junggeselle. Wie soll ein kinderloser Witwer anders leben?"

„Natürlich. Deine ganze Familie — drüben — ist ja sie."

„Wer —?"

„Eugenie."

„Wieso? ... Natürlich Eugenie!"

Wenn ich noch lange bleibe, dachte Nikolaus, so werden das Puppenmilieu hier, die rührende Gemütlichkeit dieser Stube und die guten forschenden Augen der Tante Settchen mich noch zu Dummheiten bringen, die ich während der ganzen Homburg-Frankfurter Zeit bisher spielend vermieden habe. Und so fuhr er rasch fort: „Es handelt sich darum: wir haben drüben in Philadelphia viele Deutsche. Reich gewordene, arm gebliebene, große Nummern und kleine Leute. Und die kleinen Leute haben Kinder, und wir richten ihnen vom Verein aus ein schönes, echt deutsches Christfest. Zu dem wir —" Er stockte wie vor einem Hindernis unter dem Blick der Tante Settchen. „— wir kinderlosen Witwer natürlich auch was Anständiges beisteuern. Da bin ich — oder eigentlich

war's Eugenie, die auf den Einfall gekommen ist. Du könntest mir — rechtzeitig für die Weihnacht — eine Anzahl deutscher Trachtenpuppen herstellen, Dirndln und Buben, wie ihr sagt? Ich dachte: Bayern vom Oktoberfest, Schwarzwälderinnen, Hessenmädchen mit dem hochgekämmten blonden Haar und dem Atlaskäppchen drauf, Bückeburgerinnen mit den wulstigen Röcken — und was sonst in deinem Schauschrank so Reizvolles herumsteht."

„Wieviel?" fragte Tante Settchen und hatte schon einen Block und einen Bleistift in der Hand.

„Nun — sagen wir so drei bis vier Dutzend."

„Dutzend —??" Der Bleistift in Tante Settchens Hand zitterte ein bißchen, als sie sagte: „Vier Dutzend — das wären ja beinahe ein halbes Hundert Puppen."

„Gut, sagen wir ruhig: ein halbes Hundert, das ist einfacher."

„Einfacher schon —" Tante Settchens Stimme war vor Erregung etwas heiser. Sie trank als Gegenmittel das dritte Glas des goldenen Weins von Kephalonia aus. Was vielleicht nicht ganz das Richtige war. Denn sie mußte husten, und Nikolaus klopfte ihr beruhigend den breiten Rücken. Als der nicht kurze Anfall vorüber war, sagte sie, noch mit Tränen im Auge: „Diese Trachtenpuppen kann ich nicht so einfach herstellen — auch im Dutzend nicht."

„Ich dacht' mir's. Also wie wäre der Preis?"

„Ich mache sie in zwei Größen — eine zu fünf und eine zu acht Mark."

„Gut, nehmen wir die fünfzig zu acht Mark. Ich denke, je größer die Puppe, je größer die Freude der Kinder."

„Ja, das denk' ich auch. Und — Nikolaus — das soll ein fester Auftrag sein?"

„Natürlich. Und ich denke — obschon wir hoffentlich ein bißchen in Korrespondenz bleiben — wir machen das gleich so fest: wenn du nicht vorher eine schwarzgeränderte Anzeige bekommst, daß ich — um mit den armen Indianern zu reden — in die ewigen Jagdgründe hinübergewechselt bin, schickst du mir einfach jedes Jahr im Dezember — so daß ich's vielleicht bis zum Zehnten, Zwölften drüben habe — ein Paket mit meinen fünfzig Puppen, die ich dem deutschen Verein für seine Bescherung überweisen kann."

„Gern. An deine Adresse? Oder an die von Eugenie?"

Nikolaus spürte jetzt deutlich, daß sie ihn heimlich ein bißchen verulken wolle. Daß sie — hoffentlich als einzige — sein Geheimnis durchschaut hatte und nicht mehr von der alten Lesart zu überzeugen war.

Als er noch darüber nachsann, sagte sie plötzlich: „Dichtest du eigentlich noch manchmal?"

Er wollte „nein" sagen. Aber unter dem Blick ihrer gutmütigen Augen, in denen gar kein Spott lauerte, nickte er: „Manchmal — ganz selten."

„Doch nicht — englisch?"

„Iwo — ich spreche englisch den ganzen Tag — ich denke nur deutsch. Und wenn ich meine liebsten Gedanken denke, die noch immer meist Heimweh und Erinnerungen sind — dann erst recht deutsch. Aber" — er sah auf die Uhr — „um Gottes willen, ich sollte schon seit einer Viertelstunde im Goethe-Haus sein bei Eugenie und Cornelius. Und ich, der durch seine Pünktlichkeit berühmte —"

„Sie werden dich nicht steinigen, daß du dich verspätest."

„Meinst du?" Er ergriff seine Handschuhe. „Wie kommst du übrigens auf die Frage mit meinen Versen?"

„Mein Gott — deine Phantasie spielt auch in Prosa so hübsch. Welcher Amerikaner wäre — außer dir — auf den Einfall gekommen, ein halbes Hundert Puppen zu Weihnacht —"

„Ich sagte schon, der erste Anstoß kam von Eugenie."

„So — ja. Sie ist überhaupt so ganz anders, wie ich mir amerikanische Girls vorgestellt habe. Ein wirklich lieber Kerl, das hübsche Mädchen. Und wenn man denkt: diese schreckliche Jugend! Der Vater von einem Krokodil gefressen —"

„Nu hör schon auf!" Nikolaus brauste auf. Dann ging er unentschlossen im Zimmer umher, blieb schließlich vor der Lotte-Puppe, die das Brot schneidet, stehen: „Also, ich werde dir was sagen, Tante Settchen: zu deiner seelischen Beruhigung: der Vater lebt noch — die Mutter auch —"

„So, ich will dir auch was erzählen, Nikolaus: der Alte Fritz ist tot."

„Wieso, das ist er doch schon lange."

„Nu ja. Ich habe deine ‚Neuigkeiten' auch gewußt. Oder doch wenigstens mit einer Stärke geahnt, die schon mehr als Ahnung ist."

„Also — das Märchen der Königin von Navarra wäre zu Ende."

„Wie kommst du jetzt wieder nach Navarra?"

„Egal. Frag Eugenie! Aber du glaubst doch nicht etwa —?"

„Nein." Ganz prompt und bestimmt kam das heraus.

„Das habe ich vermutet. Aber ich glaub's nicht mehr. Wie sie von dir spricht und du von ihr — da liegt nicht das übliche ‚Verhältnis' zugrunde, das sich als Verwandte von da drüben vor der europäischen Blödigkeit der Verwandtschaft tarnen will."

„Und nun — wüßtest du gern weiter, wie das wirklich —"

„Ich leugne es nicht: ich wüßte gern. Neugier ist das Prinzip des Lebens. Der Säugling fängt mit der Neugier für alle Dinge seiner Umgebung an und greift mit den verlutschten Fingerchen nach jedem Gegenstand. Das wachsende Kind lebt von der Neugier für die Geschichten und Geheimnisse der Erwachsenen. Das Pubertätsalter — nun wir zwei werden uns hier nicht davon unterhalten, für was es sich in Neugier interessiert. Dann kommt die Neugier der Liebe und von der Mitte des Lebens an die Neugier: was ist der Tod?"

„Schön und wahrscheinlich richtig. Aber ich muß ins Goethe-Haus. Wenn du Eugenie wiedersiehst, nimm sie dir beiseite und frag sie. Sag, ich habe ihr erlaubt, dir die Wahrheit zu sagen. Aber — nur dir. Als Zeichen meiner Wertschätzung."

„Ich bin stolz darauf. Ganz schlicht und ehrlich: stolz. Aber — ich will mich revanchieren. Nikolaus, versprich mir noch — deine gute, im Augenblick wohl deine beste Freundin bittet dich darum —"

„Um was —?"

„Heirate sie nicht!"

Ganz kurz und einfach und klar wurden die drei Worte gesprochen. Sie standen wie ein großes Wunder im Raum. Eine Weile herrschte Schweigen.

Dann sagte Nikolaus, und seine Lippen mühten sich vergebens um ein Lächeln: „Aber Settchen — wie kommst du darauf? Ich — denke gar nicht daran!"

„Was man so denken heißt — nein. Aber du träumst davon. Lächelst vielleicht selbst noch über deine Träume. Aber sie kommen wieder. Und dein Lächeln wird stiller, und du erwägst: warum eigentlich nicht? Sie ist jung und hübsch und klug — du hast recht — und — ich lese in Frauengesichtern, vielleicht weil ich manches Brauchbare darin für meine Puppen sehe — und: es ist ein anständiges Mädel. Du imponierst ihr — und hast ihr Gutes getan. Wie du zu ihr kamst, weiß ich nicht. Sie spricht besser Deutsch als Englisch, das habe ich rasch gehört. Und das Krokodil — man muß nicht zu unwahrscheinlich werden, wenn man schwindelt. Aber sicher hast du sie in keinem Nachtcafé aufgegriffen — in keiner Tanzbar erwischt. Nicht nur deine Verhältnisse, auch deine Person, die merkwürdige Mischung in dir von Arbeitsmensch und Träumer, vielleicht von einer Frankfurter Jugend zwischen den Festen im Palmengarten und dem Weihnachtsmarkt auf dem Römerberg, und vom Kampf der Mannesjahre da drüben. In deinem Koffer sind sicher Geschäftspapiere und Patente — und Verse. Das sind Koffer, wie sie nicht oft über den Ozean mehr fahren. Und wer sie packt und mitführt, der ist imstande, zwischen nüchternen Geschäften, die er in Deutschland macht, für das Horn von Thurn und Taxis, das sein Urgroßvater vom Bock heruntergeblasen hat, seinen ganzen Anspruch an die Erbschaft in einem Frankfurter Patrizierhause aufzugeben. Solche Männer, wenn sie auch noch äußerlich was auf sich geben, halten sehr lange das Glück bei Frauen fest. Bei besseren Frauen,

die nicht lebensunklug, nicht unmodern sind, aber in denen der alte Traum des Geschlechtes noch lebt: in dem geliebten Mann, von dem sie schließlich das Kind ersehnen, den Mann und das Kind zu finden. Dann fragen sie nicht nach den Jahren, rechnen nicht nach, wann nach dem Gesetz der Natur das alles zusammenbrechen kann oder muß — sie sehen über allen, den Jungen, Unfertigen, noch Halben sehen sie den Fertigen, den Ganzen, den Starken und Gütigen. Von dem ich einen alten Vers mal irgendwo gelesen: ‚Gutherzig ist das Kind, gutmütig ist der Schwache, — doch wahrhaft gütig sein ist großer Herren Sache.'"

Sie spürte selbst, indem sie so sprach, daß ohne den Wein von Kephalonia sie all das niemals gesagt hätte. Es kam ihr überhaupt dunkel zum Bewußtsein, daß damals, als der hübsche, nette, gereckte junge Mensch bei ihrer Hochzeit aufstand, den Spruch auf die Damen zu tun, sie, die neben dem still beglückten, korrekten, aber ein bißchen langweiligen Bräutigam im Myrtenschmuck Sitzende, einen Augenblick der Gedanke durchzuckt hatte: warum der — und nicht der dort? Aber sie empfand auch, daß alles, was sie jetzt so herausließ und leicht hinsagte, im Grunde ihre heilige Überzeugung war. Eine alte, tiefe Sympathie brach auf, die ihr vom Wein beflügeltes Herz so kühn und so klar und so offen zu diesem dreißig Jahre nicht mehr gesehenen Manne sprechen ließ.

Nikolaus aber fühlte sich von jedem Wort getroffen. Die frühe Morgenstunde der letzten Tage kam ihm zu Bewußtsein. Wenn er sein gefülltes Glas in der Hand unter den herrlichen Bäumen des Homburger Parks in beglückender Unruhe über die frischen Rasenflächen hin-

spähend Eugenie in der Brunnenpromenade erwartete. Und wenn er sie dann leichtfüßig daherkommen sah, empfand er erst die Schönheit des Morgens recht, die Zuversicht eines sonnigen Tages, durch den ihr Lachen wie Musik der Jugend klingen und ihre Augen, all die Sonne spiegelnd, blitzen würden.

Durch all das aber, was der Wein von Kephalonia aus Settchens sich befreiendem Herzen sprechen ließ, klangen ihm immer noch, alles übertönend, die drei Worte, die wie ein Wunder im Raum standen: „Heirate sie nicht!"

Und deutlicher und deutlicher wurde es ihm in der Seele, daß seine Antwort eine Lüge war, als er gesagt hatte: Ich denke nicht daran!

Er hatte den Wunsch, allein zu sein, sich Rechenschaft zu geben über das seltsame Erlebte. Und auch der andere unruhige Wunsch quälte ihn, er wollte Eugenie im Goethe-Haus suchen. Und nicht zu lange allein lassen mit Cornelius.

„Ich muß jetzt auf den Großen Hirschgraben", sagte er plötzlich ganz unvermittelt.

„Ich halte dich nicht auf, Lieber", sagte Settchen gütig und legte ihm mütterlich die Hand auf die Schulter. „Ich halte das jetzt sogar für den ganz richtigen Weg. Nimm dir aber keine Taxe, geh' hübsch zu Fuß nach dem ehrwürdigen Haus, damit du gut nachdenken kannst. Und denke dabei nicht nur an den Knaben Goethe. An Frau Ajas Hätschel-Hans und nicht nur an den Goethe des ‚Werther' und des ‚Götz'. Denke auch mal an den alten Herrn, der immer noch gelitten hat, was er schrieb. Denke an den Freund vieler beglückter Frauen, der als Greis zum getreuen Eckermann gesprochen hat von der zweiten Pubertät des Herzens, die geniale Menschen erleben. Der

so stolz war, auch den Fremden gegenüber, und sich nicht einmal mit Schiller duzte, und der sich als Zweiundsiebzigjähriger noch gedemütigt hat vor dem jungen Mädel und losgerissen hat, losreißen mußte von Ulrike in Karlsbad ... So pilgere heute, lieber Nikolaus, ohne es zu tragisch zu nehmen, ein bißchen als Büßer, der aus einem Menschenalter Amerika heimkehrt, zu dem Tempel der Intelligenz am Frankfurter Hirschgraben."

„Ich will's tun", sagte Nikolaus mit dankbarem Lächeln.

„Und ein Schönes bleibt uns, Nikolaus, die Erinnerung. Auch die Erinnerung an manche Torheit unserer Wünsche. Und es ist besser, sich an die Torheit der Wünsche zu erinnern als an die Torheit des zum eigenen Unglück und nicht zum Glück der anderen Durchgesetzten."

Ein seltsames Aufleuchten ging bei diesen Worten Settchens über Nikolaus' Züge. Er erinnerte sich plötzlich eines durch die seltsame Wendung des Gesprächs gestörten Zweckes dieses Besuches. Ihm war's, als ob die letzten Worte Settchens ihn wie ein gütiger Wink des Schicksals daran mahnten.

Er war schon fast bis an die Türe gegangen, blieb aber jetzt noch einmal nachdenklich und fast ein wenig befangen stehen. Er sah nach der Lotte-Puppe hinüber, die, nach dem Kaulbachschen Bild gearbeitet, schon im Ballkleid mit ihrem angeschnittenen Brotlaib aus Wolle noch immer nicht weitergekommen war.

„Nun hätte ich noch eine Bitte, Settchen, mit der belastet ich hierher gekommen. Aber nachdem wir nun so ganz anderes — Gegenwärtiges — berührt, wirst du kaum verstehen —"

„Wenn man alt wird, viel allein ist und trotzdem die Menschen lieb behält, versteht man viel — vielleicht alles."

„Die Bitte wendet sich an dein gutes Herz, Settchen."

„Glaubst du, daß das Herz nach soviel Erfahrung noch gut ist, wenn es das je war?"

„Es lächelt jedenfalls noch genau so gütig durch die blauen Fensterchen deiner Augen wie damals. Und ich wag's drauf. Ich bin schon mit der Absicht gekommen, dich zu bitten —"

Da er einen Augenblick zögerte, sagte sie lächelnd: „Hörner von Thurn und Taxis besitze ich nicht. Aber was red' ich! — Entschuldige, ich glaube, ich spüre wirklich ein bißchen den griechischen Wein."

„Nein, nein, aus deinem behaglichen Heim hier will ich dir gewiß nichts abbetteln. Aber — willst du — könntest du — einen Gang für mich tun?"

„Wenn er nicht allzu steil ins Gebirge führt — ich habe Krampfadern — tu' ich jeden Gang für dich."

„Vielleicht kostet's ein oder zwei Treppen, ich weiß nicht. Vielleicht wohnt sie auch noch hochparterre wie damals."

Settchen stutzte, dann sah sie lächelnd zu Nikolaus hinüber und sagte langsam: „Sie wohnt in der Leerbach im ersten Stock."

„Was denn —? Bist du Gedankenleserin —?

„Bloß in der Familie. Aus Liebhaberei und Gewohnheit. Du weißt natürlich, daß sie nicht mehr Theater spielt?"

Nikolaus nickte. „Sie hat sich vor sechs Jahren als ‚Generalin' in Bahrs ‚Krampus' verabschiedet.

„So genau hast du sie verfolgt? Das muß wirklich eine starke Liebe gewesen sein! Und vielleicht — wenn du zum Gegenspieler keinen Fürsten gehabt hättest —"

„Aber ich hatte ihn. Ich wußt's und hab's ertragen. Als ich aber damals nach jener Aufführung der ‚Madame sans Gêne' ... Erinnerst du dich noch des Lächelns, mit dem sie ihren verwundeten Arm dem Munde des galanten Kaisers entzog, der ihre Narben küßte: ‚Mehr Narben hab' ich nicht, Majestät ...' Und diese einzigartige Mischung von Schlagfertigkeit und Koketterie, wie sie auf seine Frage: ‚Was bin ich Ihnen noch schuldig?' auf den Tag anspielend mitten in der Revolution, da sie dem zerstreuten Leutnant Bonaparte seine ärmliche Wäsche brachte, mit einem kleinen Knicks antwortet: ‚Zwei Napoleon!'"

„Du hast ein fabelhaftes Gedächtnis, Nikolaus!"

„Für einiges — ja. Und an diesem Abend, der ganz erfüllt sein sollte von ihrem Glanz und Charme, waren die meisten ihrer Mitspieler von dem üppigen Frühstück, das der Fürst ihnen gegeben, noch ganz unter Alkohol. Der Fouché konnte kein Wort seiner fünfzigmal gespielten Rolle. Selbst der so pflichttreue Marschall Le Fèbre verpatzt leicht schwankend zwei Auftritte ... Und wie ich dann nach der Vorstellung — das war ein Zufall, ich schwör's — meinen Ärger wegzuspielen in den ‚Falstaff' komme, hör' ich doch schon wieder in dem Sonderstübchen die Kommandostimme des Fürsten russische und deutsche Brocken durcheinander werfen. Betrunken ist er noch nicht, aber auch nicht nüchtern. Und er tritt gerade aus der Tür und wendet sich, das Monokel ins Auge klemmend, zu mir: ‚Ist's, daß Sie sind auch ein Kolleg', das sie geladet

hat?' Und ich dicht bei ihm: ‚Nein, Durchlaucht, ich bin keiner Kolleg' von sie. Aber ich bin ein Kunstfreund und ein Deutscher. Und bei uns gilt es als unanständig, den Ehrenabend einer großen Künstlerin, die man zu lieben vorgibt, zu stören, indem man ihre ganze Umgebung vorher unter russische Schnäpse setzt!" — Da brauste er auf: ‚Was fallt dich ein, junker Mann ...' Und da hatt' ich ihn schon fest an den Atlasklappen seines Smokings, und schüttelte ihn wie einen jungen Hund, daß ihm das Monokel auf die Stiege fiel und zerbrach. Und dem Kellner, der gerade heraustrat, fiel das Kaviarfäßchen auf den Fuß. Und wer weiß, was ich in meinem Zorn mit der alten Durchlaucht noch angestellt hätte, wenn nicht ..."

„Ich weiß, Gina kam gerade die Treppe herauf."

„Ja, den Arm voll Blumen. Den Zobelmantel umgeworfen. Schöner, frischer, köstlicher denn je."

„Aber sie schrie?"

„Ja. Als sie uns ringen sah, entglitten ihr die Blumen und — da ließ ich ihn los, stürzte an ihr vorbei ... Ich glaube, ich habe noch irgendein törichtes Wort zu ihr gesagt."

„Du hast ihr bald den Arm zerquetscht und hast ihr ins Ohr geschrien: ‚Verzeih mir — aber ich konnte nicht anders!' ... Das Wochenblättchen, das damals alle Lokalskandälchen gierig aufspießte — und das zufällig deinem Vater gram war — hat dich dann so elend durch den Kakao gezogen —"

„Das war mir egal!"

„Der Familie nicht."

„Aber daß der Fürst — es war mir berichtet worden, er habe ein ganz niederträchtiges Schimpfwort hinter mir

hergerufen —, daß er dann, da ich ihm meinen Freund Hessenberg mit der Forderung schickte, bloß lachte und sagte: ‚Mit einem so unreifen Burschen schieße er sich nicht.‘ Und ...“

„— und eine Stunde später saß er im Salonwagen nach Petersburg.“

Nikolaus nickte. „Drei Tage später — saß ich im Schnellzug nach Hamburg. Der große Krach mit der Familie lag hinter mir. Gina Gerno hatt' ich nicht mehr gesehen. Von der ‚Alten Liebe‘ aus hab' ich den letzten Gruß an sie geschickt. Mit der Bitte um Verzeihung.“

„An die Familie hast du nichts von der ‚Alten Liebe‘ aus geschickt.“

„Nein. Da setzte der Trotz ein. Später die Scham. Dann beutelte mich das Leben da drüben, zauste mich Amerika.“

„Und jetzt findest du bei der Heimkehr — Gräber.“

„Ich habe lange, Verzeihung bittend, vor ihren Steinen gestanden und habe Kränze auf alle gelegt in diesen Tagen. Aber ich finde auch noch Lebende —“

„Auch sie lebt noch.“

„Ich weiß —“

„— und weißt, daß ich mit ihr befreundet bin?“

„Du hast damals auch für sie geschwärmt, Tante Settchen. Und jetzt hat mir die gute Justine in Homburg erzählt —“

„Sie erzählt wohl noch mehr als sie singt?“

„— hat mir erzählt, daß du mit ihr befreundet bist.“

„Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle“, sagt unser großer Landsmann. Als

ich eine ganz junge Frau war, kam ich nur mit Rosensträußen gelegentlich an sie und ihren Ruhm heran. Jetzt, da ich eine alte Frau bin — und sie schließlich auch nicht mehr jung ist — spielen wir einmal in der Woche Bridge zusammen."

„So weißt du auch —"

„— daß sie dich bereits wiedergesehen hat — und du sie — in Homburg. Ja. Du bist mir eigentlich eine Mark siebzig schuldig. Als sie's nämlich beim Spiel erzählte, war ich verblüfft, zerstreut wie nie und habe die ganze Partie vermasselt."

„Wann — ist dein Bridgetag?"

„Morgen. Willst du mitkommen?"

„Nein. Aber — ich wollte dich bitten, sie zu fragen, ob sie noch einmal mit mir soupieren will. Ich würde sie bitten: im ‚Frankfurter Hof'. Ich würde mir ein kleines Appartement geben lassen —"

„Du willst mit Gina Gerno allein —"

„Aber ja. Wen soll ich denn sonst —?"

„Den Fürsten." Tante Settchen sagte das mit einer gewissen Selbstverständlichkeit.

Nikolaus aber stand einen Augenblick mit offenem Munde und starren Augen da. „Ja, lebt denn der Fürst noch?"

„Er lebt noch."

„Es muß ja eine Mumie sein."

„Er versucht's zu leugnen."

„Hat er sich glücklich aus der schrecklichen Revolution —"

„Sich gerettet hat er. Er ist mit einem Stabe bei den Masurischen Seen gefangen worden. Sein Vermögen hat

er nicht gerettet. Auch nicht sein Schloß in der Krim — und nicht seine Verwandten."

„Und wovon lebt er?"

„Er ist jetzt ‚junger Mann' bei einem Kunst- und Antiquitätenhändler auf der Zeil. Der ehrgeizige Chef läßt sich's ganze hundertfünfzig Mark im Monat kosten, daß er von früh neun bis abends sechs Uhr, wenn Leute im Geschäft sind, kommandieren kann: ‚Durchlaucht, geben Sie mal den Leibl dort von der Wand!' — ‚Zeigen Sie mal die spanischen Bronzen, Durchlaucht!' — ‚Haben wir noch romanische Leuchter auf Lager, Durchlaucht?' ... Und Durchlaucht, immer im prallsitzenden, schon etwas spiegelnden Gehrock, das Bändchen des Sankt-Annen-Ordens im Knopfloch, eilt in den Keller, steigt auf die Leiter, verbeugt sich höflich an der Tür ..."

Nikolaus war etwas blaß geworden. Er hatte die Zähne in die Unterlippe gebohrt und hörte schweigend zu. Nach einer Weile sagte er zögernd: „Und — kommt er noch mit Gina Gerno zusammen?"

„Sie sehen sich noch — als Freunde. Er wohnt, sehr einfach, in der Buchgasse möbliert. Hat eine unausstehliche Wirtin. Muß aber da wohnen bleiben, weil er noch Schulden bei ihr hat. Manchmal bringt er einen Rock oder eine Hose zu Gina Gerno und läßt sich ein paar Knöpfe annähen."

„Hm — glaubst du — ich möchte da keine Taktlosigkeit begehen und mir keinen Refus holen — glaubst du, wenn ich ihn — mit Gina Gerno zusammen — ich will nichts Persönliches von ihr, von ihm schon gar nichts — ich will nur meine Vergangenheit wiedersehen und mich entschuldigen — glaubst du?"

„Du meinst, ob er käme, der Fürst, in den ‚Frankfurter Hof', wenn du ihn einlädst?"

„Allerdings, das meine ich."

„Ich will's versuchen. Will vorsichtig mit Gina Gerno davon sprechen. Sie quält sich redlich mit ihrer Theaterschule. Die Talente sind selten. Die zahlungsfähigen Talente sind köstliche Raritäten. Aber sie ist Dame geblieben und man sieht ihr an, wie schön sie war. Er ist — und wenn er dabei verhungerte — Kavalier. Und wenn sie kommt und wenn auch er — wann sollte das sein?"

„Heut haben wir Montag. Frag sie doch, ob es am Freitagabend möglich wäre."

„Für ihn würde das ein guter Tag sein. Sonnabend ist das Geschäft ganz geschlossen. Am Freitag sagt sein Chef, der Moritz Mandelbaum, schon um fünf Uhr: ‚Schließen Sie die Edelsteine in den Safe, Durchlaucht, decken Sie die vergoldeten Buddhas zu und gehen Sie nach Hause.'"

„Schön und lieb von dir, Tante Settchen. Probier's für Freitag und schreibe mir gleich eine Karte nach Homburg. Oder telephoniere: ‚Gemacht.' So weiß ich Bescheid. Wie's aber auch gelingt oder nicht gelingt — ich bin dir aufrichtig dankbar, das glaube mir!"

„Und ich danke dir, Nikolaus. Für die schönen Blumen und den Besuch. Am meisten aber für dein Vertrauen."

Sie gaben sich herzlich die Hand. Über die Schulter der Tante Settchen flog noch einmal Nikolaus' Blick hinüber zu der Puppenvitrine.

„Hoffentlich", sagte er, „kommen noch viele davon, von dir selbst eingepackt, nach Philadelphia hinübergeschwommen. Eins nur bekümmert mich — wenn die deutschen Kinder eine Zeitlang mit deinen reizenden Pup-

pen da drüben gespielt haben, was wird dann, wenn die Mädels groß werden, aus all den zierlichen Figürchen?"

„Das wird dort sein wie überall in der Welt", sagte Tante Settchen mit einem wehmütigen Lächeln. „Wenn die Kinder gegangen sind, dann weinen die Mütter mit den häßlich gewordenen Puppen."

... Und Nikolaus ging — zu Fuß — langsam nach dem Großen Hirschgraben, nach Johann Wolfgang Goethes Vaterhaus.

Er hatte sich heute vorgenommen, den jungen Goethe zu suchen. Das Frankfurter Kind, das begeistert mit der Großmutter Textor Puppentheater spielte und mit großen Augen Frau Ajas Märchen gelauscht hatte.

Aber durch die wohlbekannten Straßen der Vaterstadt ging jetzt — unsichtbar für die anderen — neben dem ernst Dahinschreitenden ein altmodisch gekleideter Herr in feiner Wäsche und langem braunem Überrock mit besponnenen Knöpfen und einer schmal gestreiften Weste von Manchester. Das an den Schläfen dünne Haar in silbernen Wellen zurückgestrichen, sehr einem Bilde gleichend, das Josef Karl Stieber in Weimar im Auftrag des Königs Ludwig I. von Bayern gemalt hatte.

Und mit einer Stimme, die nur Nikolaus hörte, sprach die Gestalt zu ihm: „Ich habe damals im Schmerz meiner späten Jahre und noch einmal erwachenden Herzens geschrieben: ‚Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren — Der ich noch erst der Götter Liebling war; — Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren — So reich an Gütern, reicher an Gefahr. — Sie drängten mich zum gabeseligen Munde — Sie trennen mich und richten mich zugrunde.' Aber, lieber Landsmann, ich habe auch in jener Zeit an

den alten Freund Zelter geschrieben: ‚Der Körper muß, der Geist will — und wer seinem Willen die notwendige Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen.‘“

Da erhob Nikolaus den Kopf und sah rechts neben sich, wo er die ganze Zeit den lautlos Schreitenden gefühlt hatte. Nun war der Schweigende auch für *seine* Augen verschwunden.

Da lächelte Nikolaus ein wenig wehmütig vor sich hin und dachte: es ist gut, wenn ein Frankfurter auch da drüben in Amerika seines Landsmannes Bild und unsterbliches Werk im Herzen und Gedächtnis behält.

Und er beschleunigte seine Schritte und ging — wie zum Gruß den Kopf im Vorbeigehen vor dem Denkmal neigend — über den Goethe-Platz nach dem Großen Hirschgraben zu.

* * *

Ein klein wenig später, als er versprochen, hatte Cornelius Eugenie von dem Photographen am Schiller-Platz abgeholt. Dort ließ sie ihren kleinen Apparat, den ihr Nikolaus vorgestern auf den Frühstückstisch gelegt hatte und mit dem sie in Homburg und Umgebung mit dem ganzen an Wut grenzenden Eifer eines Neulings alles geknipst hatte, wieder füllen und die gebrauchten Filme rasch entwickeln und nachsehen. Wobei sich dann herausstellte, daß sie mehrfach vergessen hatte, neue einzudrehen, so daß — neben ein paar schon ganz hübsch gelungenen Bildchen — die schneeweißen Schwäne des Homburger Teiches unter dem Torbogen des kaiserlichen Schlosses im Pflaster

schwammen und eine Gruppe von tennisspielenden Kindern mitten unter den blasenden Musikern der Kurkapelle ihre Bälle schlug.

Belehrt von dem freundlichen Photographen über einige wichtige Handgriffe und vergnügt über einiges Belobte und doch schon Gelungene, war sie neben Cornelius hergegangen. Und sie freute sich, daß der hübsche junge Mann, ohne sein Künstlertum eitel zu betonen, in der freien und sicheren Art, sich zu geben, ein wenig abstach von dem Typ der meisten jungen Kaufleute und Büroangestellten, die hier ihren Weg kreuzten. Und ein anderes freute sie auch: daß er — obschon bildender Künstler — sich so gar nicht um die vielen hübschen jungen Mädchen kümmerte, die an ihm vorüberhuschten, und sich nur der e i n e n widmete, die ihn erwartet hatte.

„Ich habe", sagte Cornelius, seine kleine Verspätung entschuldigend, „ganz gegen den sonstigen Verlauf meiner Tage heute schon zwei Störungen erlebt. Erstens versuchte mir mein vieledler Bruder Amadeus — den ich, Gott verzeih' mir die unbrüderliche Bezeichnung — immer wieder für einen Schauten halte — ein neues Modell anzudrehen."

„Brauchen Sie Modelle?" fragte Eugenie und schämte sich selbst ihrer Naivität. Aber im Grunde fragte eine ganz seltsam geartete, etwas schmerzhafte Neugier aus ihr.

„Ja, natürlich. Ich grüble gerade an einer Nymphengruppe herum, die mir vielleicht später irgendeins der umliegenden Bäder abkaufen soll. Da hat mir der Amadeus schon drei ganz unbrauchbare ‚Modelle' herangeschleift. Diese Laien lassen sich von einem hübschen Lärvchen, von einem gutgeformten Bein zu dem Glauben hinreißen: der

ganze Körper muß ein Fund für einen Bildhauer sein. Und dann — ach du lieber Gott! Jetzt aber hat er — und dafür hat er mich von der Familie eines Zahnarztes unter mir ans Telephon rufen lassen — eine bildschöne, junge, österreichische Aristokratin — das Wort ‚Aristokratin' hat er mir sogar gesondert buchstabiert — A wie Abraham, R wie Rindvieh, I wie Isidor — und so."

„Und Sie —?"

„Ich — ich habe angehängt. Und wie ich zurückkomme in mein Atelier, sitzt da ein hiesiger Mäzen — sprich ‚Mä-zen!' — der — ich darf's verraten — mit mir für drei Männerporträts — wirkliche Charakterköpfe bekannter Musiker — verhandelt. Er ist so früh gekommen — Kaufleute bleiben sie alle bei uns — auch die Söhne früherer Senatoren, die sich ein Mäzenatentum noch leisten können — ist so früh gekommen, um zu fragen, wie sich der Preis stellt, wenn er noch einen vierten, den er vergessen hat — übrigens Ihr Onkel wird ihn aus seinen jungen Frankfurter Jahren noch kennen — er war Leiter der Museumskonzerte und hieß Gustav Kogel —, wenn er mir den noch in Auftrag gäbe."

„Und Sie sind ihm entgegengekommen?"

„Liebes Fräulein Eugenie — seien Sie mal ein Künstler, der erst Schullehrer war und sich sein heißbegehrtes Künstlertum erst durch philologische Examina und Privatstunden, die er heute noch erteilt, mühsam erobern mußte, und sehen Sie dann in Ihrem mit unverkauften Meisterwerken, mit Bildern und Büsten gefüllten Atelier einen vornehmen reichen Mann auf einer alten Kiste sitzen, die mit edlem, etwas zerrissenem Brokat überzogen ist — der Mann bringt Ihnen vier Aufträge — vier, liebes

Fräulein Eugenie —" Er blieb plötzlich stehen — sie bogen gerade in den Großen Hirschgraben ein — und sagte, den Ton ändernd: „Wissen Sie, daß ich mir ganz dumm vorkomme — und Sie, ehrlich gesagt, auch nicht recht gescheit — jedenfalls durchaus nicht ganz verwandtschaftlich korrekt? Wir sind doch — durch Vetter und Onkel Nikolaus — sind wir doch im zweiten Grad Vetter und Base ... und laufen in Frankfurt, wo alles natürlich ist und nicht, wie man hier sagt, ‚gepetzt', laufen hier herum und sagen ‚Sie' zueinander. O pfui!"

Eugenie war rot geworden. Aber sie lachte vergnügt, als sie mahnte: „Herr Cornelius, kommen Sie doch — wir stehen ja hier als ein Verkehrshindernis. Die Leute hören ja, was wir sprechen."

„Ach, das machen die Leute überhaupt gern hier. Aber das können wir leicht ändern, wir sprechen Englisch. Ich profitiere von Ihrer Muttersprache, in der allerdings der Reichtum meiner Vokabeln nicht übertrieben groß ist ..."

„Nein, nein", wehrte sie energisch. „Wir sprechen in der Stadt Goethes und gar in der Straße, in der er geboren ist, Deutsch."

„Schade. Ihm, dem Olympier, wäre Englisch schon recht. Er hat gern Englisch gesprochen — seine Schwiegertochter noch lieber — und hat keinen so voll neben sich gelten lassen als Lord Byron. Aber gut. Deutsch und kein Englisch. Da gebe *ich* nach. Aber, schönes Kusinchen, ‚Du' und kein ‚Sie', darin geben *Sie* — gibst *du* nach. Der Kuß, der nun einmal seit alten Zeiten als Zeremonie zu der Veränderung der Anrede gehört, wird feierlich nachgeholt."

Noch ehe Eugenie zu diesem sie jäh überraschenden Pro-

gramm Stellung genommen haben konnte, standen sie vor dem Goethe-Haus. Und Cornelius gab — ganz als ob er das harmloseste Gespräch fortsetzte — die nötigen Erklärungen. Und dies mit einer Sachlichkeit und Genauigkeit, die von keinem Fremdenführer präziser besorgt werden kann.

Einer dieser Zunft stand mit spitzem Bäuchlein, in der Klappe des Lüsterröckchens eine angewelkte Rose unter der Führerplakette, dicht bei den beiden, offenbar mit der Absicht einzugreifen, sobald der erste Fehler in dieser Konkurrenzrede hörbar würde. Aber es kam zu seiner Verblüffung nichts dergleichen. Und nach einer Weile ging er brummend davon.

„Sechs Jahre alt, mußt du wissen, war der Wolfgang, als sein Vater, der Kaiserliche Rat — das war übrigens ein gekaufter Titel — im Jahre 1755 nach dem Tode seiner Mutter, der Frau Cornelia, das alte Haus umbauen ließ. An der Haustür siehst du über der Hausernummer ‚dreiundzwanzig' das Wappen mit dem seltsamen Symbol, den drei Leiern, das der alte Goethe selbst entworfen hat. Jung-Wolfgang hatte also eigentlich zwei Häuser in der Erinnerung. Den Umbau selbst, das weißt du wohl, schildert er genau in ‚Dichtung und Wahrheit'."

„Onkel Nikolaus hat mir gestern nach dem Abendbrot die Stelle im Werk noch vorgelesen."

„Onkel Nikolaus ist ein ausgezeichneter Reisebegleiter — du hättest dir keinen besseren, treueren, sorgsameren auswählen können, liebe Eugenie. Und dazu noch — in Amerika!"

Eugenie wußte selbst nicht, warum es ihr, die bisher so keck und fast mit Vergnügen daran Komödie gespielt hatte,

jetzt einen Stich in die Herzgegend gab, als sie das ihr ganz natürlich erscheinende „Du" in Verbindung mit der Lüge ihrer amerikanischen Herkunft hören mußte.

„Können Sie — kannst du schweigen, Cornelius?" Aus einem inneren Zwang wollte sie bekennen.

„Wenn's sein muß, auch das", warf er leicht hin. „Aber zunächst muß ich hinten herum — ‚durchs Höfchen', sagt man bei uns — um zu melden, daß meine Kusine persönlich aus Amerika gekommen ist und ich von dem mir gewährten Recht gern Gebrauch machte, sie in das Allerheiligste Frankfurts einzuführen, ehe die Menge der Globetrotter und Hotelgäste hindurchgetrieben wird. Bleibe also, bitte, hier einen Augenblick ruhig stehen. Besieh dir genauer die drei sanft geschwungenen Sandsteinstufen, die schon der Königsleutnant Comte de Thorane — dort oben im ersten Stock hat der ungebetene und doch gütige Gast gewohnt — in Sporenstiefeln überschritten hat; die Karl August, der junge Herzog, emporstieg, als er Goethe nach Weimar holen kam, die Herder und die Stolbergs, Lavater und Preußens spätere Königin Luise, die mecklenburgische Prinzessin, zwischen diesen vergitterten Fenstern mit Schuhen sehr verschiedener Qualität betreten haben."

Und schon war er — es schien ihr durch das große Tor nebenan — verschwunden. Eugeniens Blick aber fiel auf die Marmortafel über der Tür, auf der schlicht zu lesen war: „In diesem Hause wurde am 28. August 1749 Johann Wolfgang Goethe geboren." Und im anschwellenden Herzschlag kam ihr zum Bewußtsein, wie seltsame, wunderartige Wendung der leichtsinnige Einfall gebracht hatte, der dieser Sommerreise zugrunde lag. Mit einem Unbekannten wollte sie listig ins Land hineinfahren. Irgendwo,

wo die Welt schön ist und die Natur ihren sommerlichen Reichtum ausstreut, sollte er sie aussetzen. Oder sie wollte ein Weilchen mit ihm, solange ihre kargen Moneten reichten, sich fröhlich umschauen, vielleicht ein heimliches Flirtchen erleben und wollte heimkehren — dieselbe als die sie ausgeflogen — ins biedere Elternhaus mitten im preußischen Potsdam zu unverlernter Pflicht des grauen Alltags.

Und nun — stand sie hier vor dem Geburtshaus des größten, berühmtesten Deutschen. Ein Künstler, vor dem — alle sagten's und sie hätte es beschworen, seit sie seine Arbeiten im seltsam stilisierten Atelier gesehen — eine große Zukunft lag, verhandelte dadrin hinter den vergitterten Fenstern, daß sie's allein mit ihm betreten dürfe. In einer halben Stunde kam ein vornehmer, reicher Amerikaner, den sie vor vierzehn Tagen noch nicht gekannt und den sie „Onkel" nannte — und ging noch einmal mit ihr durch die Räume, die er als junger Mensch oft in Ehrfurcht betreten. Dann fuhr hier ein bequemes Auto vor und brachte sie an den Fuß des Taunus in ein palastartiges Hotel nach Homburg, wo sie heute nachmittag mit dem „Onkel" bei einem Oberstleutnant den Tee trinken sollte, der ihr seine ostasiatischen Schätze, zum Teil Geschenke Li-Hungtschangs und chinesischer Prinzen, zu zeigen brannte. Und abends würde sie im Kurhaus das neue Gesellschaftskleid tragen, das heute morgen als Geschenk des Onkels der Liftboy in ihr Zimmer gebracht, zugleich mit einem Marschall-Niel-Rosenstrauß des Managers, der sie schweigend liebte...

Während sie all das dachte und all diese Bilder wie einen rasenden Film an sich vorüberziehen ließ, blieb der

Blick haften an der Marmortafel, die hier das Geburtszimmer eines Größten anzeigte. Und sie kam sich bei aller Freude des Erlebten klein und unwürdig vor. Einen Augenblick zuckte ihr der Gedanke durchs Hirn, sie träume; und sie werde wahrscheinlich wieder — wie so oft als Kind und wie neulich wieder einmal in Homburg — barfuß und im bloßen Hemdchen fröstelnd neben ihrem Bett im Potsdamer Jungmädchenstübchen aufwachen — vielleicht das schmale Bändchen von Eichendorff in der Hand: „Aus dem Leben eines Taugenichts".

Aber nein, da drehte sich der Schlüssel. Die Haustür ging auf, ein behäbiger Mann mit Beamtenmütze grüßte höflich und ließ sie vorbei. Schon hatte sie Cornelius an der Hand gefaßt und zog sie durch den kühlen Vorraum und die breite Treppe aus schwerem Eichenholz empor. Sie mußte sich leicht an dem seltsam geschnörkelten schmiedeeisernen Geländer festhalten, um nicht schwindlig zu werden von all dem, was ihr im Augenblick des besinnlichen Traumes vorübergaukelte und was doch Wahrheit gewesen und blieb.

Jetzt stand sie auf den schwarz-weiß gewürfelten Marmorfliesen des Vorsaals. Sehr alte, schön geschwungene Schränke im Hintergrund erzählten von solidem Familienbesitz. An den Wänden ein paar gleichartig gerahmte Stiche.

„Vater Goethe hat sie selbst von seiner Romreise mitgebracht", erklärte Cornelius, der dem Blick Eugenies gefolgt war. „Diesen Raum, der jetzt ohne Möbel etwas steif und kühl wirkt, hat der alte Herr besonders geliebt. Vielleicht wegen der schönen Fernsicht, die man ehemals dort über die Gärten bis weit hinunter zu der feingeschwun-

genen Linie der Taunusberge hatte, vielleicht auch wegen der Vornehmheit seiner Maße. Hier trank der Kaiserliche Rat gern gemütlich seinen Nachmittagskaffee und hielt dabei wohl manche seiner belehrenden Ansprachen an den unruhigen Sohn. Viel lieber als zuzuhören, ist der Bub in den Jahren 1758 bis 1763, als willkommener kleiner Gast, durch jene jetzt geöffnete Tür links hinten bei dem prachtvollen Frankfurter Schrank in den Salon geschlüpft, den damals der Comte de Thorane bewohnte. Wenn du übrigens das nette — eigentlich nur als Festspiel gedichtete — Lustspiel von Gutzkow ‚Der Königsleutnant' kennst — so mag dich dieser Blick in das Zimmer dort besonders berühren."

„Was weißt du alles!" Eugenie sagte das unwillkürlich ganz leise. Und indem sie das sagte, ging wieder die ganze Ehrfurcht vor dem Raum, in dem sie hier mit einem jungen vornehmen Mann aus alter Frankfurter Familie allein sein durfte, in ihr auf. Wie unter einem Zwang schloß sie plötzlich die Augen und sagte: „Cornelius, ich will dir etwas gestehen. Das alles hier wirkt auf mich wie auf ganz fromme Leute — ich bin leider nicht so arg fromm — wie auf die, meine ich, eine schöne alte hohe Kirche wirken muß. Eine Kirche, durch deren Fenster fromme Legenden in Glasmalerei die gebrochenen Sonnenstrahlen werfen; in der irgendwo unter den Steinen des Altars seit Jahrhunderten die Gebeine eines guten Menschen liegen, der heilig gesprochen worden ist. Und siehst du, wie in einer Kirche, wo die letzte Unehrlichkeit von einem abfällt, der sie guten Willens und gläubigen Herzens betreten hat, so —"

„Was willst du sagen, Eugenie?" Er sah, wie sie beide

Augen geschlossen hielt und griff unwillkürlich nach ihrer Hand.

Sie entzog sie ihm nicht und sprach ganz leise in den stillen Raum: „Cornelius, ich bin nicht deine Base. Ich bin nicht die Nichte deines Onkels. Ich war nie in Amerika, und ich kann nur das bißchen Englisch, das man in Potsdam in der Höheren Töchterschule lernt. Ich bin die Tochter eines gewesenen preußischen Offiziers, der jetzt müde und verbittert mit dem Leben kämpft, und einer guten, alternden Frau, deren Mädchennamen vornehm aus besseren Zeiten herüberklingt und die sich nicht leicht in die kleinen und immer kleineren Verhältnisse findet. Ich bin keine Dollarprinzessin aus Boston, und die schönen Kleider, die mir gar nicht zukommen, hat mir alle Onkel Nikolaus in seiner Güte gekauft. Ich bin ein junges, leichtsinniges, deutsches Mädel — aber nicht schlecht, glaub' ich, nicht schlecht — und bin eine kleine Angestellte beim ‚Roten Kreuz' in Potsdam."

Unwillkürlich betroffen von diesem spontanen, treuherzigen Geständnis hatte Cornelius ihre Hand losgelassen. Mit leiser, zitternder Stimme sagte er jetzt: „Und Onkel Nikolaus — ich meine, wie —" Er schluckte und fand das Wort nicht. Aber indem er sie ansah, erwachte der Künstler in ihm. Wie rein dieses Gesichtchen wirkte, da das bißchen Keckheit daraus gelöscht war! Wie eine kleine Pietà und, ach, wie weit von einer Kurtisane!

Eugenie aber hatte, ohne die Augen zu öffnen, jetzt nach seiner Hand gegriffen, und sie sagte ganz schlicht: „Du hast mir vorhin die Hand nicht zu geben brauchen — aber jetzt, bei dieser Frage, die du tun willst, brauchst du sie mir nicht zu entziehen. Ich bin nicht seine Geliebte."

„So führte euch ein Zufall zusammen?“

„Du kannst's so nennen. Wenn auch der Zufall — ohne daß ich ihn kannte — ein wenig vorbereitet war.“

„Und jetzt — liebst du ihn?“

„Mein Gott, wer sagt das?“

„Niemand sagt's. Aber wie kann zwischen zwei bis vor kurzem einander Unbekannten so verschiedenen Alters, so verschiedener Herkunft —“

„Ich weiß nicht.“

„Aber — er liebt dich?“

„Mein Gott, wie soll er? Was bin ich? Ein Stückchen Reisefreude für ihn, ein Flitterchen Jugend in der Wehmut seiner Heimkehr —“

Eine Uhr schlug. Unten hörte man Schritte. Der Schlüssel in der Haustür wurde gedreht. Die Stunde der allgemeinen Besichtigung war gekommen.

Schon vernahm man Stimmengewirr an der kleinen Kasse unten im Flur. Eines Führers tiefer Baß in echt Frankfurter Mundart gab gutmütige Anweisungen und begann unten schon an der Treppe mit seinen Erklärungen.

„Komm, Eugenie —“ Cornelius zog sie fest an der Hand mit. Eine Treppe höher und noch eine. Und während er sie die breiten Stufen fast hinaufriß, sagte er erregt: „So können wir nicht reden — zwischen all den Fremden. Aber das geht Zimmer für Zimmer hier bei den Erklärungen durch, und keiner darf sich aus der Herde herauswagen. Sie besehen erst Frau Ajas Küche, die Pumpe im Hof, das Eßzimmer und den Salon — wir flüchten hinauf in die Dachkammer.“

Und schon standen sie oben in dem kleinen Raum. Nüchtern wirkend für jeden, der nicht wußte, wie hier ein

junges Genie die Werke seiner Sturm-und-Drang-Zeit mit fliegender Hand auf die Blätter geworfen. Noch steckten die Federkiele dort im Tintenfaß. Von hier, von dem kleinen damenhaften Pult, unter der Gipsbüste neben der schmalen, noch nicht schulterhohen Bibliothek — das volle Licht des Fensters zur linken auf der Hand des Schreibenden, trugen Werthers Briefe an Lotte den Zündstoff einer großen Leidenschaft in die Welt. Hier tobte Götzens ausbrechender Zorn und zitterte in Sesenheimer Reminiszenzen des treulosen Clavigo Selbstanklagen.

Alles Gegenwärtige zurückdrängend, alles, was ihn eben noch erregte und erschütterte, niederzwingend, sagte Cornelius, indem er der zögernden Eugenie den Vortritt ließ: „Hier ist die früheste Werkstatt des Dichters. Hier ist das Geburtszimmer Lottes und Gretchens — und das Sterbezimmer Jerusalems."

Blaß und wortlos, voll scheuer Ehrfurcht berührte Eugenie leicht wie streichelnd die geschweifte Lehne des Schreibstuhls, der vor dem Pulte stand.

Cornelius war, des Aufruhrs seiner Gefühle Herr zu werden, an das Fenster zwischen die weißen Mullgardinen getreten. Der kleine Spiegel über der Bibliothek am Schreibtisch warf für Eugenie, die am Schreibtisch stand, seinen jungen, schönen, scharf geschnittenen Kopf zurück. Es war, als ob sein Bild, eigens für diesen Platz gerahmt, da an der Wand hinge.

Und während Eugenie Zug um Zug mit wachsender Erregung dieses Bild studierte, fand sie erst den Reiter Albas wieder, dem sie das feuchte Tuch unter dem Sternenhimmel auf die wunde Stirn gepreßt. Und dann, den edlen Linien des Schädels folgend und das Profil betrachtend,

ward sie der seltsamen, ja unerhörten Ähnlichkeit inne, die hier — wie in einer Jugendausgabe — den Typ der Sennelaubs wiedergab, wie ihn Nikolaus in der vornehmen Ruhe des Alters darstellte. Und auf einmal überfloß das Herz des vom Leben karg behandelten Mädchens aus der sandigen Mark im stillen Raum einer großen Vergangenheit im blühenden Frankenland ein Strom von beglückter Dankbarkeit für die Männer dieses Geschlechts. Für den, der sie und ihren Leichtsinn gütig von der Landstraße aufgelesen, und für den anderen, der jetzt dort am Fenster ihr den Rücken wendend stand, und der — sie fühlte es deutlich, als ob dieser kleine Raum noch erfüllt sei von allen Torheiten junger Leidenschaften — der mit seinem großen Zorn kämpfte, mit seinem Argwohn und — seiner Liebe ...

„Hier seid ihr!" sagte plötzlich eine gedämpfte, aber freundliche Männerstimme von der Tür her. „Ich habe mich glücklich von dem Schwarm der Banausen gelöst und suchte euch im Gedanken, daß ihr ein wenig allein sein wolltet in der Werkstatt des Genies."

„Ach, Onkel Nikolaus, du bist so gut!" Eugenie machte einen Schritt auf ihn zu. Es war, als ob sie sich an seine Brust werfen wollte, Schutz zu suchen vor sich selbst.

Nikolaus stutzte einen Augenblick. Dann nahm er sie gütig, väterlich in den Arm. „Dieses Haus tut's jedem Empfänglichen an, Kleine", sagte er freundlich und sah nach Cornelius hinüber, der ernst, fast finster, jetzt mit dem Rücken gegen das Fenster stand, aus dem der junge Goethe, wie oft bei einer Arbeitspause, sinnend hinausgeschaut haben mochte.

Nikolaus aber dachte an das, was er an diesem Morgen

mit Gettchen besprochen. Dachte an den Schatten, der neben ihm hergegangen war, unbemerkt, durch die volkreichen Straßen der geliebten Stadt. Dachte an das Wort, das der nur ihm Sichtbare zuletzt — aus seinem eigenen Gedächtnis — zu ihm gesprochen. Und auch daran dachte er, daß die schöne Ulrike von Levetzow, deren Jugend für den Großen, der hier begann, die letzte Blüte der Liebe, des Lebens und der Dichtung bedeutet hatte, unvermählt als altes Dämchen gestorben war.

„Das soll nicht sein!"

Die beiden hörten seine gütige Stimme. Aber sie verstanden sein Wort nicht, da sie seinen Gedankengang nicht kannten.

„Was soll nicht sein?" fragte Cornelius nach einer Pause.

„Entschuldigt, ich habe nur laut gedacht. Vielleicht erkläre ich's euch später einmal — aber horch, die kunstbegeisterte Masse nähert sich, gehen wir rasch hinunter und werfen wir noch einen Blick ins Geburtszimmer, das jetzt leer sein wird. Zu meiner Zeit lagen immer frische Rosen auf dem Boden an der Stelle, wo einmal das Wieglein gestanden hat."

„Ich fürchte", sagte Cornelius, „du wirst erkennen, daß die Zeiten sich ändern und ärmer geworden sind. Es werden heut keine Rosen —"

„So werden sie morgen da liegen! Ich denke, Eugenie" — er legte ihr sanft den Arm um die Schulter —, „du hast den Wunsch, ein Bündel frischer Rosen legen zu lassen an die geweihte Stelle, an die du noch oft denken wirst — daheim in Amerika".

Amerika —! Die blassen Gesichter der beiden jungen

Leute hellten sich ein wenig auf. Sie lächelten sich flüchtig an.

Nikolaus hatte es wohl bemerkt. Es fuhr ihm wie ein Messerchen in die Herzgegend. Er wußte Bescheid.

Aber er hatte sich rasch wieder in der Gewalt.

„Kommt, Kinder", sagte er, „unser großer Landsmann hat Gutes an uns getan!"

* * *

In dem hübschen kleinen Appartement des „Frankfurter Hofs" wartete der für drei Personen blitzblank gedeckte blumengeschmückte Tisch. Im Hintergrund des behaglichen Raumes das Anrichtetischchen mit gemischten Salaten und gehäuftem Obst der guten Jahreszeit auf Kristallschalen. Zwei Flaschen Mosel und eine Flasche Schaumwein standen in versilberten Kühlern.

Nikolaus, der eine Viertelstunde früher gekommen war, prüfte die Anordnungen, sprach mit dem Kellner nochmal das gute, aber nicht übertriebene Menü durch und legte die fünf herrlichen langstieligen La-France-Rosen auf Binas Teller.

Kaum hatte die kleine Standuhr acht geschlagen, da öffnete sich die Tür, und ein hagerer, alter Herr, dünne Bartkoteletten links und rechts von den knochigen Backen mit etwas Brillantine zurückgekämmt, das wenige weiße Haupthaar militärisch gescheitelt, trat rasch ein. Im enganliegenden altmodischen schwarzen Gehrock trug er das Bändchen des Sankt-Annen-Ordens. An dünner Seidenschnur hing ein Monokel mit schmalem Goldrand auf die

Brust, aber er klemmte es nicht ein. Es schien mehr eine Reminiszenz als ein Gebrauchsgegenstand. Die Erscheinung wirkte durchaus vornehm und elegant. Nur die etwas weit vorschauenden Manschetten waren ein wenig ausgefranst, und die ganz neuen weißen Gamaschen schienen dem bescheidenen Zweck zu dienen, die Minderwertigkeit des alten Lackschuhwerks zu verdecken.

„Durchlaucht, es ist mir eine Ehre und Freude zugleich, daß Sie meiner — etwas kühnen — Einladung gefolgt sind."

Nikolaus war dem Fürsten entgegengegangen. Sie verbeugten sich feierlich und reichten sich die Hände. Während er sich neigte, dachte Nikolaus, daß es dasselbe Ordensbändchen war, das er damals, den Fürsten an der Smokingklappe niederreißend, unterm Daumen gespürt hatte.

„Wie ausgezeichnet sich Durchlaucht gehalten haben!"

„Wenn man dreiundachtzig Jahre alt ist —" Der Fürst sprach das Deutsche jetzt fast fehlerlos, nur das leicht Singende in der Stimme und die Neigung, die Diphthonge über Gebühr zu dehnen, verrieten zuweilen noch den Ausländer — „wenn man dreiundachtzig Jahre alt ist, hat man allmählich das Recht, der weiteren Mumifizierung Halt zu gebieten."

„Oh, schon dreiundachtzig!" Unwillkürlich entschlüpfte Nikolaus das Wort, „und dabei noch diese Frische und Elastizität!"

„Na" — der Fürst lächelte, wobei er die Angewohnheit hatte, die Augen halb zu schließen und den Mund ein wenig zu spitzen, was ihm ein ungemein listiges Aussehen gab — „ehe die Damen kommen, können wir Kavaliere uns ja eingestehen: unser Leben währet siebzig Jahre, und

wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist — so waren es bloß fünfundvierzig."

„Darf ich bitten —" Nikolaus ließ seinen Gast hinten in dem Sessel des behaglichen kleinen Etablissements Platz nehmen. „Unsere verehrte Künstlerin läßt noch ein bißchen auf sich warten!"

„Je echter die Frauen — desto falscher geht ihre Uhr", nickte der Fürst. „Ich bin es gewohnt."

„Ich muß mich eigentlich — und es ist mir lieb, daß die militärische Pünktlichkeit Ew. Durchlaucht mir das gestattet zu tun, ehe Frau Gina Gerno da ist — muß mich zunächst noch einmal entschuldigen. Meine Missetat liegt zwar weit zurück —"

Mit einer unnachahmlichen Handbewegung des Grandseigneurs, die voll Liebenswürdigkeit und Entschiedenheit zugleich alle weiteren Erklärungen ablehnte, sagte der Fürst mit seiner etwas hohen Stimme: „Ich erinnere mich zwar immer — aber ich trage nicht nach. Ich bin zwar nicht so vergeßlich wie die menschliche Dankbarkeit — aber ich habe, Gott sei Dank, auch kein so gutes Gedächtnis wie der Geiz meines Chefs."

Der echt russische Aristokrat der alten Zeit, dachte Nikolaus. Er produziert, auch wenn er russisch denkt und deutsch spricht, Aperçus wie ein Franzose, der vermutlich vor siebzig Jahren sein Hauslehrer war. Und während er so dachte, sagte er: „Ich darf nur das e i n e noch bemerken, Durchlaucht: ich war damals sehr, sehr jung — vielleicht noch jünger als meine Jahre."

„Sie machten sogar Verse, wurde mir berichtet. Das ist — in Rußland wenigstens — immer ein Zeichen großer Jugendlichkeit."

Nikolaus nickte zustimmend und dachte an einen noch nicht fernliegenden sonnigen Morgen und den alten Herrn, der unsichtbar für die andern eine gute Weile neben ihm gegangen war und aus der „Trilogie der Leidenschaft" eines Dreiundsiebzigjährigen zitiert hatte. „Sie haben recht, Durchlaucht", sagte er höflich, „und sehr verliebt war ich damals auch."

„Ja, Sie haben Gina Gerno die Hand geküßt — so was hab' ich kaum je gesehen — als wäre diese kleine Hand ein Truppenübungsplatz... Jedenfalls es freut mich, erfahren zu haben und mich noch überzeugen zu dürfen, daß Ihre ausgezeichneten Qualitäten — verstärkt durch Ihr mir bekanntes Temperament — in der westlichen Welt da drüben einen Platz und viel Ehre erobert haben..."

„Sie überschätzen meine Qualitäten, Durchlaucht; ein bißchen Glück... Es gelang mir zufällig, eine kleine Erfindung zu machen —"

„Erfindung — um so besser! So haben Sie den besten, freilich auch den unzuverlässigsten Bundesgenossen gehabt, den der kämpfende Mensch finden kann, den Zufall. Und Sie hatten — als gute Grundlage — immerhin eine sehr glückliche Jugend in einer angesehenen bürgerlichen Familie einer in Tradition gefestigten deutschen Großstadt. Ich habe", er seufzte leicht, „habe im gleichen Alter, wie Sie damals, schon einen sehr unangenehmen Prozeß mit meinem Vater geführt."

„Mit Ihrem Herrn Vater?"

„Ja. Wir hatten uns — gegenseitig — wegen Verschwendung auf Entmündigung verklagt. Verschwendungssucht war leider ein erbliches Familienübel bei uns. Ich

glaube, der Weltkrieg hätte nicht zu kommen brauchen — ich wäre auch so arm wie eine Kirchenmaus gestorben."

„Sie haben den Krieg persönlich mitgemacht?"

„Ja. Kurz, aber scheußlich. Ich wurde — durch die Unfähigkeit unserer Führer — ich selbst verstand ja von der ganzen Sache nichts — wurde ich mit einem großen Teil unseres Stabes aus dem masurischen Sumpf, wie eine angeschossene Ente, von preußischen Grenadieren herausgezogen. Blieb dann — anständig behandelt — bis zum Kriegsende in Gefangenschaft ... Ja, was dann —? Wohin? Sollte ich Kellner in einem Nachtlokal auf dem Montmartre werden oder Croupier in Monte? ... Da dacht' ich an Frankfurt, wo meine beste Freundin — auch von der Zeit gebeutelt — eine kleine Theaterschule gegründet hatte und leitete ... Kennen Sie das hübsche Zauberstück, es ist, glaube ich, von einem Wiener — wie heißt's doch — ach, richtig: ‚Der Verschwender' ..."

„Von Ferdinand Raimund", half Nikolaus aus.

„Richtig, ja, Raimund hieß der Mann! Gina hat darin mal die Fee Christiane — daran erinnere ich mich noch ganz genau, sogar die phantastischen Kostüme könnt' ich noch malen — ja, die hat sie mal sehr hübsch verkörpert. Diese Fee schickt in gütiger List einen Bettler immer hinter ihrem leichtsinnigen Liebling her — wie heißt er doch gleich — Flottwell, richtig, Flottwell! Und wie dann der gealterte Flottwell, bestohlen, ausgeplündert vom Leben und durch seine blödsinnige Freigebigkeit zugrund gerichtet, wieder heimkommt, da hat ihm der Bettler — das heißt eigentlich die Fee — all das seinerzeit abgebettelte Geld großherzig aufgehoben ... Aber Pardon — um Gottes willen, streichen Sie das häßliche, das gemeine Wort

‚Bettel' aus meinem Vergleich! ... Ich wollte nur sagen: als ich, in meinem letzten anständigen Zivilanzug, aus der Gefangenschaft entlassen, Gina aufsuchte — sie war unvermählt geblieben, und von der Bühne — ein bißchen korpulent geworden und mit einer Stimmbandlähmung, die ihr selbst der Doktor Schöffer nicht wegbringen konnte — von der Bühne war sie abgegangen und hatte, ich sagt's schon, die Sorgen einer Theaterschule übernommen ... Die gute Gina hatte von dem mancherlei Schmuck, den ich ihr so im Laufe meiner Besuche in Frankfurt mitgebracht hatte, ganz hübsche Sächelchen übrig behalten ... und ihre Güte — wenn Frauen gut sind, sind sie viel besser als wir — freilich wenn sie schlecht sind ... Ja also, ihre Noblesse vertrat den Standpunkt, daß mir zum mindesten die Hälfte dieser Dinge noch gehörte ... Raimund, nicht wahr — deutsch und anständig! — Hm — Übergehen wir all die peinlichen Gänge zu übelriechenden Pfandleihen und soupçonösen Althändlern ... Aber dann haben mir ihre Beziehungen die bescheidene, immerhin mit der Kunst und nicht mit Käse oder Fliegenleim verbundene Stellung auf der Zeil verschafft ... Sie haben wohl davon gehört — wie mich mein Chef, wenn wir allein sind, ‚Herr Gondschukoff' nennt und, sobald der faulste Kunde im Laden erscheint, mit ‚Durchlaucht' um sich wirft wie mit Erbsen ... Egal! Ich habe zu essen, nicht wahr, und ich kann mich — und das ist mir eine besondere Genugtuung — für die Guttat meiner hilfreichen Fee ein bißchen revanchieren."

„Oh, das freut mich. Erscheine ich Ihnen unbescheiden neugierig, Fürst, wenn ich frage — wie das?"

„Sehr einfach. Menschen bleiben immer Menschen,

nicht wahr. Deutschland ist eine Republik. Schön. Die Stadt Frankfurt war sogar mal eine kleine Republik für sich. Und trotz dieses doppelten Republikanertums" — der Fürst lächelte wieder sein pfiffiges Lächeln — „was so ein Bürger ist, fast jeder freut sich hier oder fühlt sich ein wenig geschmeichelt — machen wir uns nichts vor — einem Fürsten auf die Schulter klopfen zu können. Wenn auch von seinem ganzen Fürstentum ihm nur dieser Wappenring da übriggeblieben ist und ein paar verblaßte Photographien der von den Bolschewiken gründlichst zerstörten Erbbegräbnisse im Schloßgarten der Krim. Und sehen Sie: man weiß hier, daß ich — nach wie vor — meine hohen Jahre rücken die Art unserer Beziehungen von selbst außerhalb des Gebiets jener üblen Verdächtigungen — befreundet bin mit Frau Gina. Die ältere Generation erinnert sich vielleicht noch der Zeit, wo ich manchmal — so bloß für zwei, drei Tage — von Petersburg herübergeflitzt bin und meine kleinen Souperchen für die Künstler und Ginas Freunde gab — Pardon, reden wir nicht davon!... So fällt gewissermaßen jetzt — zu einer Zeit, wo ich als Liebhaber nicht mehr in Betracht komme und als Verschwender — Gott sei's geklagt — ebensowenig leisten kann — fällt doch immerhin noch ein gewisser Glanz meines Namens, meiner Vergangenheit, meines Standes — auch in der gedoppelten Republik — auf die von mir hochgeschätzte Dame und ihr Unternehmen. Ich weiß wohl, die Suggestion des vollen alten Glanzes kommt *nie* wieder. Die Aufwertung alter Papiere — hat man ja gelegentlich — auch nicht zu üppig — erlebt. Die Aufwertung gefallener Größen — einmal abgetaner Menschen von Rang — kaum."

In diesem Augenblick öffnete der Kellner die Tür. Gina, etwas echauffiert und sichtlich mit einer ihr sonst fremden Befangenheit kämpfend, trat, beide leicht gepuderten Hände Nikolaus entgegenstreckend, rasch ein:

„Entschuldigen Sie tausendmal, lieber Herr Sennelaub, daß ich warten ließ. Sie, Fürst Wladimir, sind das ja schon ein bißchen gewohnt."

„Ich schmeichle mir", sagte der Fürst und küßte leicht ihren Unterarm.

„Aber vielleicht werden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß meine sonst unentschuldbare Verspätung diesmal ein wenig mit Ihnen, Herr Sennelaub, zusammenhängt."

„Oh, mit mir —? Da bin ich begierig. Aber zunächst lassen Sie sich bedanken, daß Sie gekommen sind, Gnädigste. Mit Ihrer Schönheit, Ihrem Lächeln, Ihrer Stimme, dem Glanz Ihrer Augen, ja, sogar mit dem leichten Parfüm, das ich noch von damals kenne, steigt für mich ein ganz deutsches, versunkenes, herrliches Stück unvergessener Jugend herauf."

„Auf dem Schnee liegt, tiefer Schnee, lieber Herr Nikolaus."

„O nein, sag' das nicht, Gina. Wir sprachen eben davon, du hast dich glänzend gehalten."

„Weh euch, wenn ihr anders gesprochen hättet! — Aber wollen wir uns nicht setzen und speisen", schlug Gina in der entzückenden Natürlichkeit vor, die einmal auf der Bühne immer erneute Ursache ihrer großen Erfolge gewesen. „Dann können wir ‚unter Tafel', wie der preziöse Ausdruck lautet, uns etwas erzählen — oder doch einiges, was wir uns ein Menschenalter lang — warum eigentlich — schweigend vorenthalten haben."

Und sie saß schon und hatte die Serviette auf dem Schoß ausgebreitet. Ein ganz klein wenig Frauenlist lag in dieser Hast. Sie war etwas kurzbeinig, die gute Gina, und stark in den Hüften. Sie wirkte — bei ihrer stets gereckten Haltung und noch guten Büste — immer noch vorbildlich im Sitzen. Im Stehen war die Figur weniger glücklich. Und dieses Bewußtsein nahm ihr etwas die Freiheit der Rede und der Bewegungen, wenn sie nicht saß.

„Darf ich als Gastgeber eine praktische Frage an die verehrten Herrschaften richten?" Nikolaus nahm die Menükarte in die Hand, während der Kellner, seiner Befehle gewärtig, hinter ihm stand. „Ist das Ihnen recht so: zunächst Pastete à la reine, dann Forellen mit holländischer Tunke und junge Kartoffeln — dann Hühnerbrüste auf Mailänder Art in Reis — zuletzt ein wenig Pfirsich-Melba."

„Der Himmel beschere uns nie ein schlechteres Abendessen", lachte Gina, „was Durchlaucht?" Das „Durchlaucht" war, man merkte es ein bißchen, für den Kellner berechnet, der denn auch unwillkürlich die korrekte Haltung noch betonte.

„Und was den Wein anbetrifft — ein leichter Mosel zu Beginn? Vinum mosellanum est omni tempore sanum — läuten die Glocken die Mosel entlang. Und dann ein Sekt? Deutscher Schaumwein natürlich."

Auch die gewählten Getränke fanden herzliche Zustimmung. „Aber von keinem zuviel", schaltete Gina ein, und ihr Blick streifte lächelnd den Fürsten.

Während ein Kellner den Mosel in die grünen Kelche goß, servierte der zweite gravitätisch schon die Pasteten.

„Darf ich einen Vorschlag zur Gemütlichkeit machen?

Wir lassen Flaschen und Schüsseln hier auf den Tisch stellen — ganz familièrement — und bedienen uns selbst. Legen Sie bitte, Herr Ober, die elektrische Klingel hierher. Wenn wir Ihrer bedürfen, läuten wir."

Als der Kellner sich entfernt hatte, klangen die drei Gläser das erstemal feierlich zusammen. Die Herren hatten sich erhoben. Gina blieb sitzen und lächelte ihre zwei Kavaliere fröhlich an. Jetzt war sie die Fürstin.

Nikolaus aber, da er das Glas austrank, ging der Spruch des Altmeisters durch Kopf und Herz, den Settchen neulich heraufbeschworen: „Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man im Alter die Fülle." — Bloß man mußte mit der ganzen Kraft der Erinnerung die alte Zeit heraufreißen, um diese Fülle noch als solche zu empfinden.

Gina Gerno war — wie sollte es auch anders sein — in der Nähe betrachtet — wahrlich nicht jünger geworden. Berufliches Geschick der ehemaligen Bühnendiva, vertraute Retuschen milderten wohl die Falten an Stirn und Hals, gaben den Wangen unübertriebene Farben, die aber nicht mehr Natur waren. Aus der einst überreichen Flut der herrlich goldenen Haare, die im Aufstieg vom Hals her eine unvergeßliche Nackenlinie freigegeben, war ein modischer, sanft gewellter Bubikopf geworden — einer von tausenden, dessen gut gelegte Wellen nicht über die mangelnde Fülle, dessen sorgsame gleichgetönte Färbung nicht über die Unechtheit dieses verspäteten Blonds hinwegtäuschten. Neulich, im Park von Homburg, bei der flüchtigen Begegnung im freudigen Schreck des Erkennens war ihm all das nicht so zum Bewußtsein gekommen wie jetzt, da er dicht neben ihr saß und Muße hatte, sie ruhig zu betrachten.

Er empfand die Stockung des Gespräches und fragte: „Nun aber beichten Sie, wie hing die kleine Verspätung, die wir verziehen haben, mit mir zusammen?"

„Indirekt, sagte ich. Sie haben doch einen Vetter oder Neffen —"

„— der Bildhauer ist, und von dem gerade heute in den Zeitungen stand —" Schon als er sprach, fiel Nikolaus selbst ein, daß sie diesen Verwandten wohl nicht meinen werde. Aber seine Gedanken waren unwillkürlich auf dem Wege hierher viel bei Cornelius gewesen. Bei ihm und Eugenie, mit der der junge Künstler heute — jetzt — im Schauspielhaus „Minna von Barnhelm" sah.

„Nein, nein", wehrte Gina, „ich meine den andern. Den jüngern Bruder, der —" sie stockte, und das Lachen, das die Pause füllte, war nicht ganz echt — „der in Homburg im Park — temperamentvoll, wie scheint's alle Sennelaubs — die ulkige Szene gemacht hat. Gerade als ich vorhin von Hause weggehen wollte, kamen noch zwei Schülerinnen eiligst und erhitzt, um mir zu erzählen — aber Sie müssen nicht andeuten, daß Sie's von mir wissen, Herr Nikolaus — zu berichten, daß sie ihn, den ‚Amadeus', wie er bei uns kurz aber echt heißt, zufällig auf dem Hauptbahnhof getroffen haben. Und zwar mit einer schicken Schülerin, der Mizzi von Mödling."

„Das ist doch die heimliche Erzherzogin?" warf der Fürst ein. Aus dem Ton der Frage war zu entnehmen, daß er persönlich von ihrer heimlichen hohen Abkunft durchaus nicht überzeugt war.

„Ja", nickte Gina, „die bildsaubere Wienerin, die ihn dem — unter uns — etwas blöden Puppchen abspenstig

gemacht hat. Beide hatten, so sagten die Mädels, reichlich ganz neues Handgepäck bei sich."

„Sie meinen — eine ausgedehnte Weekendfahrt?"

„Wenn nicht eine Entführung. Sie hat sich wirklich in ihn vergafft. Er ist ja auch — wenigstens als Gent — das Muster eines jungen Mannes."

„Aber bitte, ein Muster ohne Wert", warf der Fürst ein.

„Sag' das nicht, Wladimir. Er hat schauspielerisches Talent. Und auch sonst — freilich, der Vater muß als solider Kaufmann manches Auge zudrücken."

„So viel Augen hat auch ein gutherziger Vater nicht."

„Er sollte bloß — statt immer zu flirten — einmal heiraten. Ich habe das sichere Gefühl, er ändert sich in der Ehe."

„Ändert sich —? Na, da kann seine Frau lachen."

Dieser kurze, zwischen Gina und dem Fürsten geführte Dialog zeigte Nikolaus die recht verschiedene Einstellung der Werturteile in diesem Fall. Ihm aber fiel ein, daß er auf dem kleinen Fest der Saalburg nächstens am wenigsten von allen Verwandten den Amadeus vermissen würde und ihm das Abenteuer mit der Erzherzogin, die sicher keine war, schon erzieherisch gönnte.

Dieses überdenkend, war er eine Weile der Fortsetzung des Dialogs nicht gefolgt. Jetzt hörte er gerade, wie der Fürst, dem der Mosel zu schmecken schien und der sich bereits aus der zweiten Flasche eingoß, etwas ins Allgemeine abschwenkend, sagte: „Alle bedeutenden Menschen werden von Frauen und der Liebe zu ihrem wahren Beruf erzogen. Rousseau von Madame de Warrens — Abälard von Heloise — Napoleon von Josephine."

„Wunderliche Beispiele hast du, weiß der liebe Himmel", lachte Gina und bediente die Herren noch mit Pastete. „Und von wieviel Frauen bist du erzogen, Wladimir?" Sie hatte, wenn sie mit dem Fürsten sprach, und das war Nikolaus schon gleich am Anfang aufgefallen, immer etwas mütterlich Besorgtes. Es war nichts im Ton, das leichtsinnig oder gar frivol klang, wie es manchmal im Neckton, dem ein altes Verhältnis zugrunde liegt, zu finden ist.

„Jetzt willst du vielleicht deinen Namen hören, liebe Gina — aber nein, dich habe ich wohl sehr geliebt, aber ich kam als Fertiger zu dir. Eigentlich erzogen hat mich — wenn auch gottlob nicht gerade in erotischer Beziehung — die Großfürstin Alexandra Theodorowna."

„Bei der trat er, ein ganz junger Bursch, als Kammerjunker ein, wurde später ihr Kammerherr", erklärte Gina wie zur Einführung. Dann hörte sie Wladimirs Erzählung, die sie sicher schon öfter genossen, nur mit halbem Ohr zu. Sie beobachtete und studierte, während sie aß — sehr hübsch aß, vorbildlich Messer und Gabel führend — die Gesichtszüge Nikolaus', der damals, als seine junge Leidenschaft die Torheit gegen den Fürsten beging, gerade auf dem Wege war, ihr ami du cœur zu werden. Und da sie jetzt die gute Erscheinung des Gealterten, die straffe höfliche Haltung sah, mit der er dem Fürsten zuhörte, bereute sie ein wenig, daß alles damals so ganz anders gekommen war.

Aber der Fürst, sichtlich schon leicht angeregt von der edlen Kreszenz, war lebhaft in seinen Erinnerungen begriffen. „Ja, die Großfürstin — war damals schon Ende der Fünfzig — nicht übermäßig beliebt bei Hofe wegen

ihrer Neugier und ihres bösen Mundes. Sie hörte schrecklich schwer — das erleicherte aber genau genommen den Dienst bei ihr. Denn da sie ihr Gebrechen nicht gern merken ließ, konnte man ihr immer wieder dasselbe sagen. Sie reiste viel und hatte die Perversität, Ansichtskarten zu sammeln. Das war damals eine neue Erfindung — übrigens, wie so viele, in Deutschland gemacht." Der Fürst, dem der Weingenuß seltsamerweise nicht neue Frische gab, sondern eher um Augen und Mund den Verfall des hohen Alters zu betonen schien, grüßte dabei höflich mit dem Glase nach Nikolaus hin und trank aus.

Nikolaus dankte, als ob er, nicht der oldenburgische Buchhändler Schwarz, die Ansichtskarte erfunden hätte.

Gina dachte unwillkürlich: es ist, als ob sich ein hoher Herr mit einer königlichen Mumie unterhält, die man im Museum von Giseh aus dem bemalten Kasten genommen hat.

„Ja, dies Ansichtskartensammeln war für mich, als den Kammerherrn, eine verdammt lästige Angelegenheit. Wie oft hab' ich am Tag der Abreise noch abends, ehe wir den Schlafwagen bestiegen, geschlossene Papierläden mir wieder öffnen lassen müssen, um das Bild irgendeines Wasserturms oder das Denkmal einer posierenden Lokalgröße noch herauszuholen ... Und dann war die Großfürstin begeisterte Anhängerin der vegetarischen Kost."

„Sind Sie ihr Jünger geworden?" fragte Nikolaus höflich.

„Nein, meine Dummheiten lagen damals durchaus auf andern Gebieten. Das übelste: sie war sehr abergläubisch. In all ihren Schlössern — sie hatte sieben, von denen sie aber zwei nie besuchte, weil der Spuk dort angeblich ge-

fährlich war. Das haben allerdings nur die Verwalter der betreffenden Schlösser ausgesprengt, um die Alternde besser bestehlen zu können. Aber auch in den andern Schlössern genügten die Nachtgespenster in den Korridoren und die Mittagsfrauen in den Parks. Das Spuken muß eine der lustigsten Verpflichtungen Abgeschiedener in allerhöchsten Familien sein."

Nikolaus war der Ansicht, daß diese Spukgeschichten das Souper nicht aufzuhalten brauchten. Er hatte diskret geklingelt. Die Forellen waren erschienen und von Gina mit graziösen kleinen Würfen auf die Teller verteilt.

Der Fürst, gefragt, ob er noch eine Weile beim Mosel bleiben oder jetzt lieber mit dem Sekt beginnen wollte, entschied sich für das letztere Getränk. Wie er galant bemerkte, weil Gina diesen Damenwein über alles schätzte.

So knallte denn, als die Hühnerbrüste kamen, der Pfropfen. Aber es war Nikolaus, da er einschenkte, als ob ihm Gina mit Augenzwinkern und diskreten Handbewegungen Vorsichtsmaßregeln ans Herz legen wollte. Der Fürst bat Nikolaus, sich keine großen Umstände zu machen und die Flasche ruhig zu seiner Selbstbedienung neben ihn zu stellen. Was auch geschah. Dann spann er seine Erinnerungen an die Großfürstin weiter. Aber er sprach eigentlich mehr an die Sektflasche als zu den beiden.

„Schließlich warf sich die alte Kaiserliche Hoheit auf die Wissenschaft. Ein französischer Professor, der angeblich die Affensprache in den Urwäldern am Kongo jahrelang studiert, kam mit anderthalb Dutzend Affen von großer Scheußlichkeit und ödete uns täglich zwei Stunden mit seinen Versuchen und Unterhaltungen mit dem Viehzeug an. Schließlich hatten wir alle Läuse und kratzten uns wie

verrückt. Die Großfürstin schenkte dem Professor eine goldene Dose mit ihrem Jugendbild in Brillanten darauf und mit Goldrubeln gefüllt. Ich glaube, sie hat — trotz ihres Alters — den Affenprofessor noch geliebt — und er war schwach genug ... Ja, die sogenannte Moral der Menschen, die sehr hoch stehen, ist ebensowenig gleich der Moral in den Niederungen, wie die Atmung auf den höchsten Höhen der Atmung im Tale gleicht. Und im Grunde ist's oben und unten übel. Bloß anders." Er trank aus.

Nikolaus sah verwundert zu Gina hinüber. Sie beantwortete seine stumme Frage mit einer von charakteristischem Augenaufschlag begleiteten Leidensmiene. Das war keine Reminiszenz aus einer Rolle, das war echt.

Dann aber, da der Fürst das vollgeschenkte Glas wieder leeren wollte, legte sie ihm mahnend die Hand auf den Unterarm. „Wenn du zuviel trinkst, wirst du Pessimist, Wladimir. Nüchtern bist du das gar nicht."

„Was heißt" — seine Stimme wurde ein wenig stokkend —, „heißt überhaupt: Pessimist? Ein französischer General — so tausend Jahre nach dem heiligen Augustin — hat auf seine Fahne geschrieben: ‚L'ami de Dieu et l'ennemi de tous les hommes.'"

„In diesem Fall", lächelte Gina, „wird der liebe Gott die Freundschaft kaum erwidert haben."

Und leise sagte sie zu Nikolaus, während der Fürst, die Hand im Sektkühler, die Eisstückchen geräuschvoll durcheinanderpurzeln ließ: „O Gott, er spricht schon Französisch! Wenn er das macht, wird's schlimm."

„Vorsicht, er hört uns!"

„Ach nein", gab sie leise zurück, „sobald er ein gewisses

Quantum von Alkohol genossen hat, wird er schwerhöriger als seine alte Großfürstin."

„Pessimismus —" philosophierte der Fürst vor sich hin, „das ist eine Angelegenheit des Alters. Nur das Alter hat ein Recht dazu. — In der Jugend — du lieber Gott .. Freilich, da gibt's auch Leute, die verwechseln ihre schlechte Verdauung mit einer Weltanschauung."

Etwas gewaltsam riß jetzt Gina die Unterhaltung an sich, indem sie mit forcierter Neugier recht laut, damit auch der Fürst teilnehmen konnte, zu Nikolaus sagte: „Na, und wer von meinen ehemaligen Kollegen ist Ihnen von damals — aus meiner fernen Glanzzeit — noch in Erinnerung geblieben, Herr Nikolaus?"

„Eigentlich wohl die meisten. Von dem bildschönen Helden, der von den Meiningern kam und so gern Profil spielte, über den Intriganten — der sich, wie man erzählte, auf den Proben pedantische Kreidekreuzchen für seine Stellungen auf den Boden machte, die ihm der Naturbursche wieder auslöschte — bis zu dem unglücklichen Gipfel der Talentlosigkeit, der alle Heldenrollen mitlernte und den die Vorsicht des Intendanten im ‚Tell' nur den ‚Hans auf der Mauer' und im ‚Wallenstein' den zweiten Mörder spielen ließ. Und dann natürlich die Weiblichkeit! Von der herrlichen Alten — die das furchtbare Unglück hatte, daß ihr bei einem Feuerwerk ein niedersausender Raketenstock das Auge traf, und die doch noch so behaglich-komisch wirkte — bis zu der hübschen Kleinen, die sich sichtbarlich vor Gram verzehrte, daß Sie ihr alles, was gut und teuer war, vor dem Stumpfnäschen wegspielten."

„Ach ja, die Karoline! Ihr Wahlspruch war das etwas veränderte Clärchen-Lied: ‚Leidvoll und neidvoll, gedanken-

los sein' — sie hat übrigens später einen Hanauer Bankier geheiratet."

„Leidvoll und neidvoll!" Der Fürst nickte der Sektflasche zu. „Ich habe mal bei einer Premiere — du hattest mir meine Loge nicht rechtzeitig besorgt — mich ins Parkett zwängen müssen. Ins Parkett, ja. Da saß ich neben einem älteren Herrn — der hat nach den Aktschlüssen — ja, das hat er — applaudiert. Heftig sogar. Und zugleich, ich sah's deutlich von neben, aus dem Mundwinkel gepfiffen — heftig gepfiffen ... Ich habe mich erkundigt, wer das sei. Es hieß: ein Kollege und Freund des Autors. Hieß es."

„Und dann der übrigens vortreffliche Heldenvater und Charakterspieler", sagte Nikolaus, „der die vielen Ehen hinter sich hatte und später sich noch mal selbst ..."

„Er begleitete mich mal", unterbrach der Fürst, ohne aufzusehen, „über die alte Brücke. Wollte mich ‚drüben' in das Geheimnis eines Apfelweinfrühschoppens einweihen. Wir sprachen von der russischen Bühne, glaube ich, und dem Kaiserlichen Ballett — da kam gerade eine Brautkutsche von Sachsenhausen her vorbei — das Brautpaar saß, myrtengeschmückt, im Fond und sah sich lächelnd tief in die Augen. Da blieb der Komödiant plötzlich stehen, reckte den Arm, nach den Fahrenden weisend, und sprach pathetisch zu mir: „Was der junge Mann da noch einmal der glücklichsten Stunde seines Lebens fluchen wird!"

„Und Sie, lieber Herr Nikolaus", Gina hatte seine Hand ergriffen und spielte ein wenig mit seinen Fingern, „sind unverheiratet geblieben?"

„Ja. Ich habe da drüben niemanden gefunden."

„Und die Nichte — ist eine Deutsche?"

„Ja. Eine Deutsche — und keine Nichte. Ein junges Mädchen aus guter Familie, das sich mir anschloß und das ich als willkommene Reisebegleiterin schätze und respektiere." Es widerstand ihm, hier Gina ins Gesicht zu lügen.

„Sehr verständig. Und Sie widmen sich ganz Ihrer Kur in Homburg?"

„Ja, die mir glänzend bekommt! Und tu' den ganzen Tag das, was ich in Amerika dreißig Jahre noch keine Stunde des Tages getan habe. Ich schrieb heute morgen auf einer Ansichtskarte an einen Freund in Philadelphia unter das Bild des Hotels: ‚Ich hab' mich hier zur Ruh' gesetzt — Viel Wasser, wenig Wein; — Wenn Faulheit adelt', müßt' ich jetzt — Der Prinz von Homburg sein!'"

„Sehr nett. Also Sie dichten immer noch? Wenig, ich kann mir's denken. Ich bewahre bei meinen freundlichsten Andenken aus der Glanzzeit noch ein paar scharmante Verse von Ihnen, die sicherlich sehr hübsche Blumen begleiteten."

„Das ehrt mich wirklich — mehr als das, es macht mir das Herz warm —" Er dämpfte die Stimme — „Sehen Sie doch, was treibt der Fürst da?"

Wladimir hatte einen silbernen Bleistift aus der Tasche gezogen und zeichnete auf die Rückseite der Menükarte mit festen, kurzen Strichen immer wieder dasselbe, so schien's. Ein großer Haken oder so was, an dem was lang herabhing.

„Das macht er immer", nickte Gina mit einem traurigen Lächeln, „wenn der Wein ihm das Gedächtnis verwirrt. Er zeichnet Bolschewiken am Galgen. Manchmal schreibt er zuletzt seinen verschnörkelten Namen darunter

wie unter lauter Todesurteile... Es tut mir so leid, daß ich Sie nicht benachrichtigen — nicht warnen konnte vorher... Aber wie sollte ich — es war keine Zeit mehr — gestern erst hat mir Frau Settchen Sennelaub Ihre Einladung überbracht — ich habe drei Partien Bridge verloren — darf ich das in meinem Alter gestehen? — in der Aufregung."

„Auf Bridge scheine ich entschieden ungünstig zu wirken", lächelte Nikolaus.

„Er ist gütig und leicht lenkbar geworden in seinem hohen Alter, der Fürst. Aber er verträgt nichts mehr. Nicht, daß er, wie früher manchmal, die leeren Flaschen plötzlich in den Spiegel wirft oder die Fenster aufreißt und die Cumberlandsauce auf die Köpfe der Passanten der Straße gießt. Aber er kann auch nicht mehr die riesigen Quantitäten vertragen — und, Sie werden's gleich erleben — dann schläft er ein. Schläft wie ein Stock."

Es flitzte Nikolaus durch den Kopf, daß es nicht sehr angenehm sein werde für ihn als Gastgeber im „Frankfurter Hof", wenn der Fürst hier wie ein Stock schlafend liege. Aber dann überwog wieder das seltsame Gefühl, nach Jahren, nach Jahrzehnten mit der einst geliebten Frau so zu sitzen, so reden zu können, wie er es tausendmal geträumt und gewünscht.

In diesem Augenblick reckte sich der Fürst in seinem Sessel, sah aus ein wenig geöffneten Augen auf das halbe Dutzend behangener Galgen, die er gezeichnet, und sagte, wie einen gewohnten Gedankengang abschließend: „Pfui Teufel! — Macht ohne Recht ist die Keule eines Kannibalen — und Recht ohne Macht ist ein lächerliches Kinderspielzeug."

„Es ist alles —" Nikolaus beugte sich dicht zu Ginas hübsch geformtem Ohr, und der von einem sympathischen Parfüm leicht unterstützte Duft ihres warmen Körpers wehte ihm mit starker Erinnerungskraft entgegen, „ist eigentlich alles ganz vernünftig, was er so sagt."

„Das sind lauter Ideen, die ihn den ganzen Tag unausgesprochen beschäftigen. Er schreibt zu Hause abends an seinen Memoiren. Jeden Abend eine Seite oder eine halbe — dann schläft er darüber ein."

Noch einmal faßte der Fürst jetzt, wie in einem zornigen Entschluß, den silbernen Bleistift und schrieb mit Riesenbuchstaben über das bemalte Papier, alle die Galgen durchquerend, alle die Gehängten mit Schnörkeln, wie mit Girlanden schmückend, seinen Namen auf das Menü: „Wladimir Iwanowitsch Fürst Gondschukoff." Dann warf er den Bleistift in die Pfirsiche.

Gina nahm behutsam den Stift aus dem Kompott. Sie tat das ruhig und durchaus wie etwas Gewohntes, trocknete das Schreibzeug vom Saft und verschloß es in ihr silbernes Täschchen.

Dann erhob sie sich, indem sie Nikolaus, der mit ihr aufstehen wollte, auf den Sitz zurückdrückte, und holte hinten von dem Etablissement ein paar große Kissen. Die stopfte sie links und rechts unter die Arme und auch in den Rücken des Fürsten, der das ruhig lächelnd, wie etwas Erwartetes, geschehen ließ. Er warf nur noch mit einer plötzlichen Armbewegung das Sektglas um, dann war er hinüber. Er schlief, ruhig atmend, mit entspannten Zügen. Das Kinn sank auf das Bändchen des Sankt-Katharinen-Ordens.

„Er ist dreiundachtzig Jahre", sagte Gina entschuldigend, und ihre Stimme bekam den Ton einer gütigen

Mutter, die einem Fremden die kleine Unart ihres jungen Lieblings erklärt.

„Ich verstehe durchaus... Aber für Sie, Gina, ist das eine harte Aufgabe. Erfüllen Sie die öfter?"

„Mein Gott — einmal im Monat!"

„Wieso — einmal im Monat?"

„Der gute Wladimir hat die Marotte, aus seiner Geducktheit heraus, gegen seine Gebundenheit aufbegehrend, einmal im Monat noch ‚sein angeborenes Recht' auszuüben, wie er sagt, und den Kavalier zu spielen, Kavalier zu sein. Dann muß ich mich gut anziehen — gesellschaftsmäßig — Schmuck anlegen. Er zieht auch sein Bestes an — wie heute... Das heißt, die Gamaschen hat er extra für Sie heute noch gekauft. Und wir gehen in ein ganz vornehmes Restaurant, früher sogar manchmal in die Umgebung — bis Wiesbaden oder Homburg — jetzt, seitdem er am Ende immer einschläft, nicht mehr. Dann soupieren wir — nicht ganz so üppig, wie heute durch Ihre Güte — aber doch sehr nobel —"

„Seien Sie nicht bös — aber bei dem kleinen Gehalt — kann er denn das?"

„Er glaubt, er kann's. Er ist ja ein Kind. Hat noch nie im Leben eine Rechnung richtig nachgerechnet. War in seiner Glanzzeit der Abgott aller Zahlkellner von Sizilien bis ans Nordkap... Aber wenn wir beide jetzt zusammen soupieren — einmal im Monat — verlasse ich immer für einen Augenblick den Saal und nehme mir den Kellner beiseite. ‚Wenn Sie dem Fürsten die Rechnung präsentieren', sage ich, ‚darf sie keinesfalls mehr betragen als fünfundzwanzig Mark. Den Rest — und ein gutes Trinkgeld — stecke ich Ihnen beim Weggehen zu.'"

„Und das tun Sie — und das gelingt?"

„Immer. Er ist überzeugt, daß man ihn so billig behandelt, weil man ihn — die Durchlaucht — als Renommiergast schätzt und begehrt. Wundert sich auch weiter gar nicht, daß es jedesmal fast dieselbe Summe ist, die er bezahlt. Und ist beim Weggehen vor dem Spiegel viel zu sehr mit seiner Toilette beschäftigt — denn an diesem Abend, einmal im Monat, ist er durchaus der alte Elegant — um zu merken — daß ich dem Ober metallisch die Hand drücke."

„Das sind aber — verzeihen Sie, wenn ich das sage — recht kostspielige Einladungen für Sie, Gina?"

„Mein Gott — es ist immer noch einiges da von den Preziosen von damals. Es war so viel. Übermorgen sonpieren wir schon das fünfte Mal von einem Armband, das die schönsten Smaragde gefaßt hielt, die ich je gesehen."

„Sie haben ein herrliches Herz, Gina —"

„Er hat so viel Gutes für mich getan, und er hat meinem jungen Leben solchen Glanz gegeben", sagte sie einfach.

In diesem Augenblick machte der Fürst eine jähe Bewegung, als ob ihn ein Schrecken geweckt habe.

Unwillkürlich beugte sich Nikolaus über ihn: „Haben Sie Beschwerden, Durchlaucht?"

„Morgen erst", flüsterte er und schlief wieder.

Nikolaus sah ihn wehmütig lächelnd an, dann schaute er zu Gina hinüber: „Wissen Sie, Gina, ganz verstehe ich Sie doch nicht."

„Was ist da viel oder ganz zu verstehen?"

„Warum — warum haben Sie — wenn das doch so weitergehen sollte, als er plötzlich wieder auftauchte aus

der Gefangenschaft — warum haben Sie ihn nicht geheiratet? Es hätte doch all das erleichtert —? Und Sie —"

„Und ich wäre ‚Fürstin' geworden. Das war es ja —! Die späte Lächerlichkeit habe ich gefürchtet."

„Was ist da für eine Lächerlichkeit? Ich sehe keine. Es wäre nur die Logik der Tatsachen; und es gehörte nur ein bißchen Mut der handelnden Personen dazu. Es wäre für Sie beide eine große Entspannung und Erleichterung des Lebens — Sie würden sich nicht Fürstin nennen lassen und nicht Durchlaucht — aber einfach ‚Frau von Gondschukoff'. Und ich möchte den sehen, der nicht Verständnis dafür hätte, daß Sie alte Beziehungen ruhig und vernünftig legitimisieren."

„Jetzt noch? Damals ja, als ich jung war, das wäre was anderes gewesen! Vielleicht hätte er auch — aber da lebte seine Frau, die Fürstin, noch. Die ist jetzt längst — in Sibirien — gestorben. Er hat in seinem Zimmerchen — in der Altstadt — seltsame Konfusion der Gefühle und der Erinnerungen — da hat er der Fürstin und meine Bilder an den Wänden durcheinander hängen. Und dazwischen — auch sehr bezeichnend — Bilder seines zerstörten Schlosses in der Krim und des alten Frankfurter Theaters, wie Sie's auch noch kannten."

„Sie sollten tun, was ich Ihnen rate." Nikolaus kam beharrlich auf seine Meinung zurück, und indem er sie empfahl und verteidigte, dachte er unwillkürlich, wie himmelweit von solchen Worten und Gedankengängen jene letzte Szene vor Jahrzehnten sich abgespielt, die er mit den beiden erlebt und die seinem ganzen Leben den anderen Schauplatz und die neue Richtung gegeben hatte.

Gina aber, als ob sie ihn ablenken wollte von seinem

Eigensinn, begann das hübsche, behagliche, wenn auch kleine Stübchen zu schildern, in dem der Fürst mit dem Ausblick über die Dächer der Altstadt und den Dom hauste und ganz seinen Erinnerungen lebte.

Nikolaus schien jetzt, während sie erzählte, einem eigenen Gedanken nachgegangen zu sein. Er unterbrach sie plötzlich: „Ich hätte einen Auftrag zu vergeben. Einen künstlerischen, bei dem der Fürst ganz hübsch verdienen könnte. Ich möchte — zur Ausstattung einer Wohnung für ein junges Ehepaar — ein paar hübsche Ölbilder und ein paar gute alte Stiche der beiden Städte Frankfurt und Potsdam erwerben."

„Frankfurt und Potsdam —?"

„Ja. Nur Stücke von Wert. Und es müßten Bilder des alten Frankfurts der sechziger bis neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts dabei sein — Öl und Aquarell — auch vielleicht der Umgebung. Kronberg mit seinem Schloß — Königstein mit seiner Ruine — Oberursel mit seinen wundervollen Kastanien — vor allem mein mir so lieb gewordenes Homburg müßte dabei sein. Vielleicht wäre aus Frankfurter Privatbesitz sogar ein Hans Thoma aufzutreiben, der so gern die Wiesen bei Oberursel — um 1890 — gemalt hat. Ich liebe ihn so sehr, den deutschen Meister, habe ihn noch persönlich in Frankfurt erlebt. Diese alten Frankfurter Bilder sind für mein Haus in Philadelphia gedacht, für meine zwei Frankfurter Zimmer. Ich zahle für gute Sachen, die der Fürst ja durch die Kunsthandlung, in der er tätig ist, besorgen lassen kann — ihm, dem Fürsten, zehn Prozent Kommission. Aber keinen Kitsch! Ich verlasse mich auf seinen Geschmack und sein Stilgefühl."

„Das hat er."

„Gewiß, ich weiß. Im besten Sinne hat er's. Es gibt freilich Menschen mit so viel Stilgefühl, daß sie sogar das Gesicht der Zeit schneiden, in der sie — ungern — leben. Das macht er nicht mit. Er ist auch als kleiner Verkäufer von Antiquitäten der russische Fürst der Zarenzeit geblieben."

Gina hatte nach Nikolaus' Hand gegriffen und drückte sie herzlich. „Wie gut Sie sind — und wie vornehm Sie helfen!"

„Übertreiben Sie nicht, Gina. Ich bin Egoist. Er wird in der Sache mein bester Agent sein."

„Darauf können Sie sich verlassen, Nikolaus... Aber nun dürfen wir Sie wirklich nicht aufhalten — wir gehen."

„Sie gehen —?" Nikolaus lächelte und deutete mit dem Finger nach dem schlafenden Fürsten hin. „Wie wollen Sie das machen?"

„Wie sonst auch", lächelte sie. „Man bekommt Übung in diesem gesellschaftlichen Sanitätertum." Sie drückte lächelnd auf die elektrische Klingel.

Als der Kellner erschien, sagte sie ganz ruhig, ganz Dame: „Bitte, Herr Ober, schicken Sie gleich einen Boy vors Hotel. Dort geht der alte Diener Seiner Durchlaucht auf und ab. Sie erkennen ihn an der diskreten, dunkelblauen Livree mit der silbernen Krone auf den Kragenaufschlägen. Verständigen Sie ihn, er möchte hierherkommen... Ja, noch eins — der Boy soll auch gleich für ein Auto sorgen."

„Das ist unnötig", warf Nikolaus rasch ein, „das meine wartet. Natürlich fahre ich Sie nach Haus."

„Also gut, Ober, kein Auto. Nur den Diener."

„Sehr wohl, gnädige Frau." Der Kellner, der etwas verblüfft das Bild des tief schlummernden Fürsten in sich aufgenommen, entfernte sich geräuschlos.

Nikolaus legte seinem Erstaunen keine Zügel an. „Er hat noch — einen Diener."

Gina lachte: „Sie haben ihn doch in Homburg gesehen. Dimitri, sein alter Dimitri."

„Der in der Tscherkessenuniform — damals, wenn er nach Frankfurt kam — auf dem Bock saß und abends servierte?"

„Derselbe, ja. Aber er hat mir doch, Sie müssen's doch gesehen haben, in Homburg —"

„Richtig, ja. Der fabelhaft korrekte Alte in hochgeknöpftem Bratenrock, der der Marquise die Bestellung brachte..."

„Welcher Marquise —?"

„Ich nannte Sie damals so — ich wußte ja noch nicht... Und was denn? Den alten Tscherkessen kann er sich heute noch als Diener halten?"

„Als Diener —? Eigentlich nicht. Sie wohnen zusammen, die beiden Alten. In dem Stübchen, das ich schilderte. Das heißt, der Fürst hat noch so einen schrägen Verschlag für sein Bett. Dimitri schläft zusammengerollt auf dem Sofa. Ich glaube fast, wenn sie allein sind, duzen sie sich. Ein rührendes Paar. Sie haben zusammen im Sumpf gesteckt — sind zusammen in Gefangenschaft gewesen — haben — das war nicht das Schlimmste, zusammen gehungert nach Friedensschluß. Jetzt hat der alte Dimitri — ich habe da ein bißchen mitgeholfen — eine kleine Anstellung bei einem großen Möbelgeschäft, das einmal viel an mir

verdient hat. Damals, als mir der Fürst die Wohnung ausstattete. Der alte Dimitri ist jetzt da so besserer Ausläufer, nicht wahr. Aber es ernährt ihn doch. Aber einmal im Monat — wenn unser ‚Souperabend' ist — da zieht der Dimitri — glücklich, daß er's darf — eine noch ganz gute Livree an — wir haben sie in Wiesbaden in einer Auktion gekauft und haben für eine Mark fünfzig die zwei silbernen Fürstenkronen draufsetzen lassen — dazu hat Wladimir ja das Recht — und die jedesmal neu gebügelte Livree legt der Dimitri stolz an unserem Souperabend an. Und wartet, wartet stundenlang. Und wenn es so weit ist, dann —"

Es war so weit. Der Kellner öffnete die Tür. Dimitri, ganz alter, hochherrschaftlicher Diener in dunkelblauer Livree, die kleinen silbernen Fürstenkronen in der Rockklappe, verbeugte sich tief erst vor Gina, dann vor Nikolaus.

Hinter ihm standen, neugierig, was sich begeben würde, mit beherrschten Mienen die beiden Kellner. Nikolaus ging auf den Alten zu und gab ihm die Hand: „Wir kennen uns noch, Dimitri, wir beide, was?"

Der Alte verbeugte sich abermals tief und schien Nikolaus die Hand küssen zu wollen, was der verhinderte. Dabei dachten die beiden wohl ganz dasselbe; daß eigentlich die letzte oder einzig nähere Bekanntschaft vor dreißig Jahren die gewesen, daß Dimitri dem im „Falstaff" die Treppe hinabeilenden Nikolaus noch einen kräftigen Tritt ins Hinterteil versetzt hatte.

„Durchlaucht ist ein wenig eingeschlafen", sagte Gina, als ob sie damit eine Neuigkeit mitteilte. „Wir wollen ihn vorsichtig wecken und zum Auto führen."

Dimitri nickte: „Zu Befehl!“ und trat an den Sessel des Schlummernden heran. Wie ein gelernter Krankenwärter faßte er ihn stark und sicher unter die Achseln, hob ihn sanft, aber mit einer für sein Alter erstaunlichen Kraft hoch.

Der Fürst erwachte, schüttelte wie ein erschrecktes Pferd den Kopf, sah aus umflorten Augen um sich und sagte dann, durchaus im Kavalierston: „Eh bien, brechen wir auf!“

Schon an der Tür zum Korridor aber blieb er plötzlich stehen. Über die Achsel mit zurückgeworfenem Kopf unter halbgeschlossenen Augenlidern Nikolaus fixierend, sagte er, ein wenig gegen den Schluckser kämpfend: „Ich we — werde — junger Mann, merken Sie sich das — ich werde meine Feinde, die Herren Bo-Bolschewiken, die mich gern ein bißchen geviertelt hätten — ja, die werde ich sehr enttäuschen, wenn ich eines na-natürlichen Todes sterbe, was Dimitri, sehr enttäuschen?“

Der treue Diener bückte sich noch etwas tiefer und wiederholte devot: „Sehr enttäuschen, Durchlaucht.“

„Er kann mir's bestätigen, der gute Dimitri. Er kennt meine Memoiren und soll sie nach meinem Tode ... Sehr enttäuschen! ... Ich hinterlasse nämlich keine Schulden und keine Mätresse.“

Und als ob ihm der Stolz dieses Bewußtseins neue Kraft und Sicherheit gegeben, reckte sich der alte Fürst auf und ging, von Dimitri behutsam gestützt, voll Würde zum Wagen.

Hinter den beiden, dem Fürsten und dem ihn stützenden Dimitri, kamen Gina und Nikolaus. Sie hatte sich leicht in seinen Arm eingehakt. Wer das seltsame Paar vor

ihnen nicht gesehen hätte, wäre überzeugt gewesen, daß hier eine Dame der großen Welt und ein eleganter Ausländer — sehr distinguierte Leute — nach gutem Souper in bester Laune in den Tanzsaal hinunterstiegen.

* *
*

Feldherr und Lehrer zugleich, Sportsmann und Altphilologe in einer Person, in Knickerbockers und grünem Flanellhemd, aus dessen Täschchen der geschonte Kragen und der Füllfederhalter guckten, den leichten Sommerrock über dem muskulösen Arm, so zog der rüstige, sonnengebräunte Ordinarius der Quarta des Frankfurter Gymnasiums, seinen Schülern voran, durch die Porta decumana.

Langsam und jedes Wort betonend erläuterte er in der Sprache, die hier einmal in der Zeit des Drusus erklungen war, den Ruhm der römischen Zwingburg: „Medio in castello, quod magnitudine cetera in monte Tauno antecedit, habitabat — spectate! — praefectus ejus cohortis quae in castello collocata erat."

„Weiß Gott, das wird hier heute anders unterrichtet, frischer, freier, anschaulicher als in unserer Knabenzeit!" Nikolaus, der mit Eugenie, Cornelius und dem Oberstleutnant von Lindebomm seiner kleinen Gesellschaft über die Holzbrücke langsam voranschritt, sagte das mit einer Mischung von Hochachtung und leisem Neid in der Stimme.

„Ja", nickte Cornelius, „bloß: ob die zweite Räterkohorte, die hier stationiert war, das klassische Latein aus dem Lesebuch des Oberstudienrats so glatt verstanden hätte wie heute die Frankfurter Buben, das ist fraglich."

„Sehr richtig", stimmte der Oberstleutnant zu. „Diese Kohorte war eine zwar sicherlich militärisch gut gedrillte, aber sonst ziemlich übel zusammengewürfelte Bande. Die kultischen Funde — das kleine Saalburgmuseum verwahrt davon reichhaltige Reste — beweisen das. Germanische, keltische, syrische und gallische Tempelchen haben hier einmal dicht beieinander herumgestanden. Zahlreicher noch als die Schenken der Marketender vor den Toren, deren steinerne Reste wir ohne Neid — gelabt von Nikolaus' üppiger Gastfreundschaft — gerade gesehen haben."

Sie blieben ein wenig stehen und freuten sich an den herrlich vom frühsommerlichen Grün umsponnenen Mauerzinnen der Porta über den zwei Eingängen zwischen den beiden Wachttürmchen. Der geräuschvolle Schwarm der jungen Lateiner sollte erst abziehen. Man hörte gerade noch, wie ihr Führer aus einer langen Erklärung heraus mit siegessicherer Miene verkündete: „— a majoribus nostris devicti et dissipati sunt."

„Sie können ruhig näher aufrücken, meine Herrschaften", rief Lindebomm den langsam in angeregtem Gespräch Nachkommenden entgegen. „Wir hörten hier soeben aus sicherster Quelle, daß die letzten Römer besiegt und zersprengt sind. Mithin dürften sie uns feierlich nach wohlbereitetem Mahl ihren Verdauungsspaziergang ins Trümmerfeld römischer Herrschaft machenden unbewaffneten Germanen nicht mehr gefährlich werden."

Cornelius, der hier oft Sonntags gezeichnet hatte, als er noch nicht freier Künstler war, führte Eugenie voraus, ihr zunächst mal allein die Montierungskammern, Magazine und Verwaltungsgebäude zu zeigen. Sie fand ein Vergnügen daran, die ihr genannten schwierigen Namen

dafür — „Praetorium" — „Quaestorium" — „Norreum" — zu memorieren und vorsichtig nachzusprechen. Das fröhliche Lachen der plaudernden jungen Menschen drang durch das von Besuchern sich leerende Kastell zu den langsam folgenden Alten.

... Über Dornholzhausen waren sie, Nikolaus und seine Gäste, in drei Autos zum Saalburghotel gefahren. Otto Schickedanz, der sich jetzt durch die täglichen Kreuz- und Querfahrten im Taunus schon ganz gut wieder auskannte, hatte mit dem Privatauto die Tête genommen. Er hatte, stolzer denn je, und mit dem nicht aus seinem gutmütigen Gesicht weichenden Schmunzeln auf seinem Sitz gesessen, unter den gespreizt ausgestreckten Beinen ein geheimnisvolles, in ein grünes Leinentuch gehülltes Paket, das er so behutsam behandelte, als läge ein schlafender Säugling darin.

Im Garten des Hotels hatte die Gesellschaft ein vorher bestelltes, kräftiges spätes Mittagessen oder ein frühes Souper — wie man's nennen wollte — in bester Laune eingenommen. Für den Abend nach Besichtigung des Kastells war an derselben Stelle eine Erdbeerbowle bestellt.

„Du hast das listig und famos eingerichtet", lobte Bernhard, der von dem kühlen Rheinwein seine Stimmung gehoben fühlte. „Jetzt sind wir hier die Herren. Der Besucherschwarm hat sich gottlob schon ein bißchen verlaufen."

„Menschen in der Masse — so sehr ich allen das Beste wünsche", sagte Nikolaus, „ergötzen mich nie und nirgends. Ich nehme mir am liebsten so nach eigener Wahl mit der Pinzette welche heraus, die mir gefallen."

„Und auch davon", lachte Adam, der heute guter Laune war und noch nicht ein einziges Mal über seinen

Leistenbruch geschimpft hatte, auch davon schmeißt man nachher ganz gern manche wieder fort."

„Die Hauptsache bleibt, man kann sich das so leisten", meinte Bernhard tiefsinnig. „Sonst wird doch um diese Zeit das kleine Römerreich hier fest verschlossen. Man muß eben das nötige ‚de quoi' dazu haben — und das Talent, mit Menschen, auch Beamten, umzugehen, wie unser lieber Amerikaner."

„Ach herrje, du scheinst" — Nikolaus klopfte ihm auf die Schulter —, „du scheinst dein hartes Urteil über die ‚Amerikaner' ein wenig revidiert zu haben. Am Ende hast du gar verziehen, daß dir mal einer ins Fußbad gespuckt hat."

Alle lachten. Und wenn das Lachen aller anderen verklungen war, dann gurgelte immer noch einer leise nach. Das war Kadzimura, der Japaner, der glücklich war, hier mit von der Partie sein zu dürfen. Er empfand sich heute und hier als eine wichtige Person, weil sein Geschäftsbesuch beim Oberstleutnant in Homburg und das Abendessen mit ihm auf der Terrasse des Parkhotels der Anstoß zur beschleunigten Kunde von Nikolaus' Aufenthalt in Frankfurts Nähe war. Kadzimuras Teilnahme an diesem Familienfest bedeutete just keine große Bereicherung der Unterhaltung. Aber durch sein glucksendes Lachen gab er jedem Witz und jeder Fröhlichkeit der anderen noch ein verklingendes Nachspielchen. Auch war er in seiner Höflichkeit gegen die Damen unerschöpflich und trug mit den verschiedensten Schals und Tüchern auch recht unnötigerweise die Decken spazieren, die zur kühleren Rückfahrt für die Beine gedacht waren. Ja, er hatte sogar beim Aussteigen aus dem Auto durchaus das Paket mit-

nehmen und tragen wollen, das auf der Fahrt zwischen Ottos Beinen geruht. Der aber hatte das mit großer Energie zu verhindern gewußt.

Noch unter der Porta decumana hielt Tante Settchen Nikolaus, seinen Arm fassend, zurück. Sie war für den Ausflug vielleicht ein wenig zu festlich und zu warm gekleidet und schwitzte bereits redlich auf dem kurzen Wege vom Gasthof zum Kastell.

„Plagt dich dein Asthma, Settchen?"

„Nein, das wird's erst heute nacht. Aber das macht nichts. Wenn ich noch an was Nettes dabei mich zu erinnern habe, halte ich's aus. Bloß — Atemnot nach einem grauen Tag wie alle anderen, das ist gräßlich... Aber nein, ich wollte dir etwas sagen, Nikolaus."

„Vielleicht" — er sah sie verschmitzt von der Seite an — „wolltest du mich mal ausnahmsweise beloben?"

Sie verstand sofort. „Auch das könnt' ich... Mir scheint, die Karlsbader Elegie ist schon geschrieben — oder doch stark im Entstehen." Und ihr Auge schweifte dabei voll Wohlwollen hinunter in das Kastell, wo gerade Cornelius und Eugenie sich vergnügt lachend dem Museum näherten. „Aber zunächst habe ich dir was auszurichten."

„Mir — von wem?"

„Von Gina. Ich wollte das nicht vor all den anderen bei Tisch — und hab' hübsch gewartet, bis ich dich allein erwische. Also denk' dir: wie ich — ganz früh — telephonisch der Gina die Bridgepartie für heute absagte, ließ sie mich erst gar nicht zu Worte kommen. Es klang fast, als hätte sie meinen Wein von Kephalonia gefrühstückt. Ich soll, rief sie erregt, solle — wörtlich — einen ‚sehr herzlichen Gruß an deinen gesunden Menschenverstand' be-

stellen. Da dein Herz nicht mehr für sie zu haben sei, danke sie für dieses Geschenk. Sie habe mit dem Fürsten gesprochen und ihm gesagt, daß du, als er ein wenig schlief im ‚Frankfurter Hof', von selbst angeregt, um was er schon tausendmal gebeten. Du habest so gute und gewichtige Gründe angeführt — und so aufrichtig, zartfühlend und klug zugleich, als alter Freund gesprochen — kurz: wenn du in vierzehn Tagen — so lange müßten sie ‚aushängen' — noch in der alten Heimat seist — und in aller Stille — nur auf dem Standesamt — und bei einem nachfolgenden kleinen Frühstück — ohne Sekt und ohne Schlaf — ‚Zeuge' sein wolltest, so würde sich Frau von Gondschukoff und ihr Mann von ganzem Herzen freuen."

„Wahrhaftig —?! Sie sind entschlossen?" Ein Leuchten der Genugtuung ging über Nikolaus' Züge.

„Ja. Der andere Zeuge wird der alte Dimitri sein."

„Gutes Settchen, du hättest mir nichts Lieberes mitteilen können. Ich danke dir."

„Du — mir? Nikolaus, ich glaub' nicht eben viel, aber das glaub' ich: der liebe Gott belohnt jede Guttat."

„Gewiß — bloß leider meistens erst im Himmel. Egal. Ich danke dir, Settchen."

„Au, zerquetsch' mir die Finger nicht, die brauch' ich noch sehr. Die müssen noch viele, viele besonders schöne deutsche Puppen schaffen — für deutsche Kinder in Amerika."

Bernhard hatte sich umgeschaut und kam nun, kopfschüttelnd und mit dem Finger drohend, auf die beiden zu: „Nanu, muß ich auf meine alten Tage am Ende noch eifersüchtig werden?"

„Jedenfalls ein Gottesglück, daß ich dich jetzt brauche, Bernhard." Tante Settchen sprach das mit Überzeugung.

„Du brauchst mich? Das freut mich."

„Ja, es hat sich erwiesen — deine verbesserte Erfindung — dein parfümierter Puppenleim — wenn er erst getrocknet ist, stinkt er tatsächlich nicht mehr nach Heringen. Und klebt und hält. Das ist sehr wichtig für meinen großen ‚amerikanischen Auftrag' ... Aber komm. Die da vorn werden allmählich ungeduldig. Und die arme Justine müssen wir trösten. Ihre weltberühmte Laute ist durch ein Versehen in Homburg geblieben."

Justine, deren flache Perücke unter dem Riesenrand des Bergèrehutes der linde Abendwind zu ihrem Nachteil ein wenig verschoben hatte, kam ihnen betrübt entgegen. Sie hatte die letzten Worte gehört: „Ja, denk' dir, Nikolaus, ich verstehe das gar nicht. Ich hatte mich so gefreut auf einen bescheidenen Beitrag zum Fest — hatte ein paar kleine für Ort und Gelegenheit besonders geeignete Lieder eingeübt — habe selbst noch die Laute im Etui zu den vielen Decken im Vestibül gelegt und nun —"

„Schade", beteuerte Nikolaus. Innerlich aber war er doch heilfroh, daß es der Geschicklichkeit des Otto Schickedanz auf seine heimliche Weisung noch im letzten Moment gelungen war, das von allen gefürchtete Instrument in der Portierloge zu verstauen.

Dorothea und Isolde, von der Schönheit des heraufsteigenden Sommerabends angeregt, hingen sich links und rechts fest in ihren Bruder ein.

„Wie schön, Nikolaus, daß wir dich ein paar kurze Wochen gehabt haben", sagte Dorothea, und ihre tiefe priesterliche Altstimme war voll Wärme. Ein liebes Lächeln, das von innen kam, ließ etwas von ihrer einstigen Schönheit ahnen. Es war, als ob dieser herrliche Sommer-

abend im Taunus ein wenig vergessen lassen wollte, was der wüste Taifun in der Chinesischen See einmal an ihr verbrochen. „Wir hatten — heute kann ich's ja gestehen —, als du plötzlich auftauchtest, ein bißchen Angst vor deinem Amerikanertum, deinem Andersdenken, deinem Fremdgewordensein."

„Ich hatte keine Angst", sagte Isolde warm und drückte herzlich den Arm des Bruders. Und sie dachte dabei, daß Dorotheas ganze Furcht auch nur die Besorgnis gewesen war, Nikolaus könne eine Auseinandersetzung über die Teilung des Geschäfts und der Erbschaft verlangen. Ein Schreckgespenst, das allerdings auch anderen in jener Familiensitzung, in die Nikolaus selbst hereingeplatzt war, den Angstschweiß aus den Poren getrieben hatte. Und jetzt war durch seine bescheidene Bitte um das alte Posthorn erwiesen, daß er an das Geschehene und Geteilte nicht zu rühren gedenke und sich mit einer Erinnerung begnüge.

Settchen, die jetzt mit dem Oberstleutnant voranging, drehte sich plötzlich um. „Ja, noch eins läßt dir Gina Gerno bestellen."

„Gina Gerno!" Adam und Bernhard sprachen den bisher von allen in Nikolaus' Beisein vermiedenen Namen erschreckt wie aus einem Munde und sahen sich verblüfft an. „Ja, hast du denn — hast du denn Fühlung mit der Dame genommen."

„Wenn euch das als Fühlung genügt — ich habe mit ihr soupiert", sagte Nikolaus ruhig.

„Soupiert — du — mit Gina Gerno —?!"

„Und mit dem Fürsten."

„Und — dem Fürsten?" Adam stolperte hart über einen antiken Steinrest und wäre sicherlich in ganzer Länge zu

Boden gestürzt, wenn der Oberstleutnant nicht kräftig zugegriffen hätte.

„Ja doch, Adam!" Settchen kämpfte gegen ihr Asthma. Aber sie tat es mit freudiger Erregung und ohne jede Furcht vor der Nacht. „Dich wird das ja noch mehr interessieren. Du bist ja schließlich noch näher mit ihm ... Gina Gerno läßt Nikolaus sagen: Amadeus hat ihr ein Briefchen — einen flüchtig hingekleckten Wisch, sagte sie — aus dem Schloßhotel in Heidelberg geschrieben. Die Erzherzogin Mizzi von Mödling hat dort abends im ‚Stadtgarten' beim Konzert unversehens einen Verwandten des österreichischen Hofes getroffen. Mit dem ist sie ‚für ein paar Augenblicke' auf die Anlage gegangen, wichtige Dinge, wie sie sagte, in Angelegenheit von Anerkennung und Erbschaft zu besprechen. Der Amadeus hat dann vor seiner Flasche Beaujolais und zwei Wiener Schnitzeln gesessen — zwei volle Stunden lang —, bis sie den Stadtgarten zugesperrt haben. Wie er dann ins ‚Schloßhotel' heraufgekommen ist, hieß es: Madame habe ein dringendes Telegramm bekommen und sei sofort — mit Gepäck — zu ihrem schwer erkrankten Vater abgereist ... Also die Mizzi ‚pflegt' jetzt den Erzherzog. Wahrscheinlich mit Hilfe des lieben Verwandten."

„Da wird sich ja das Puppchen freuen!" Adam, der Vater, dem solche Erlebnisse seines Sohnes nichts Neues zu sein schienen, stellte das mit einem an Schadenfreude grenzenden Ingrimm fest.

„Das glaub' ich kaum", meinte Tante Settchen, „denn die Gina hat mir am Telephon noch gesagt, der Fabian — wißt ihr, der Schüler, der angeblich so schrecklich viel Talent hat — du kennst ihn ja wohl nicht, Nikolaus —".

„Doch — doch — gerade den kenn' ich. Das ist doch der Marc Anton."

„Wieso Marc Anton?"

„Ja, ja, er ist's schon. Der hat mir — nicht sehr glücklich — die einzige Pistolenforderung meines Lebens überbracht."

„Was hat er —?"

„Weiter — weiter! Was ist mit diesem Fabian?"

„Er hat sich mit Petronella Perugia verlobt — oder sie mit ihm. Aus Ärger. Und sie proben schon wie verrückt ‚Romeo und Julia'."

„Da hat sich ja der gute Amadeus schön zwischen zwei Stühle gesetzt", merkte Dorothea sachverständig an. Sie hatte ihr ganzes Leben nie wo anders gesessen.

„Er wird nicht sehr lange schmerzlich daran tragen, der Gute", meinte Settchen. „Amadeus gehört zu den gewohnheitsmäßigen Herzensdieben, die allemal bald wieder froh sind, wenn sie zurückgeben können, was sie gestohlen haben."

Justine sah bei dieser Erwähnung der Gilde der Herzensdiebe Nikolaus betrübt von der Seite an. Die Ergebnislosigkeit ihres Homburger Überfalls kam ihr zum Bewußtsein. Die Reminiszenzen an das Rasselchen und die Makrönchen der Konditorei Hahner hatten nur flüchtige Teilnahme geweckt. Und jetzt war auch noch die Laute im Parkhotel zurückgeblieben. Und der Bergèrehut machte ihr auch zu schaffen.

„Wo ist denn eigentlich unsere Jugend?" Nikolaus interessierte sich nicht sehr für Amadeus' betrübliche Herzenserlebnisse und für Fabians und Puppchens Liebesglück.

„Dort bittä", Kadzimura, dessen Luchsaugen nichts ent-

ging, wies mit dem dürren gelben Finger nach der Silhouette eines Paares, das — man sah's zwischen den Säulen des Atriums wie gerahmt — dort am gedeckten Ziehbrunnen wohl über die Wasserversorgung der römischen Kastelle, vielleicht auch über noch Näherliegendes, sich angeregt zu unterhalten schien. Eugenie saß auf dem Brunnenrand. Cornelius hatte sich, das herabhängende Seil des Eimers lässig in der Hand, über ihr gesenktes blondes Köpfchen gebeugt. Es war ein hübsches friedliches Bild.

Tante Settchen deutete es in ihrer Weise, als sie trocken erklärte: „Hermann und Dorothea am Brunnen des Drusus." Und nach einer Weile fügte sie bedeutungsvoll hinzu: „Wie sich doch der Familientyp wiederholt! Ist es nicht, als stünde der junge Nikolaus dort in dem Alter, wie er uns damals verließ?"

„Hallo!" rief Nikolaus, sich besinnend, „darf ich bitten, Meister Cornelius, nun mal versprochenermaßen Ihre Pflicht zu tun und dieser ‚amerikanischen Gesellschaft' als Mentor zu dienen?"

„Gern!" Cornelius eilte, Pflichteifer markierend und Eugenie an der Hand hinter sich herziehend, zu den andern. „Entschuldigt bitte — Eugenie hat mir — von dem römischen Brunnen angeregt — ich glaube, zum siebenten Male seit unserer Bekanntschaft, erzählt, wie in ihrer ‚Heimatstadt' Boston die erregte Menge von einem englischen Schiff der Ostindischen Company die Teekisten herabgeholt hat und eine nach der andern aufgeschlagen — und den Tee aus der ersten ins Meer — und den Tee aus der zweiten ins Meer — und den Tee aus der dritten ins Meer —"

„Was denn —?" Bernhard staunte. „Tee wieder

mal ins Meer. So fing doch vor anderthalb Jahrhunderten der Unabhängigkeitskrieg da drüben an."

„Was du nicht sagst", nickte Cornelius mit gut gespieltem Ernst. „Das war mir auch schon aufgefallen. Aber Eugenie hat mir keine Kiste geschenkt — wir waren, glaube ich, neulich bei der siebenundzwanzigsten Kiste, als ich sie bat, von Boston zu erzählen. Ja, so Jugenderinnerungen von da drüben sind sehr interessant ... Aber nun bin ich ganz ‚Römer' und stehe euch als Führer zur Verfügung, vieledle Fremde! Beginnen wir, wie sich's gehört, dort drüben mit dem kleinen, von den Statuen der Feldherrn flankierten einstöckigen Häuschen, zu dem vier Stufen emporführen. Es war das ‚Sacellum', das dreimal geweihte Fahnenheiligtum der Saalburg. The flag reliquary of the Saalburg — für die unter uns, die kein Deutsch verstehen."

Lachend und in bester Stimmung folgte die ganze Gesellschaft dem jungen Führer. Eugenie hielt sich dicht bei ihm. Es schien, daß sie bei der bereits genossenen Privatführung doch nicht alles verstanden hatte. Wahrscheinlicher war, daß sie vordem selbst im Atrium und Sacellum und sogar am alten Brunnen nicht ausschließlich von römischen Bauten, Bräuchen und Heldentaten gesprochen hatten.

Eine knappe halbe Stunde dauerte die Führung, bei der der Oberstleutnant, durch kleine militärische Erklärungen oder vergleichende Einwürfe Cornelius unterstützend, vielleicht als einziger ganz bei der Sache war. In allen andern, die da auf den Spuren der rätischen Kohorte unterm aufgehenden Mond hinwandelten, gingen zu viel jüngst erst erlauschte, vermutete Dinge mit um, die ihnen

wesentlich näher lagen als die Wohnungen der Dekurionen und die Adler des Drusus ...

Irgendwoher aus dem dunkelnden Tal schlug es die neunte Abendstunde, als man sich wieder am Rande der Terrasse zur Erdbeerbowle zusammenfand, die duftig ragte zwischen Kuchen und Torten. Irgendwoher aus dem Tale schluchzten die Nachtigallen bei ihren versteckten Nestern.

Eugenie hatte die Gläser gefüllt. Einen Augenblick herrschte feierliche Stille.

Da erhob sich Nikolaus, knöpfte sorglich sein Jackett zu, klopfte ans Glas und sprach zu den aufmerksamen Lauschern also:

„Meine vielliebe Verwandten und Freunde! Wenn man aus dem nüchternen Amerika kommt, darf man auch eine feierliche Rede mit einer kleinen Trivialität beginnen. Und so nenne ich denn das Leben eine Reise; und stelle fest: daß ich — ohne diese Reise vorerst beendet zu sehen oder abgeschlossen zu wünschen, dazu ist denn doch noch zu viel unverbrauchte Lebenskraft in mir — daß ich nach einem Menschenalter an Irrfahrt und Erlebnis am Ausgangspunkt meines Lebens wieder angekommen bin."

„Nicht ganz — auf gerettetem Kahn", warf Bernhard dazwischen, dessen Temperament durch die guten Weine des Soupers und die Aussicht auf die Erdbeerbowle stark befeuert war.

„Nein, d a s Gott sei Dank nicht", nickte ihm Nikolaus freundlich zu. „Ich möchte auch das mir entschlüpfte Wort ‚Irrfahrt' nicht ganz im Sinne der Odyssee aufgefaßt wissen. Denn es hat — keine Penelope hier auf mich gewartet."

„Ist denn eigentlich einwandfrei festgestellt", unter-

brach der Oberstleutnant den Redner, „ob der Odysseus nicht gerade deshalb so lange wegblieb von Ithaka, weil sein Kathrinchen — wie hieß es doch? — auf ihn wartete?"

„Wir sind hier", wehrte Nikolaus mit einem feinen Lächeln ab, „so in unmittelbarster Nähe der Saalburg und damit eines der wesentlichsten Kastelle am Limes, der vor neunzehn Jahrhunderten das Reich Roms vom Land unserer Vorfahren trennte, vielleicht besonders geneigt, klassische Probleme zu behandeln. Aber ich möchte doch — da ich anderes, Näherliegendes, zu sagen habe — mit der wissenschaftlichen Weiterbehandlung dieser angeregten Frage meinen verehrten Jugendfreund, den Oberstleutnant von Lindebomm, betrauen, der in Angelegenheit aller lebenden und toten Kathrinchen anerkannter Sachverständiger ist".

Nachdem das vergnügte Gelächter sich gelegt und auch Kadzimura ausgegluckst hatte, fuhr Nikolaus fort: „Die äußere Anregung, daß ich in die alte Heimat fuhr, war der Rat meines Arztes da drüben, die heilbringenden Quellen von Homburg, die schon Tausenden geholfen haben, aufzusuchen. Dieser Arzt aber, der selbst in Deutschland promoviert hat, und der mir aus einem medizinischen Berater längst ein guter Freund geworden ist, hat — was jeder echte Arzt tun sollte — nicht den Kranken, sondern den Menschen behandelt. Hat nicht nur meinen von amerikanischen Eisgetränken schwer verkorksten Magen und das etwas lässiger gehende Herz erkannt, sondern auch den heimlichen Schmerz, den ich ihm nicht klagte und der doch mit den Jahren wuchs: die Sehnsucht nach der Alten Welt. Wohl, ich habe, wie viele andere Deutsche, über

See mein Stückchen Heimat mitgenommen und mir treu bewahrt. In ihrer Sprache, in den Werken ihrer Denker und Dichter. Wie sollte das bei einem gebildeten Menschen aus der Geburtsstadt Goethes auch anders sein. Ich habe da draußen immer gefunden, daß gerade — na, sagen wir's ruhig — der Stadtheilige unserer Mainstadt allen Hinausgewanderten ein besonders stolzes Bewußtsein mitgibt. Die Überzeugung: daß die heiße Liebe zur wertvollen engeren Heimat es ist, die alle Garantien für die heilige Treue zum ganzen großen deutschen Vaterlande leistet."

Er machte eine kleine Pause. Am Tisch war es ganz still geworden. Die Lust zu munteren Einwürfen war gebändigt. Nur die Nachtigallen schluchzten aus dem Taunustal.

Leichter im Ton fuhr Nikolaus nach einer Weile fort: „Sterben kann und muß jeder. Aber sein Leben richtig zu Ende leben, als Kunstwerk leben, wie es uns der große Landsmann vorgelebt hat — das lernt sich nicht so leicht. Ich hätte sterbend — ich eile nicht, aber ich kenne die Notwendigkeiten — hätte ich nicht mein Leben in sich gegründet und als kleines bescheidenes Kunstwerk empfunden, wenn ich nicht noch mal herübergekommen wäre. Mein Arzt hat gut gewußt, was er tat, als er mir die Homburger Wasser empfahl. Die heilenden Quellen, die der alten Heimat so nahe aus dem Schoß der Mutter Erde entspringen. Es ist, weiß Gott, nicht die Zusammensetzung ihrer Wasser allein aus Kohlensäure, Kochsalz, Stahl und was weiß ich — es ist die Kraft der geliebten und wiedererkannten Heimaterde, die da mitwirkt und mitheilt ...

„Gewiß, die Wehmut fehlt solchem Wiedersehen nicht.

Aber in aller Wehmut schläft eine stille Zustimmung des Alters. Gute, liebe, treue Menschen sind gegangen; und die Dinge um uns haben ein anderes Gesicht bekommen, haben sich verjüngt, wie sie mußten — aber immer im Sinne eines Wachstums, das wir verstehen, weil es unser Wachstum ist, weil es Art von unserer Art ist.

„Selbst aus alten Gebrauchsgegenständen, die wir wiedersehen, winkt eine alte Erinnerung an unvergessene Tage; grüßt eine Mahnung an Notwendigkeiten. Als wir — Eugenie und ich — die Freude hatten, neulich deine Tischgäste zu sein, Adam, oder euer aller Tischgäste, da stand auf der schöngedeckten Tafel ein silbernes Brotkörbchen. Hübsch geschmückt mit Rokokoverzierungen und von kleinen Kreuzchen schlicht durchbrochen. Ich erkannte es sofort. Dieses Körbchen erschien einst in der Familie nur an hohen Festtagen — zu Weihnachten und Ostern und an den Geburtstagen der Eltern. Das nach alter Familientradition gebackene Gebäck lag darin. Für das Kind deutete sein Erscheinen etwas Außerordentliches — und die Köstlichkeit seines Inhalts konnte kein Konditor oder Lebküchler auf der Zeil oder am Steinweg überbieten. Jetzt liegt zu Mittag das tägliche Tischbrot für eine neue Generation darin. Das ist die natürliche, allgemeine Wandlung der Dinge. Das früher Wunderbare und Besondere verwandelt sich ins Übliche und Gewohnte. Und nur zuweilen klingt noch eine leise Mahnung der Erinnerung durch die Herzen der Lebenden, daß in solch altmodischem Ding noch ein liebes Wunder von damals schläft ...

„Und ihr Älteren versteht mich gewiß, wenn ich sage, im ähnlichen Sinne hab' ich die lieben Verwandten unter

euch begrüßt, die mit mir jung gewesen sind. Zu deren Kindheit ein Wort, eine Andeutung, manchmal nur ein verstehender Blick noch die starken Brücken schlagen kann. Im Hirn eines jeden Alternden leben und wirken noch in ungeminderter Lebensfrische ein paar gute prächtige Menschen, die in Wahrheit längst gegangen sind. Diese körperlich schon lange Toten sterben erst wirklich und für immer mit dem kleinen, dem immer kleiner werdenden Kreise, der sie noch gekannt, geschätzt und geliebt hat. Dann erst ist ihr Name nur noch Schall und ruft in keines Menschen Hirn mehr ein Bild wirklich gewesenen Lebens hervor ... Ich aber durfte noch einmal auftauchen in solch kleinem Kreis, in dem gute, tüchtige Menschen, die meines Blutes waren, noch im beseelten Bilde leben; und es war mir ein Glück und eine Freude, von ihnen reden, ihre Gestalten zurückrufen zu dürfen mit denen, die sie gekannt und geliebt haben wie ich."

Wieder hielt er einen Augenblick inne. Wieder schwiegen alle und bewegten sich kaum. Und aller Augen sahen ernst, einige ein wenig umflort, zu dem Stehenden empor.

In Nikolaus gebräuntem Antlitz aber stieg jetzt ein feines Lächeln auf, als er wieder begann: „Ich habe euch aber wirklich nicht zu einer Erdbeerbowle auf die Saalburg geschleppt, um euch weich und traurig zu machen. Im Gegenteil: außer meinem herzlichen Dank für die gute Aufnahme wollte ich euch ein paar frohe Mitteilungen machen. Geständnisse, die sogar vielleicht die überraschen, die es am nächsten angeht ...

„Ich habe mal am Anfang unseres Homburger Aufenthalts meiner lieben —" Es war, als ob er etwas verschluckte, als er fortfuhr: „— meiner lieben Eugenie ge-

sagt, ich käme doch gewissermaßen wie der vorhin von euch abgelehnte Odysseus in die Heimat zurück. Heimlich nämlich und unwissend, wie man mich, den kaum mehr Erwarteten, aufnimmt. Und ich war ungewiß, ob ich — wie der Held der unsterblichen Dichtung — einen treuen Sauhirten Eumäus finden würde, dem ich mich zuerst anvertraute. Nun denn — ich hab' ihn gefunden. Zwar hab' ich mich nicht ihm anvertraut; aber er hat mich als erster durchschaut. Ist freilich kein er gewesen, sondern eine ‚sie'. Auch kein Sauhirt, sondern eine feine Künstlerin in ihrer Art, eine liebe alte Dame. Nämlich unser gutes Settchen."

Staunen, Neugier, Freude und Gelächter am Tisch. Als sich die Unruhe und die Zwischenrufe gelegt, fuhr Nikolaus fort:

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt — so frage nur bei edlen Frauen an. Unser großer Landsmann hat stets das treffende Sprüchlein bereit. Bloß — ich habe nicht bei ihr ‚angefragt'. Nein, sie hat mir's zwischen ihren famosen Puppen aus der Werther-Zeit selber gesagt. Und ich bin tief dankbar von ihr gegangen. Denn ich wußte wieder, was sich ziemt. Wußte wieder wie alt ich war, und worin das Recht der Jugend besteht. Und wußte wieder, wie Ulrike von Levetzow — nicht endigen sollte."

„Was sagt er?" ... „Wen meint er?" ... „Ulrike von Levetzow?" ... „Wie kommt er auf die?" ... „Hat er zuviel getrunken —?"

„Nein, das hab' ich nicht", griff Nikolaus die geflüsterte Frage auf, die er gehört hatte. „Und so gut die Bowle hoffentlich ist, zu viel von ihrer Wirkung bei mir sollt ihr nicht erleben. Denn ich habe erst kürzlich das

erschütternde Bild eines alten Herrn gesehen, der etwas mehr getrunken hatte, als er —"

„Wer war das, bitte?" — „Ich doch nicht?" — „Namen nennen!" — „Nicht bloß andeuten!" ...

„Nein, keine Namen nennen. Aber den Bekennermut haben, daß man beinah' selber auf dem falschen Wege war und von köstlichen Dingen, die der Jugend anstehen, nochmal kühner und eigensüchtiger naschen wollte, als klug ist und bekömmlich. So aber verdanke ich's meinem weiblichen Eumäus und der mutigen Denkart einer auch von euch hochgeschätzten Frau, daß ich die — vielleicht schon allzulange, aber erste und einzige — Rede dieses Abends mit zwei Mitteilungen schließen darf, die eurem Interesse begegnen werden. Also zunächst: ich bleibe noch vierzehn Tage hier — obschon mich wichtige Geschäfte heimriefen. Ich habe es nämlich übernommen, noch zweimal in Frankfurt Trauzeuge zu sein. Einmal bei einer Ehe, die man als keinen übereilten Schritt bezeichnen darf. Bei der ehelichen Verbindung, zu der Gina Gerno und der Fürst Wladimir Iwanowitsch Gondschukoff sich entschlossen haben."

„Nanu" — „Hört, hört!" ... „Das ist recht!"

„Und dann — ja, da hab' ich vielleicht etwas voreilig gehandelt. Aber ich hoffe auf Absolution. Ich habe heute morgen einen eingeschriebenen Eilbrief nach Potsdam geschrieben. An Herrn und Frau Veronius."

„Wieso nach Potsdam?" ... „Still, nicht unterbrechen!" ... „An die Eltern von Eugenie?" ... „Ja, sind denn die auf einmal in Potsdam?" ... „Ich denke die sind längst —"

„Nein", schnitt Nikolaus ruhig ab, „sie sind nicht

— oder vielmehr sie *sind* gute und, gottlob, gesunde Bürger von Potsdam. Und ich habe sie in meinem Brief — unter Darlegung aller Verhältnisse, die euch nicht vorenthalten werden sollen — hab' ich sie gefragt: ob ich als Brautwerber um die Hand ihrer einzigen Tochter Eugenie —"

„Nikolaus!" Die tief erschrockene Stimme der Tante Settchen übertönte das Stimmengewirr.

„— um die Hand ihrer einzigen Tochter Eugenie bitten darf —"

Totenstille. Die Verblüfften, Erstaunten, Verständnislosen sahen sich an.

Settchens starre Augen hingen fragend an Nikolaus.

Der aber fuhr leicht und wie selbstverständlich nach kleiner Pause fort: „— bitten um die hübsche Hand Eugeniens für meinen lieben *Neffen*, den zukunftsreichen Bildhauer Cornelius Sennelaub, *vor* dem hoffentlich das Glück und der Ruhm liegt", er ließ seine Stimme ein wenig sinken, aber jedes Wort atmete Güte, als er vollendete: „und *hinter* dem, bis beides da und gefestigt ist, *ich* mir zu stehen erlaube."

Cornelius war mit feuerrotem Kopf glückstrahlend aufgesprungen. „Das — das hast du gemacht, Onkel Nikolaus? Und ich hatte schon gedacht du selbst —"

„Künstler müssen nicht denken, bloß fühlen und schaffen!"

„Ja, wir hatten allerdings *auch* vermutet —" Adam wollte endlich mal zur vollen Klarheit über die verwirrten Familienverhältnisse in Philadelphia und Boston durchdringen.

Aber schon unterbrach ihn Nikolaus: „Ich kann mir denken und habe wohl auch bemerkt, was ihr alle Törichtes vermutet und Lasterhaftes gedacht habt. Der Brief

des Herrn Pachnicke hat eine Berliner Zufallsbekanntschaft, die ich, gottlob, rasch abschüttelte, zu einer Tochter oder Geliebten werden lassen. Sie war das eine nicht und wurde nicht das andere. An Eugeniens rätselvoller Stellung freilich sind wir ein bißchen selbst schuld. Verzeiht uns die harmlose Tarnung! Das liebe Mädel ist — ganz schlicht und nüchtern gesagt — eine zufällige Reisebekanntschaft von mir. Aber nie bin ich dem Zufall in meinem Leben dankbarer gewesen. Denn sie ist daran schuld, daß ich unter meinen wertvollen Erinnerungen an diese Reise nicht nur Dorotheas Schneckenrezepte und die Bekanntschaft mit einer neuen Hunderasse, dem ‚Schoddelduddel', mit hinübernehme, sondern in erster Linie das Wertvollste, den neu gestärkten Glauben an die fröhliche Unverdorbenheit, die selbstsichere Lauterkeit der deutschen Mädchen. Aus einem kleinen frühlingsmäßigen, sauberen deutschen Abenteuerchen führe ich nun rasch noch, ehe ich das Schiff besteige, ein Bräutchen in unsere Familie ein, wie ich's mir selber zu guter Zeit hier hätte suchen sollen. Und da sie nun, so Gott will, wirklich meine Nichte wird, so gebe ich ihr hier" — er zog aus der Tasche das schmale Lederbeutelchen, das ihm Eugenie am ersten Abend im dunklen Homburger Park anvertraut — „das kleine Kapital zurück, das sie zur stolzen Selbstbestreitung ihres Ferienaufenthaltes vertrauensvoll in meine Hände gelegt ... Denn jetzt bin ich nicht mehr bloß ihr Reisemarschall, sondern ihr Onkel und lasse mir von meiner kleinen Nichte nichts schenken!"

Eugenie war auf Nikolaus zugestürmt und hing an seinem Hals: „Onkel Nikolaus!"

„Ich habe übrigens" — zwischen den ihn heiß um-

schlingenden Armen des durch Glück und Überraschung verschönten Mädchens rief das Nikolaus in das Gewirr der Stimmen, gegen die keine Nachtigallen mehr aufkamen — „ich habe — Ordnung muß sein — meinem Brief nach Potsdam in einem Postskriptum hinzugefügt: daß meine Fürsorge mit dem Ankauf zweier Begräbnisplätze auf dem Frankfurter Friedhof bereits begonnen hat. Mir allerdings hab' ich einen dritten daneben ausgesucht. Das ist die Bedingung, daß meine Asche einmal — es hat Zeit! — aus Philadelphia in die alte Heimat hinüberfinden soll. Denn wie die Stadt St. Germain stolz eine Wiege im Wappen führen darf, weil der vierzehnte Ludwig dort geboren ist, so hat das Wappen der Stadt Frankfurt unter dem silbernen Adler im roten Feld stets — andern wohl unsichtbar — mir eine kleine Wiege gezeigt. Die meine. Und Anfang und Ende soll, so möchte ich's, nicht weit voneinander liegen."

„Ein verrückter Hund bist du immer noch, Nikolaus!" Adam, der die guten alten Augen voll Wasser hatte, knurrte das vor sich hin, indem er sich der Hand des Vetters bemächtigte und sie leidenschaftlich drückte.

„Und vielleicht —" Gettchen sagte es, da niemand sonst ihr zuhörte, zu Kadzimura, dem lächelnden Japaner: „— vielleicht wäre er ein Dichter geworden, wenn nicht das verfluchte Amerika —"

Nikolaus machte sich los und erhob das Glas: „Also, da kein entrüsteter Widerspruch sich meldet, es lebe das Brautpaar — nein: es leben die zwei Brautpaare!"

„Hoch! Hurra!" ... Die Begeisterung löste die Verblüffung und Rührung ab. Und des Rufens und Lobens war kein Ende.

Da kam plötzlich von unten aus der grünen Talecke, wo die Wagen wartend standen, ein Ton und noch einer. Kräftige tiefe Töne eines Hornes. Es blies da jemand, den man nicht sah, ein Lied, das allen bekannt schien, und das doch nicht aus der Zeit war. In seltsamen Modulationen drang es herauf zu den staunend Lauschenden. Mit so echtem Gefühl, mit so innigem, fast wehmütigem Ausdruck, daß alle unwillkürlich, wie gebannt, verstummten und den Atem anhaltend hinhörten und die Stelle zu erspähen suchten, aus der die Töne kamen.

„Was ist das?" fragte Eugenie, der zuerst ein Zusammenhang aufging zwischen der Feier hier oben und dem seltsamen Konzert dort unten.

Und Kadzimura, der mit seinen scharfen Augen am besten sah, erklärte: „Ein Mann in eine Uniform — nebben sich einer Hund — sitzen vorn auf das Auto von Mister Sennelaub und machen immerzu Geblus."

„Das ist mein alter guter Dribbderbach. Jetzt mein Chauffeur. Aber früher einmal im alten Frankfurt, knapp vor dem Krieg — wie er mir jüngst erst gestanden hat — ein ganz junger Kaiserlicher Postillion. Berufsenkel gewissermaßen unseres Urgroßvaters. Und da ich ihm von unserm Ahnherrn erzählt, hat er eilig die alte Uniform bei Muttern hervorgesucht und sich's nicht nehmen lassen . . ."

„Und er bläst gut."

„Aber w a s bläst er denn?"

Niemand schien's zu wissen. Man lauschte andächtig, schweigend.

Aber da das Horn verstummte, blühte Eugeniens liebe Mädchenstimme erst zaghaft, dann sicherer aus der Stille

auf. „Ich glaube, ich weiß es, was er geblasen hat. Darf ich's euch mit den Worten eines Dichters sagen? Er bläst das Heimweh."

Und ihr gutes junges Gedächtnis sprach die Verse, die sie in Nikolaus' Schrift an jenem Abend zwischen den amerikanischen Blättern gefunden hatte, langsam und feierlich in den Abend: „Heimweh nach beschwingtem Wandern — aufwärts, wo der Friede wohnt; — Heimweh nach dem Glück der andern, — das uns mit-zu-leben lohnt. — Heimweh, weit aus Glück und Ehren — in der Jugendgärten Grün — still-besinnlich heimzukehren, — wo die lieben Gräber blüh'n. — Heimweh, das die üble Praxis — kaum verrauschten Tags bezwingt, — wenn das Horn von Thurn und Taxis — fernher durch die Seele klingt ..."

Bücher

von

Rudolf Presber

Der bunte Kreis.

Die schönsten Erzählungen und Geschichten aus dem Lebenswerk eines Optimisten. 5. Tausend. In Leinen M 4.80

Die Auswahl spiegelt den ganzen Presber, den fröhlichen Plauderer, der voll unverwüstlicher Laune, mit feiner Ironie die kleinen Schwächen seiner Mitmenschen geißelt und den Leser durch die schier unerschöpfliche Fülle von Einfällen und Überraschungen gefangennimmt, der aber auch Töne anzuschlagen versteht, die an Herz und Gemüt rühren. Magdeburger General-Anzeiger

Ich gehe durch mein Haus.

Erinnerungen. 5. Tausend. In Leinen M 5.50

Diese plaudernden Erzählungen von Reisen, Vortragsfahrten, Begegnungen mit zahllosen interessanten und bedeutenden Menschen beschreiben ein ungewöhnlich glückliches Leben. Zu diesen Einblicken in das Eigene und Eigenste gesellen sich amüsante Schilderungen mancher Zeitereignisse, die im glitzernden Streulicht funkelnden Witzes aus dem Vergessensein aufleuchten. Hamb. Fremdenbl.

Eine tüchtige Kraft.

Roman. 8. Tausend. Leinen M 3.80

Ein lustiges Buch, das bei aller Lustigkeit noch eine gehörige Portion Spannung besitzt. Das Entscheidende dieses Buches ist die Frische, mit der geradezu eine verschwendende Fülle von komischen Situationen und spannenden Momenten dem Leser vor die Augen gebracht werden. Stettiner General-Anzeiger

Cagliostro in Altenbühl.

Roman. Mit Federzeichnungen von F. Christophe. 5. Tausend. Leinen M 5.50

Cagliostro, der falsche Graf, stellt die Bürgerschaft eines Städtchens vollkommen auf den Kopf, spielt mit ihnen wie mit Marionetten, wirbelt alle und alles durcheinander und weiß sich schließlich mit Gewandtheit den gelegten Schlingen zu entziehen und einer Verfolgung mit List zu entgehen. Wie er das alles anstellt, erzählt uns Presber humorvoll und spannend. Der Freiheitskampf

Die Hexe von Endor.

Roman. 8. Tausend. Leinen M 5.50

„Die Hexe von Endor" ist eine Hellseherin, eine der vielen in Berlin. Daß sich hier der grobe Unfug zum Segen eines außerordentlich netten Mädels auswirkt und durch viele Verwicklungen endlich alles mit einem Knalleffekt zum guten Ende kommt, wird die Leser Presbers besonders ergötzen. Deutsche Rundschau, Berlin

Der Konrad und die Paula. Roman. 9. Tsd. Lein. M 6.—

Diese Junggesellen, Dienstboten, mondänen Frauen und schlichten Mütter sind so lebenswahr und so kapriziös zusammengestellt, daß das neue Werk auf dem Boden epischer Kleinkunst zu einer genußreichen Unterhaltung zählen darf. Der Mittag, Düsseldorf

Frühling in Nervi. Roman. 12. Tausend. Leinen M 6.75

Reiche stoffliche Fülle, schalkvolle Heiterkeit und tief empfundene Naturbilder sind die Grundkräfte Presbersher Erzählungskunst. Der ernste Hauptinhalt ist von so viel feinem Spott, Humor und Güte umwoben, daß trotz aller Schwere die gesunde Lebensbejahung stets triumphieren muß. Auch in diesem Werk läßt der Lebenskünstler und Meister der Erzählung in Presber den Leser nicht eher los, bis die letzten Seiten umgeschlagen sind.
Stadtanzeiger, Köln

Die Witwe von Ephesus. Roman. 15. Tsd. Lein. M 6.75

Bücher, wie das vorliegende, sind geeignet, die Problematik der Gegenwart auf das Notwendige zurückzuführen und dem Leser etwas von jener lächelnden Lebenskunst zu vermitteln, die das Wesen von Presbers Kunst ausmacht. Rhein.-Westfäl. Zeitung, Essen

Aus der Jugendzeit. Erinnerungen. Mit 16 Aufnahmen nach Familienporträts und zeitgenössischen Landschafts- und Städtebildern. 9. Tausend. Leinen M 6.75

Mit dichterischer Gestaltungskraft führt Presber eine vergangene Zeit herauf, eine Welt, in deren sonntägliche Frische man sich gern aus der Hatz der Gegenwart flüchtet. Berliner Lokal-Anzeiger

Haus Ithaka. Roman. 24. Tausend. Leinen M 6.25

Der Wert des Romans liegt in einer wahrhaften Überfülle an Sonne, die er ausstrahlt. Presber hat sich mit diesem Buch erst auf sein Bestes besonnen. Velhagen und Klasings Monatshefte

Der Don Juan der Bella Riva. Ein Geschichtenbuch. 14. Auflage. Gebunden M 5.25

Über allen zwölf kleinen Geschichten strahlt die Sonne gesunder, sinniger Fröhlichkeit. Hamburger Fremdenblatt

Der Tag von Damaskus. Humoristische Novellen. 11. Tausend. Leinen M 5.50

Eine Sammlung kleiner kapriziöser Erzählungen ... Sie bieten Anregung zu interessanten Betrachtungen, und ihr Genuß wird am größten, wenn sie im trauten Kreise laut vorgelesen werden.
General-Anzeiger, Frankfurt a. M.

Das Mädchen vom Nil und andere Novellen. 12. Tausend. Leinen M 4.—

Rudolf Presber, bei dem man sich nicht krank-, sondern gesundlachen kann, dieser köstliche Sorgenbrecher, beweist aufs neue, daß er auch tief ans Herz zu greifen versteht. Pester Lloyd, Budapest.

Von Kindern und jungen Hunden. Humoristische Novellen. 30. Tausend. Leinen M 5.25

Presbers Geschichtenbücher sind in unseren ernsten Zeiten etwas Erquickliches ... Auch wo die Satire einmal in groteske Szenen einführt, bleibt sie dezent und geschmackvoll, des Verfassers unverwüstliche Laune ist überall verklärend mit dabei. Frankfurter Nachrichten

Von Leutchen, die ich liebgewann. Ein Skizzenbuch. Illustriert. 66. Tausend. Leinen M 5.75

Presber entdeckt nicht nur die Schrullen und fixen Ideen der Leutchen, er sieht in den Gebaren von Sonderlingen, über das der Philister den Kopf schüttelt, oft Schönheit, stille, heimlich leuchtende Seelenschönheit. Frauen-Rundschau

Die Diva und andere Satiren. 13. Tsd. Leinen M 4.—

Warmherzig und voll Empfindung, ist das Buch so recht dazu geeignet, jedermann von krankhaften Seelenzuständen zu befreien und allen Pessimismus zu verscheuchen. Münchener Neueste Nachrichten

Ernte. Eine Auswahl aus meinen Versen. Gebunden M 4.—

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin